

Grosse Spezialausgabe zum 1. August

# DIE WELTWOCHEN

Nummer 30/31 – 27. Juli 2017 – 85. Jahrgang – Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90



## Überleben in einer verrückten Welt

Mit Thomas Held,  
Pascale Baeriswyl,  
Günter Netzer,  
Gottfried W. Locher,  
Kurt Fluri,  
Hildegard Keller,  
DJ Antoine,  
Nico Hischier,  
Ignazio Cassis  
u. v. a. m.

Covergestaltung: Polo Hofer (1945–2017)

# SUMMER DEAL



ABOVE & BEYOND



## JETZT VOM SENSATIONELLEN 0.9%-LEASING PROFITIEREN.

Ausgezeichnet. Einzigartig. Unaufhaltsam. Wie auch immer Sie Fahrspass geniessen möchten, jetzt profitieren Sie vom attraktivsten Land Rover Leasing-Angebot aller Zeiten für die Modelle Discovery Sport, Range Rover Evoque und Evoque Convertible.

**Starten Sie jetzt zu einer Probefahrt beim teilnehmenden Land Rover Fachmann in Ihrer Nähe.**

[landrover.ch](http://landrover.ch)

**LEASING**  
**0.9%**

 **FREE SERVICE**  
4 Jahre/100'000 km

Die Aktion läuft vom 1.6.2017 bis auf Widerruf und gilt für alle Discovery Sport, Range Rover Evoque und Evoque Convertible Modelle der Marke Land Rover bei Finanzierung über die MultiLease AG. Solange Vorrat. Leasingbeispiele abgebildete Modelle: Discovery Sport HSE Luxury, Range Rover Evoque Autobiography, Evoque Convertible HSE Dynamic; 2.0 eD4, 2.0 TD4, 2.0 TD4; 150 PS, 180 PS, 150 PS; man., aut., aut.; Front, Allrad, Allrad; Normverbrauch gesamt: 4.7, 5.1, 5.7 l/100 km; 123, 134, 149 g CO<sub>2</sub>/km (Durchschnitt aller verkauften Neuwagen: 134 g/km); CO<sub>2</sub>-Emissionen aus der Treibstoffbereitstellung in g/km: 20, 22, 24; Benzinäquivalent: 5.3, 5.7, 6.4; Energieeffizienz-Kategorie: A, C, D; empfohlener Nettoverkaufspreis CHF 54'350.- inkl. Sonderausstattungen (Metallic-Lackierung, 5% Rabatt abgezogen), CHF 67'070.- (5% Rabatt abgezogen), CHF 66'795.- inkl. Sonderausstattungen (Metallic-Lackierung, Black Design-Paket, 5% Rabatt abgezogen); Anzahlung 20% CHF 10'870.-, CHF 13'414.-, CHF 13'359.-; Leasingrate CHF 532.80/Mt., CHF 657.50/Mt., CHF 654.80/Mt. Effektiver Jahreszinssatz: 0.9% (Laufzeit: 48 Mte./100'000 km/Jahr), exkl. obligatorischer Vollkaskoversicherung. Eine Anzahlung ist nicht obligatorisch (mit entsprechender Anpassung der Leasingraten). Die Kreditvergabe ist unzulässig, falls sie zur Überschuldung des Konsumenten führt. Free Service: 4 Jahre oder 100'000 km. Es gilt das zuerst Erreichte. Änderungen jederzeit vorbehalten.

## Intern

**Wichtiger Hinweis:** Dies ist unsere Doppelausgabe zum Nationalfeiertag. Auf 106 Seiten kommen Menschen zu Wort, die Interessantes zur Schweiz und zur Welt zu sagen haben. Ziel ist wie immer die grösste Vielfalt an Meinungen auf engstem Raum. Die nächste *Weltwoche* erscheint am 10. August!

Es ist bereits Tradition, dass ein Schweizer Künstler das Titelblatt der *Weltwoche*-Sommerausgabe gestaltet. Dieses Jahr hatte sich trotz schwerer Krankheit Mundart-Rocker Polo Hofer zur Verfügung gestellt. Gemeinsam mit dem Grafiker Hans Kühne hat er Ferdinand Hodlers ikonisches «Wilhelm Tell»-Gemälde neu interpretiert. Der Schweizer Nationalheld trägt bei Hofer Turnschuhe, hält in einer Hand eine Mistgabel, in der anderen ein Smartphone. Auf dem T-Shirt prangt der Spruch «Swiss first». Müsste es in Anlehnung an Donald Trumps «America first» nicht eher «Switzerland first» heissen? «Nein», sagte Polo Hofer, als wir ihn wenige Wochen vor seinem Tod im Berner Oberland besuchten. «Ich meine nicht nur die Schweiz, sondern vor allem die Schweizer und das Schweizerische.» **Seite 42**



«Das Schweizerische»: Musiker Hofer.

Kurt Fluri, langjähriger Stadtpräsident von Solothurn und Nationalrat (FDP), musste sich schon einiges an Kritik von Seiten der *Weltwoche* gefallen lassen. Zu diskutieren gab neben dem Lohn des Berufspolitikers vor allem seine Rolle bei der Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative der SVP. Für dieses Heft hat sich Redaktor Alex Baur die Aufgabe gestellt, die Dinge

einmal aus der Perspektive von Kurt Fluri zu ergründen. Was bewegt den Anwalt und fünf-fachen Familienvater? Warum tut er sich mehr als zwei Dutzend Mandate an? Während eines mehrstündigen Rundgangs durch Solothurn gewährte Fluri einen entwaffnend offenen Einblick in seine Gedankenwelt. **Seite 44**

Als junger Mensch ein Unternehmen führen? Karin Bertschi, 27, und Janina Martig, 34, gelingt es – und das in absoluten Männerdomänen: Bertschi leitet das Familienunternehmen Recycling-Paradies und Janina Martig ist nicht nur Model, sondern auch LKW-Fahrerin und Fuhrhalterin. «Ich empfinde es als klaren Vorteil, eine Frau zu sein», sagt Bertschi. «Wenn ich das Gleiche tun würde und ein Mann wäre, wen würde es interessieren?» **Seite 70**

Günter Netzer, der stoische Überfussballer aus Deutschland, mittlerweile Schweizer, ein Mann, der sich einst selber in einem Pokalfinal einwechselte, gehört zu den charismatischen Figuren des Sports. Er formuliert druckreif; selbst im Getümmel von Weltmeisterschaften, die er dann als Kommentator bereicherte, strahlte sein Gesicht stets die Coolness des unerschütterlichen Weltmanns aus. Roger Köppel und Thomas Renggli haben diesen glorreichen Zeitzeugen des Rasens zum grossen Gespräch besucht. Netzer war bestens erholt von einer schweren Herzoperation und lieferte die gewohnt messerscharfen Analysen zum Fussball, zum Zeitgeschehen und zu seiner neuen Heimat Schweiz. Wie hat er es geschafft, in einer immer schon verrückten Welt nicht nur zu überleben, sondern auch nachhaltig zu reüssieren? Über seine Erfahrungen lesen Sie ab **Seite 96**.

*Ihre Weltwoche*

## DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR IT-SPEZIALISTEN

Mit [www.itjobs.ch](http://www.itjobs.ch) die besten IT-Spezialisten finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH  
Technoparkstrasse 1  
8005 Zürich  
044 440 10 80  
[www.itjobs.ch](http://www.itjobs.ch)



## Impressum

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich  
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.

**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,  
E-Mail-Adressen: [vorname.name@weltwoche.ch](mailto:vorname.name@weltwoche.ch),  
[leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch)

**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,  
E-Mail: [verlag@weltwoche.ch](mailto:verlag@weltwoche.ch)

**Internet:** [www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch)

**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91  
E-Mail: [kundenservice@weltwoche.ch](mailto:kundenservice@weltwoche.ch)

Jahresabonnement Inland Fr. 322.– (inkl. MwSt.)  
Schnupperabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)  
Weitere Angebote für In- und Ausland unter  
[www.weltwoche.ch/abo](http://www.weltwoche.ch/abo)

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)

**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel

**Chefredaktion:** Philipp Gut (Stv.),

Beat Gygi (*Wirtschaft*), René Zeller (*Bundespolitik*)

**Produktionschef:** Lukas Egli

**Redaktion:**

Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur,  
Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Wolfgang Koydl,  
Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Alex Reichmuth,  
Claudia Schumacher, Florian Schwab

**Redaktionelle Mitarbeiter:**

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,  
Silvio Borner, Henryk M. Broder,  
Peter Hartmann, Pierre Heumann,  
Peter Holenstein, Mark van Huisseling,  
Hansrudolf Kamer, Peter Keller,  
Wolfram Knorr, Christoph Landolt,  
Franziska K. Müller, Matthias Matussek,  
Daniela Niederberger, Linus Reichlin,  
Peter Ruch, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,  
Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin,  
David Schnapp, Hildegard Schwaninger,  
Sacha Verna (*New York*), Max Wey,  
Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),  
Kurt W. Zimmermann

**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring

**Layout:** Daniel Eggspühler (*Art-Director*)

**Bildredaktion:** Martin Kappler,  
Larissa Weber (*Assistentin*)

**Korrektur:** Cornelia Bernegger (*Leitung*),  
Viola Antunovits, Renate Brunner,

Nadia Ghidoli, Rita Kempfer,  
Sandra Noser, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky

**Sekretariat:** Sabine Mähner (*Leitung*),  
Inga-Maj Hojajj-Huber

**Verlagsgeschäftsführer:** Guido Bertuzzi

**Anzeigenverkauf:** Sandro Gianini (*Leitung*),  
Gabriel Lotti, Brita Vassalli

**Anzeigen-Innendienst:** Samuel Hofmann (*Leitung*)  
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

**E-Mail:** [anzeigenid@weltwoche.ch](mailto:anzeigenid@weltwoche.ch)

**Digital-Marketing:** Bich-Tien Köppel (*Leitung*)

**Online-Vermarktung:** Jonlinio GmbH

**Tarife und Buchungen:** [weltwoche@jonlinio.com](mailto:weltwoche@jonlinio.com)

**Druck:** Print Media Corporation, PMC,  
Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



TRAUEN SIE KEINER  
BODENHEIZUNG  
ÜBER 25.  
SANIEREN STATT  
ERSETZEN.

DAS EINZIGE SYSTEM MIT  
NEUZUSTANDSGARANTIE.

Ist Ihre Bodenheizung älter als 25 Jahre? Dann besteht die Gefahr, dass die Rohre schon spröde und verschlammte sind. Warten Sie nicht, bis ein teurer Ersatz nötig ist. Spülungen und einfache Reinigungen führen nach kurzer Zeit häufig zu noch grösseren Problemen. Unser HAT-System hingegen versetzt Ihre Bodenheizung wenn nötig wieder in den Neuzustand, nachweislich und als einziges System überhaupt. Was uns auszeichnet ist unsere Erfahrung und die Qualität unserer Arbeit. Denn unser Familienunternehmen bietet seit 1985 Problemlösungen rund um wasserführende Leitungen im Gebäude an. Wir sind die Erfinder der Rohrrinnensanierung im Gebäude.

**Vereinbaren Sie noch heute eine Zustandsanalyse mit unseren Fachleuten:**  
[www.naef-group.com](http://www.naef-group.com) oder **0800 48 00 48.**

 **Naef**  
GROUP

# Überlebenswunder

Noch in ihren Irrtümern ist die Schweiz oft klüger als die anderen. Das hat gute Gründe.

Von Roger Köppel

Je verrückter die Welt wird, desto vernünftiger und normaler wirkt die Schweiz. In den USA toben giftige politische Seifenoper. Die EU krankt an ihrer bisher grössten Vertrauenskrise. Reihum taumeln die Traditionsparteien. Neue Wunderknaben und Hoffnungsträger betreten das Theater. Dagegen nimmt sich die Schweiz wohltuend wie ein Korallenriff der Stabilität und Langeweile aus.

Draussen stürzen Weltbilder und Luftschlösser ein. Wir beobachten das Scheitern einer Ideologie, die es mit dem Internationalismus, den Staatsschulden, den offenen Grenzen und den angeblichen Segnungen der Migration übertrieb. Die Leute wollen nicht zurück in die Höhle, aber sie wollen eine Korrektur. Das ist der tiefere Grund hinter der Masseneinwanderungsinitiative, hinter Brexit, Trump, Orbán, den Populisten und dem Wegschmelzen der Mainstream-Parteien im Westen.

Für die Journalisten sind an allem die Politiker schuld, die am lautesten gegen die falsche Weltsicht der Etablierten und ihrer Medien protestieren. Irrtum. Überall im Westen ist ein Richtungsstreit im Gang, den wir in der Schweiz bereits seit den frühen neunziger Jahren austragen. Die Tabuthemen, über die in den USA, in Frankreich oder Deutschland grimmig gestritten wird, sind dank der direkten Demokratie bei uns längst entzaubert auf der Tagesordnung. Die Schweiz als intellektuelle Avantgarde, einmal mehr.

Ist die Welt eher gefährlich als verrückt geworden, wie Staatssekretärin Pascale Baeriswyl in dieser Ausgabe argumentiert? Ich lese gerade ein Buch über den Spanischen Bürgerkrieg. Damals wütete bereits das mörderische Weltgemetzel zwischen internationalem und nationalem Sozialismus, das in den folgenden Jahren Millionen von Menschen das Leben kosten sollte. Es gibt reale Risiken heute, klar, aber vor achtzig Jahren war Europa ein viel gefährlicherer Ort.

Es gibt Stimmen in diesem Heft, die vor den sozialen Folgen der Digitalisierung warnen. Sie befürchten weltweit Millionenheere von Ausrangierten und Arbeitslosen, die Auslöser einer politischen Radikalisierung werden könnten. Wie soll die Demokratie damit fertig werden?, fragt zum Beispiel der Schweizer Erfolgsunternehmer Francisco Fernandez. Auch Optimisten werden einräumen, dass es ein Fehler wäre, die Errungenschaften des demo-

kratischen Rechtsstaats für alle Zeiten als selbstverständlich zu erachten.

Natürlich ist auch bei uns in den letzten Jahren vieles ins Rutschen geraten. Die Masseneinwanderung drückt. Das Asylwesen ist ausser Kontrolle. Wir haben uns mehrfach vom Ausland erpressen lassen. Die Zahl der Leute, die mehr vom Staat kassieren, als sie einzahlen, wird grösser. Trotzdem bleibt die Schweiz ein beeindruckendes Überlebenswunder. Es ist fast unheimlich, wie es ihr gelingt, aus allen Krisen irgendwie gestärkt hervorzugehen.

Was macht die Schweiz aus? Enorme Stabilität bei grösster Flexibilität, bambusmässig, hart und elastisch zugleich. Unser Land ist ein Bollwerk der politischen Vernunft. Noch in unseren Irrtümern sind wir klüger als die anderen. Warum? Weil alle mitreden und vor allem: mitentscheiden können. Alle reden mit allen über alles, was alle betrifft. Und dann wird abgestimmt. Das Volk hat nicht immer recht, aber was das Volk entscheidet, gilt. So sollte es sein.

In dieser Ausgabe reden wir über Überlebensstrategien. Was ist die wichtigste Überlebensstrategie der Schweiz? Keine Experimente, nichts übertreiben, die Neutralität pflegen, rechnen statt spekulieren, schön unabhängig bleiben. Offenheit, ja, aber wer sich allem öffnet, ist nicht ganz dicht. Demokratie heisst, dass man die Mehrheit ernst nimmt, ohne die Minderheit zu vergewaltigen. Solan-

ge in der Schweiz die Schweizer das Sagen haben, müssen wir uns keine Sorgen machen.

Und noch eine Lehre der Geschichte, die wir mit dem kritischen Historiker André Holenstein besprechen: Die Schweiz ist kein pures Eigenfabrikat ihrer Ureinwohner, sie war immer auch das Resultat des Wollens mächtiger Nationen. Die Schweiz, eine Willensnation der anderen? Das stimmt auch, aber ohne den Selbstbehauptungswillen der Schweizer gäbe

es die Schweiz erst recht nicht. Unsere Vorfahren machten viel aus den Vor- und Nachteilen ihrer geopolitischen Situation.

Noch ein Wort zur Unabhängigkeit. Fulminant argumentiert der frühere Vordenker von Avenir Suisse, Thomas Held, gegen die Idee, die Schweiz sei eine Insel, heldenhaft und einsam gegen den Rest der Welt. Held hat recht. Allerdings kenne ich keinen, der ernsthaft eine solche Isolations-Illusion vertritt.



Trotzt dem Trübsinn.

Die Schweiz ist von Natur aus arm. Sie konnte nie bei sich selber stehenbleiben. Wirtschaftliche Weltoffenheit war ein Gebot von Anfang an. Aber um diese Weltoffenheit zu leben, pflegten die Schweizer eben politisch ihre Unabhängigkeit. Wer sich nirgends anbindet, ist beweglicher.

Es ist auch Mode geworden, Demokratie und Rechtsstaat gegeneinander auszuspielen. Wieder lohnt sich ein Blick auf unser Land. Die Eidgenossenschaft hat sich von Geburt an als Rechtsgemeinschaft installiert. Selbst die Grenzen ihrer Demokratie, das zwingende Völkerrecht, haben sich die Schweizer selber auferlegt. Unser Rechtsstaat ist das Produkt unserer Demokratie, und als Hüter ihrer eigenen Menschenrechte bewähren sich seit Generationen die Bürger dieses Landes.

Je verrückter die Welt ist, desto interessanter wird die Schweiz. Wir haben es mit einem erfolgreichen kleinen Staat zu tun, in dem am Ende die wichtigsten Entscheidungen von den Stimmberechtigten getroffen werden. Es braucht keine Erleuchteten, keine Gesalbten, und es braucht auch keine Genies, damit es funktioniert.

Bei aller Bescheidenheit: Die Schweiz verwirklicht heute eine der grössten Hoffnungen der Moderne: dass es nämlich gut herauskommt, wenn man die Leute im Rahmen der demokratischen Ordnung, die sie sich selber gegeben haben, machen lässt.

Allein die Tatsache, dass es so etwas wie die Schweiz überhaupt noch gibt, ist ein Grund, optimistisch nach vorne zu schauen.

Qualität ist nicht unser Anspruch, sondern eine Selbstverständlichkeit.

Ihre Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. [pyramide.ch](http://pyramide.ch)

Spitze für Sie.



«Das wird schwierig»: Christian Kern. Seite 20



Generationenwechsel: Lisa Mazzone. Seite 48



«Es gibt kein Eigen- und Privatleben mehr. Alles ist öffentlich.»

Günter Netzer: Seite 96

## Titelgeschichte

- 11 **Polo Hofer** Nachruf von Gattin Alice
- 42 **Hofers Hodler** Wie der Berner Mundart-Rocker das Titelblatt dieser Ausgabe gestaltete

## Kommentare & Analysen

- 5 Editorial
- 9 **Kommentar**  
Schweizermacher-Blues
- 9 **Im Auge** Michelle Hunziker
- 10 **Personenkontrolle**
- 12 **Mörgeli**  
Mittendrin im Flüchtlingsstrom
- 12 **Bodenmann**  
Wann baut Spuhler den Reiner one?
- 13 **Medien** Ideologie der Fakten
- 13 **Die Deutschen** Wertvoller als Gold
- 23 **Ausland**  
Die Tories in der Zwickmühle

## Inland

- 16 **Rentenreform** Der Kampf der Branche um die Eigeninteressen
- 18 **Zürichs brave Opposition**  
Die politische Wende bleibt ein Traum

## Ausland

- 20 **Christian Kern** Österreichs Bundeskanzler über die Grenzen der Solidarität in der Migrantenkrise
- 24 **Nahost** Vormarsch des Iran
- 24 **Visegrád** Das «wahre Europa»
- 25 **Amerika** Bühne frei für Kid Rock!
- 27 **Migration** Die Kampagne «Verteidigt Europa» im Mittelmeer

## Wirtschaft

- 17 **Bildungsexport** Der Bundesrat verschenkt den Wettbewerbsvorteil

## Sonderheft: Überleben in einer verrückten Welt

- 28 **Inhalt**
- 30 **Wahnhafte Insel-Fantasien**  
Thomas Held rät zu mehr Öffnung
- 32 **«Mehr Mut, mehr Lust»** Umfrage bei Persönlichkeiten und Vordenkern
- 35 **«Pufferstaat im Interesse Europas»**  
Der Historiker André Holenstein
- 40 **Die Frauen haben die Hosen an**  
Die Schweiz in Zahlen
- 44 **«Die SVP ist eine Schwarzpeter-Partei»**  
Kurt Fluri, Nationalrat (FDP)
- 48 **Motiviert bis in die Zehenspitzen**  
Wie tickt die Jugend von heute?
- 50 **«Wir müssen uns einmischen»**  
Salomé Vogt von Avenir Jeunesse
- 52 **«Ich mache keine Parteipolitik»**  
Staatssekretärin Pascale Baeriswyl
- 54 **Gottvertrauen** Eine Anleitung des Theologen Gottfried W. Locher
- 56 **Don DeLillo in Tiefencastel**  
Sommergeschichte von Dieter Zwicky
- 58 **Tour de Romandie** Auf Spurensuche durch alle welschen Kantone
- 64 **«Man will die Lasten verstecken»**  
Ökonomieprofessor Hans-Werner Sinn
- 68 **«Das Problem liegt im Tempo»**  
Avaloq-Gründer Francisco Fernandez
- 70 **«Ein bisschen böse»** Karin Bertschi und Janina Martig, Unternehmerinnen
- 73 **Bergrestaurant «Timpelweid»**  
Der Traum des Ehepaars Zumbühl

- 74 **Schöner leben mit DJ Antoine**  
Die Ambitionen von Antoine Konrad
- 78 **Eliana Burki** Die Musikerin, die das Alphorn radikal revolutioniert hat
- 79 **Nico Hischier** Der aufregendste Eishockey-Export aus dem Wallis
- 79 **Gender-Falle** Wie Mann sein?
- 80 **Die schönsten Gartenbeizen**  
Tipps für Geniesser und Schöngesteir
- 84 **Frischs exzentrische Nachmieterin**  
Literaturprofessorin Hildegard Keller
- 85 **1. August** Rütli–Casablanca
- 86 **Der Traum vom Jungbrunnen**  
Biologe Tony Wyss-Coray
- 88 **Der Grossmeister** Noël Studer, die Berner Hoffnung im Schachsport
- 90 **Und jetzt das Schawinski-Musical**  
Comedy-Autor Domenico Blass
- 92 **Hollywoods Lieblinge aus St. Gallen**  
Besuch der Stickerei Forster Rohner
- 94 **Die Spinnenfrau** Der Aufstieg der Sportkletterin Petra Klingler
- 96 **«Ich habe mich unterschätzt»**  
Fussballer-Legende Günter Netzer
- 104 **Komödien mit Lachgarantie**  
Empfehlungen von Wolfram Knorr

## Rubriken

- 14 **Kopf der Woche** Jacques Pitteloud
- 106 **Darf man das?/Leserbriefe**

# Durchs Tierparadies am Äquator

Abwechslungsreiche Rundreise durch Ecuador  
und Galápagos Kreuzfahrt mit Motoryacht MV Anahi

2018



Es het solangs het  
**Rabatt\***  
**Fr. 700.-**  
\*Abhängig von Auslastung,  
Saison, Wechselkurs

Thurgau Travel  
**15 Jahre**  
Flusskreuzfahrten

## Quito–Otavalo–Baños–Galapagosinseln

**15 Tage ab Fr. 10 190.-** (Rabatt Fr. 700.- abgezogen, 2-Bett Standard, inkl. Flüge)

- Faszinierende Kolonialstädte
- Indio-Kultur im Andenhochland
- An Bord der beliebten Yacht «Anahi»
- Einzigartige Tier- und Pflanzenwelt

**1. Tag Zürich–Quito** Individuelle Anreise zum Flughafen Zürich. Flug nach Quito. Transfer zum Hotel. (A) **2. Tag Quito–Otavalo** Stadtrundfahrt in Quito mit vielen Sehenswürdigkeiten. Fahrt zum Aussichtspunkt «El Panecillo», nachmittags weiter nach Otavalo, Besichtigung der Stadt Calderon und nach Cayambe. Aussicht auf den San Pablo See und den Imbabura Vulkan. Hotelübernachtung. (F, A) **3. Tag Otavalo–Cotopaxi** Marktbesuch. Fahrt zum Cotopaxi National Park nach dem Mittagessen. Hotelübernachtung. (F, A) **4. Tag Cotopaxi–Baños** Besichtigung des Cotopaxi National Parks. Nachmittags Fahrt zum Pastaza Canyon. Weiterfahrt nach Baños. Besuch von Thermalbädern. Hotelübernachtung. (F, A) **5. Tag Baños–Riobamba** Kleine Wanderung zum Devils Caldron Wasserfall. Fahrt zum Mount Chimborazo und Weiterfahrt nach Riobamba. Hotelübernachtung. (F, A) **6. Tag Riobamba–Alausí–Cuenca** Ab Alausí «Zick-Zack-Fahrt» mit der Andenbahn. Weiterfahrt nach Cuenca. Unterwegs Besuch der Inka-Ausgrabungsstätte. Hotelübernachtung. (F, A) **7. Tag Cuenca–Guayaquil** Besichtigung von Cuenca, dem «Athen von Ecuador». Am Nachmittag Fahrt nach Guayaquil mit Besuch des Las Cajas Nationalparks. Hotelübernachtung. (F, A) **8. Tag Guayaquil–Baltra** Transfer und Flug nach Baltra. Transfer und

Einschiffung auf die Katamaran-Yacht «Anahi». Am Nachmittag Besuch des Bachas Strandes. (F, A) **9. Tag Genovesa** Besuch der Darwin Bucht und El Barranco mit verschiedenen Vogelarten und Pelzrobben. (F, M, A) **10. Tag South Plazas Island/Santa Fe Island** South Plazas Island liegt östlich von Santa Cruz Island und beherbergt Seelöwenkolonien sowie gelbe und rote Landleguane. Den «Conolophus pallidus» gibt es nur auf der Santa Fe Insel. (F, M, A) **11./12. Tag San Cristóbal** Auf der Insel San Cristóbal leben Prachtfregattvögel, Leguane und Seemöwen. Besuch der Punta Pitt. Am Folgetag Besichtigung des Brutcenters der Galapagos-Schildkröten. (F, M, A) **13. Tag Española** Besuch des «Punta Suarez» mit Lava-Landschaft und Vogelkolonien. Besichtigung des «Blowhole» mit Wasserfontänen. Nachmittags halt an der Gardner Bay. (F, M, A) **14. Tag Floreana** Am Morgen Besichtigung des Punta Cormorant und Corona del Diablo mit der Möglichkeit zu schnorcheln. Nach dem Mittagessen Besuch der Post Office Bay. (F, M, A) **15. Tag Santa Cruz–Baltra–Zürich** Besuch Puerto Ayora, Hauptort der Insel Santa Cruz. Ausschiffung und Besichtigung der Forschungsstation. Transfer zum Flughafen Baltra. Flug nach Guayaquil und Stadtrundfahrt. Am Abend Rückflug nach Zürich. Individuelle Heimreise. (F)

**Reisedaten 2018 Es het solangs het Rabatt**  
19.01.–03.02.18 **700** 16.02.–03.03.18 **700**

### Unsere Leistungen

- Flug Zürich–Quito/Guayaquil–Zürich mit KLM via Amsterdam in Economy Class
- Transfers gemäss Programm
- Inlandflug Guayaquil–Galapagos–Guayaquil
- Deutschsprachiger Guide während Rundreise und Kreuzfahrt
- Ausflüge gemäss Programm



### Rundreise Ecuador

- Übernachtungen in 4–5 Sterne-Hotels mit Halbpension

### Galapagos Kreuzfahrt

- Vollpension und nichtalkoholische Getränke (Wasser, Kaffee, Tee) an Bord der Anahi

**Nicht inbegriffen:** An-/Rückreise zum/vom Flughafen Zürich, Einreisegebühr Galápagos ca. \$ 150 (vor Ort zu bezahlen), Versicherungen, Getränke (ausser nichtalkoholische Getränke auf dem Schiff), Trinkgelder, Treibstoffzuschläge vorbehalten, Auftragspauschale Fr. 35.- (entfällt bei Buchung über www.thurgautravel.ch).

### Preis pro Person in Fr. (vor Rabattabzug)

2-Bettkabine Standard	10 890
Suite	12 890
Zuschlag Alleinbenutzung	3 990
Zuschlag Business Class	auf Anfrage



F=Frühstück, M=Mittagessen, A=Abendessen | Programmänderungen vorbehalten | Details zu den Leistungen im Internet oder verlangen Sie den Flyer.

Online buchen und sparen  
[www.thurgautravel.ch](http://www.thurgautravel.ch)

Verlangen Sie Sandra Alder  
Gratis-Nr. 0800 626 550



Thurgau Travel

Aussergewöhnliche Reisen zu moderaten Preisen

Rathausstrasse 5 | 8570 Weinfelden  
Tel. 071 626 55 00 | info@thurgautravel.ch

# Ihr Immobilientraum?



6 ½ Zi. Doppel-EFH  
in 8127 **Forch-Küsnacht**  
Ingrid Stiefel Tel. 044 316 13 83  
[www.ufdeforch.ch](http://www.ufdeforch.ch)



5 ½ - 6 ½ Zi. Terrassenhäuser  
in 8309 **Birchwil**  
Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
[www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



3 Zi. Mietwohnung  
in 8708 **Männedorf**  
Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
[www.loft-neugut.ch](http://www.loft-neugut.ch)



6 ½ Zi. Doppel-Reihen-Einfamilienhäuser  
in 8414 **Buch am Irchel**  
Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
[www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



5 ½ Zi. Garten-Eigentumswohnung  
in 8708 **Männedorf**  
Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
[www.lagovista.ch](http://www.lagovista.ch)



5 ½ Zi. Terrassen-Eigentumswohnungen  
in 8610 **Uster**  
Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
[www.art-one.ch](http://www.art-one.ch)



4 ½ und 5 ½ Zi. Wohnungen, 2 DEFH  
in 8332 **Rumlikon**  
Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
[www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



6 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser  
in 8306 **Brüttisellen**  
Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
[www.lindenbuck.ch](http://www.lindenbuck.ch)



4 ½ und 5 ½ Zi. Terrassen-Eigentumswohnungen  
in 8135 **Langnau am Albis**  
Michael Knecht Tel. 044 804 34 34  
[www.bellesterrasses.ch](http://www.bellesterrasses.ch)



3 ½ Zi. Dach-Eigentumswohnung  
in 8184 **Bachenbülach**  
Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
[www.ridere-bachenbuelach.ch](http://www.ridere-bachenbuelach.ch)



4 ½ Zi. Eigentumswohnung  
in 8127 **Forch-Maur**  
Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
[www.amena-forch.ch](http://www.amena-forch.ch)



5 ½ Zi. Einfamilienhäuser  
in 8603 **Schwerzenbach**  
Christina Peter Tel. 044 316 13 02  
[www.3cosyhomes.ch](http://www.3cosyhomes.ch)



7 ½ Zi. Atrium- und 5 ½ Zi. Reihen-EFH  
in 8302 **Kloten**  
Kevin Braunwalder Tel. 043 255 88 88  
[www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



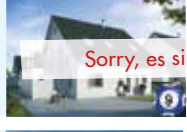
4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
in 8143 **Stallikon**  
Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
[www.zuerikon.ch](http://www.zuerikon.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen  
in 8102 **Oberengstringen**  
Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
[www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



3 Zi. Mietwohnung  
in 8706 **Meilen**  
Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
[www.haltenstrasse.ch](http://www.haltenstrasse.ch)



6 ½ Zi. Einfamilienhaus  
in 8102 **Zweidlen-Station**  
Christina Peter Tel. 044 316 13 02  
[www.terraverde-zweidlen.ch](http://www.terraverde-zweidlen.ch)



4 ½ Zi. Eigentumswohnung  
in 8181 **Höri**  
Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
[www.lilie-hoeri.ch](http://www.lilie-hoeri.ch)



5 ½ Zi. Einfamilienhäuser  
in 8476 **Unterstammheim**  
Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
[www.heerenweg.ch](http://www.heerenweg.ch)




3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
in 8493 **Saland**  
Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
[www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



5 ½ Zi. Einfamilienhäuser  
in 8453 **Alten b. Andelfingen**  
Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
[www.vecciacasa.ch](http://www.vecciacasa.ch)



4 ½ Zi. Terrassenwohnung  
in 8610 **Uster**  
Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
[www.schwizerberg.ch](http://www.schwizerberg.ch)

**Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienträume verwirklicht werden können?**  
Melden Sie sich bei unserem Chef  [ulrich.koller@lerchpartner.ch](mailto:ulrich.koller@lerchpartner.ch) oder Tel. 052 235 80 00.

Unser aktuelles Angebot:  
[LerchPartner.ch/angebote](http://LerchPartner.ch/angebote)



**MINERGIE®**  
Member  
Zürcherstrasse 124 Postfach 322  
8406 Winterthur  
Telefon 052 / 235 80 00



**Wir nehmen an den folgenden Immobilienmessen teil:**

**EIGENHEIM MESSE SCHWEIZ**  
Eigenheimmesse Schweiz in Zürich  
7. - 10. Sept. 2017, Messe Zürich, Halle 6

**SVIT**  
SVIT Immobilien-Messe in Zürich  
16. - 18. März 2018, Lake Side Zürich

Stand Juli 2017



# Schweizermacher-Blues

Von Alex Baur — Die Nichteinbürgerung von Funda Yilmaz sorgt für Unmut, zu Recht. Doch niemand redet von jenen, die eingeschweizert werden, obwohl sie sich kaum verständigen können.



«Eine von uns»: Türkin Yilmaz.

Schon Ende Juni berichtete die *Weltwoche* über die empörende Nichteinbürgerung von Funda Yilmaz («In ihrer kleinen Welt», *Weltwoche* Nr. 26/17) in Buchs AG. Dabei beherrscht die im Aargau geborene Türkin den lokalen Dialekt, bei der Arbeit wird sie geschätzt, es gibt nichts Schlechtes über sie zu berichten, weder Vorstrafen noch Schulden, den Staatskundentest bestand Yilmaz fehlerfrei.

Inzwischen hat die Empörungswelle ihren Höhepunkt erreicht. Sogar bis ins ferne China wurde von der 25-jährigen Frau berichtet, die nicht Schweizerin werden soll, weil sie im Integrationstest Fragen zur Entsorgung von Altöl und zum Hundeverein ungenügend beantwortete. Angeblich ist Yilmaz für eine richtige Schweizerin zu wenig gesellig, zu wenig emanzipiert. Und, ganz wichtig: Statt beim lokalen Metzger und Bäcker kauft sie bei den lokalen Supermärkten Migros und Aldi ein.

Der gute alte Schweizermacher-Blues läuft auf allen Kanälen, Medien- und Meinungsmacher jeder Couleur suhlen sich in der Abscheu über die provinzielle Bünzli-Schweiz. Vor allem jene, die sonst nie eine dezidierte Meinung wagen, müssen nun auch noch die Füsse an der Einbürgerungsbehörde von Buchs abtreten. Mit Grauen erinnert sich etwa die Eglisauer Lokalpolitikerin Ursula Fehr (SVP) in der *Schweizer Illustrierten* an die schreckliche

Jugend, die sie in diesem hinterwäldlerischen Kaff verbracht habe: «Schon als Kind habe ich mich in Buchs nie heimisch oder gar wohl gefühlt.» Nun sei sie ganz «stolz auf die Aufgeschlossenheit», die sie im Zürcher Exil erlebe.

Die Buchser Behörden tun einem schon fast leid. Dabei wollten sie es doch besonders gut machen: mit einem Fragenkatalog den Grad der Integration bestimmen, objektiv und frei von Willkür! Das Experiment ging gründlich in die Hosen. Integration lässt sich halt nicht messen wie der Zuckergehalt einer Traube – und schon gar nicht, wenn man ein Dorfideal zum Massstab nimmt, das in der Agglo-Gemeinde Buchs der Vergangenheit angehört.

## Entscheidend ist allein die Sprache

Seltsamerweise scheint sich dagegen kaum einer aufzuregen über Zuwanderer, die anderswo eingeschweizert werden, obwohl sie sich mit den Einheimischen nicht einmal richtig verständigen können. Dabei ist übertriebene Milde bei Einbürgerungen mutmasslich häufiger als masslose Härte. Wer es nicht glauben mag, soll sich bei den Gerichten umschaun: «Papierli-Schweizer», die ohne Dolmetscher kaum einen verständlichen Gedanken formulieren können, sind dort an der Tagesordnung.

Das Problem liegt zum einen bei den linken Städten, die den roten Pass mitunter recht grosszügig anpreisen und verteilen; zum andern liegt es bei der erleichterten Einbürgerung, die bereits nach drei Ehejahren beantragt werden kann. Doch das Bürgerrecht ist mehr als ein Pass, den man ja nur braucht, um das Land zu verlassen. Der wesentliche Unterschied zur C-Bewilligung besteht im Stimm- und Wahlrecht. Schon deshalb sollte kein Erwachsener eingebürgert werden, der nicht zumindest ein Abstimmungsbüchlein in einer Landessprache lesen und verstehen kann.

Der einzige zuverlässige Indikator für die Integration ist die Sprache. Sprache hat auch sehr viel mit Identität zu tun. Erst mit dem Erlernen der Sprache entwickelt das Kind ein Ich-Gefühl. Genau das ist es auch, was uns am Fall von Funda Yilmaz so irritiert und zornig macht: Wenn wir sie reden hören, empfinden wir instinktiv, dass sie «eine von uns» ist. Geografie-, Gesinnungs- und Ortskundequiz sind deshalb Humbug. Entscheidend ist neben dem guten Leumund und dem Basiswissen in Staatskunde, dass ein mündiger Kandidat die lokale Sprache beherrscht – und zwar auch bei der erleichterten Einbürgerung.

# Lachfalte der Schweiz



Michelle Hunziker, ansteckend.

In der Schweiz: undenkbar. Wäre Michelle Hunziker – vierzig und dreifache Mutter, Ehefrau des Modezaren Trussardi – eine Französin und nicht aus Ostermündigen (ein besonderer Humus, dort ist auch Ursula Andress aufgewachsen, das erste Bond-Girl), dann würde sie vielleicht in der Mairie aller 39 000 Orte als Gipsfigur stehen. Unwiderstehlich vom Podest lachend. Als Marianne, die symbolische wilde junge Revolutionärin, wie sie 1830 Eugène Delacroix malte, busenfrei, wiederbelebt von Charles de Gaulle, der seinen Altersschwarm Brigitte Bardot als Büste in die Rathhäuser delegierte. Daraus ist dann eine Art staatliche Misswahl geworden, «La Marianne» als Logo für Liberté, Egalité, Fraternité et Beauté, nacheinander verkörpert von Michèle Morgan, Mireille Mathieu, Catherine Deneuve, Inès de la Fressange, Laetitia Casta, bis zu Sophie Marceau.

Michelle Hunziker begann ihre Showkarriere in Italien als «La Hunziker» und weigerte sich, den zungenbrecherischen Passnamen gegen ein harmonisches Pseudonym einzutauschen. Zuerst galt sie als angeheiratetes Groupie des Schmusesängers Eros Ramazzotti, befreite sich aus dem Klischee und geriet in die Fänge einer Sekte. Ihr Talent zum Lachen verhalf ihr aus allen Tiefen wieder heraus, aber noch nicht der Wissenschaft des Lachens, der Gelotologie, zum Durchbruch. Im Gegensatz etwa zur höher eingeschätzten Psychologie. Lachen ist und macht gesund. Es wird ausgelöst in einer menschlichen Gehirnregion, die früher entstanden ist als das Sprachzentrum. Lachen ist anarchisch, eine schwer beherrschbare Gefühlsreaktion, ein heiterer Blackout, der die Vernunft für Momente ausser Kraft setzt. Entwaffnend, aber auch eine politisch einsetzbare Waffe, wie Doris Leuthard beweist, wenn sie Gegenargumente gelotologisch korrekt weglächelt. Im Vergleich erscheint Michelle als total natürliche Revolutionärin mit spontaner Ansteckwirkung auf Männer wie auf Frauen. Sie verdient einen Applaus am Nationalfeiertag, bevor sie uns die Italiener ganz wegschnappen. Peter Hartmann

## Personenkontrolle

**Pfister, Honegger, Hürlimann, Koller, Cotti, Metzler, Deiss, Borloz, Burkhalter, de Quattro, Français, Moret, Niederberger, Eggenberger, Buhmann, Capaul, Putin**

**Gerhard Pfister**, Staatsmann, verlangt eine «staatspolitische Rücktrittskultur» des Bundesrats: «Das Landeswohl, worauf sie bei Amtsantritt geschworen hatten, sollte auch beim Amtsende zählen», ermahnt der CVP-Präsident in der *Schweiz am Wochenende* unsere Magistraten. Er vermisst bei Rücktritten der Bundesräte und deren Begründungen «immer stärker staatspolitische Argumente». Pfister erinnert ans hehre Beispiel von **Fritz Honegger** (FDP) und **Hans Hürlimann** (CVP), die 1982 «aus staatspolitischen Gründen gemeinsam zurücktraten». Er vergisst aber einen weniger lang zurückliegenden Doppelrücktritt, nämlich jenen der CVP-Bundesräte **Arnold Koller** und **Flavio Cotti**. Sie terminierten ihn so, dass ihre CVP-Parteifreunde **Ruth Metzler** und **Joseph Deiss** im März 1999 gerade noch ins Trockene kamen, bevor die Wahlen im Oktober 1999 die SVP zur wählerstärksten Partei machten. Die CVP stürzte zur viertstärksten Partei ab – was die CVP-Doppelvertretung staatspolitisch stark in Frage stellte. (möö)

**Frédéric Borloz**, Polit-Fantast, will den FDP-Bundesratssitz von **Didier Burkhalter** ins Waadtland holen. Über fehlende Kandidaten kann sich der Waadtländer FDP-Präsident nicht beklagen. Nachdem Regierungsrätin **Jacqueline de Quattro** ihre Kandidatur anmeldete, ging gleichentags auch Nationalrat **Olivier Français** in die Offensive. Zudem werden auch Nationalrätin **Isabelle Moret** Ambitionen nachgesagt. Als die *Tribune de Genève* bei Borloz nachfragte, ob es nicht langsam an der Zeit wäre, eine Strategie festzulegen, gab er zurück: Am Wahltag würden die 246 Parlamentarier bei ihrem Entscheid verschiedene Faktoren berücksichtigen – die Frauenvertretung im Bundesrat, die politische Erfahrung und die Kompetenzen der Kandidaten. Es gibt noch einen kleinen, nicht unwesentlichen Faktor, den die Bundesversammlung berücksichtigt, von dem Borloz aber offenbar noch nichts gehört hat: die angemessene Vertretung aller Landesteile im Bundesrat. Und derzeit ist die Romandie mit drei Bundesräten etwas übervertreten. (hmo)



«Staatspolitische Gründe»: Nationalrat Pfister.



Kürzertreten: Präsident Putin.



Anreize: Bauer Capaul.



Übervertreten: Nationalrat Borloz.

**Lukas Niederberger**, Wichtigtuer, will die Schweiz zu einer neuen Landeshymne bekehren. Als Geschäftsführer der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft (SGG) fordert er Jahr für Jahr alle 1.-August-Komitees dazu auf, neben dem Schweizerpsalm auch eine Neuschöpfung seiner Organisation zu singen. Obwohl die SGG bereits mehrere hunderttausend Franken für das Marketing ausgegeben hat, fand der «vorgeschlagene neue Hymnentext» bislang kaum Anklang. Warum nicht mit ein wenig Fake News nachhelfen?,

fragte sich Niederberger offenbar, und flötete in seinem jährlichen Rundbrief an Städte und Gemeinden: «Der Bundesrat unterstützt die Initiative der SGG», die Alternativ-Hymne «bei feierlichen Anlässen parallel zum Schweizerpsalm zu singen.» Dumm nur, ist eine solche Unterstützung die Erfindung des SGG-Chefs. **Ursula Eggenberger**, Kommunikationschefin der Bundeskanzlei, verweist auf die jüngste Stellungnahme vom 29.6.2016: An «der Officialität der Nationalhymne» habe sich seit ihrer Einführung im Jahr 1961 «nichts geändert». Niederberger selbst krebst auf Anfrage zurück: «Selbstverständlich unterstützt der Bundesrat nicht aktiv ein Projekt der Zivilgesellschaft», aber er habe sich «mehrfach gewehrt, diese Initiative zu verbieten». (fsc)

**Brigitte Buhmann**, Sicherheitsexpertin, hat schon unzählige Plakatkampagnen lanciert. Weil die Chefin der Beratungsstelle für Unfallverhütung (BfU) geschlechtsneutrale Slogans bevorzugt («Kluge Köpfe schützen sich», «Kontrollblick beim Vortritt», «Achtung, Kinder!»), wird sie kaum je mit dem Vorwurf konfrontiert, die BfU-Werbung sei sexistisch. Doch Brigitte Buhmann ist eine ehrliche Haut. Dem Publikum der *Schweizer Familie* vertraute sie an, die BfU-Weste sei nicht blütenweiss. Ein Plakat von 1964 habe ein Huhn neben dem Fussgängerstreifen gezeigt. Der Slogan dazu: «Nur Hühner hühnern über die Strasse.» Das hätten, so Buhmann, die damaligen Frauenorganisationen als beleidigend angeprangert. Über den Spruch würden die heutigen Feministinnen wohl nur noch müde gackern. (rz)

**Armin Capaul**, Aktivist für Kühe mit Hörnern, hat Geldsorgen. Der Vater der sogenannten Hornkuh-Initiative hat ohne grosse Partei oder Verband im Rücken über 154 000 Unterschriften für sein Volksbegehren gesammelt. Capaul will nicht ein Enthornungsverbot einführen, sondern finanzielle Anreize setzen. Es soll für die Bauern wieder attraktiv werden, ihren Tieren die Hörner zu belassen. Unterschriften habe er nun genug, gestand er kürzlich der *Basler Zeitung*, jetzt brauche er finanzielle Mittel für die Abstimmungskampagne – oder wie die *BaZ* schrieb: «Kühe brauchen Hörner, Capaul braucht Geld.» (hmo)

**Wladimir Putin**, Muskelpaket, muss kürzertreten. Seit er sich an der Schulter verletzt habe, verzichte er auf seine morgendlichen Klimmzüge, verriet er einem Jungen bei einer mehrstündigen Frage-und-Antwort-Sendung im russischen Fernsehen. Früher habe er fünfzehn bis siebzehn Klimmzüge geschafft. Der Junge war nicht beeindruckt: Er mache lässig 25. (ky)

Nachruf

## Eine kleine Nachtmusik

Alice Hofer nimmt Abschied von ihrem verstorbenen Ehemann Polo (1945–2017).

Es hatte aufgehört zu regnen, der Wind beruhigte sich allmählich. Wir sassen still da und staunten, wie die Berge sich langsam aus dem Dunst schälten und schliesslich ihre scharfen Konturen sich vor dem blanken Himmel abhoben.

Dann begann Polo zu reden. Das Flackern der Kerzen zeichnete bizarre Schatten auf sein Gesicht und enthüllte Furchen und Falten, die seine lange Lebensgeschichte erzählten, von Lachen und Schmerz, von Gewissheit und Zweifel, von Tälern und Gipfeln.

«Sich mit Musik zu beschäftigen, ist etwas vom Gescheitesten, was man tun kann», erklärte er. «Musik beinhaltet Schönheit, Schöngest und Wohlgefühl. Sie bietet uns die Möglichkeit, die Wirklichkeit in die Kunst zu überführen. Dabei muss man unbedingt seinem Instinkt folgen. Wenn man Rücksicht nimmt auf die Meinung der Allgemeinheit, hat man schon verloren. Wer den Mainstream ehelicht, muss mit Scheidung rechnen.»

Er steigerte sich in ein Plädoyer zugunsten der musischen Künste, die letztlich allesamt der Sehnsucht entspringen nach Geborgenheit und Aufgehobensein, und kam zu folgendem Fazit: «Fride heisst, dass i mi a dir cha habe u dass mir enander warm gäbe.» Das meine er nicht nur im privaten, sondern auch im übertragenen



«Unendliche Zufriedenheit»: Ehepaar Hofer.

Sinne, nicht nur lokal, sondern auch global, betonte er.

Dann legte er eine alte CD auf und sagte: «Hör dir das an, bitte. «Lean on Me» heisst das Lied.» Wir lauschten der Melodie und dem tiefsinnigen Text. Den Refrain sang er mit und schaute mich dabei bedeutungsvoll an:

*If there is a load you have to bear  
That you can't carry  
I'm right up the road  
I'll share your load  
If you just call me.*

«Du darfst dann schon ein bisschen weinen, wenn ich nicht mehr da bin», meinte er mit sanftem Lächeln, «doch übertreibe es nicht. Hülle dich nicht in Schwarz. Verliere dich nicht im Schmerz. Wende dich dem Leben zu. Lass dich tragen vom Fluss und bedenke, dass alles vergänglich ist, auch die Trauer. Finde

einen Weg, wie du deine Talente zur Erfüllung bringen kannst, und sei glücklich. Ich will eine Wolke werden, die dir Schatten spendet, wenn du brennst, und dir Regen bringt, wenn du dürstest, und ich werde immer in deiner Nähe sein. Du wirst mir begegnen, wenn du traurig bist, und vor allem dann, wenn du fröhlich bist, weil ich selber eine Frohnatur bin. Denn am Ende des Tages, wenn wir vor Petrus' Pforte stehen, lauten die wesentlichen Fragen: «Hast du Freude gesät? Hast du Freude geerntet?»»

Und: «Der Tod eines alten Menschen birgt keine Tragik. Vergeben wir ihm also seine Fehler und danken wir ihm für seine Liebe.» Er schenkte die Gläser nach und befahl: «Notiere jetzt meinen Text für die Anzeige: «Polo war einst in den Fischen geboren. Jetzt ist er untergetaucht. Alles andere geht ihm an der Schwanzflosse vorbei.»»

Wir lachten, weinten und scherzten, und ich fragte mich, ob es für mich jemals ein Leben ohne ihn geben könnte. Als hätte er meine Gedanken erraten, sagte er: «Die letzte Erkenntnis des Lebens empfangen wir erst im Tod, dann werden wir alle Antworten erhalten. Gräme dich also nicht im Vornherein, denn du wirst wissen, was du wissen musst, wenn es soweit ist.»

Der Mond schien leichtfüssig und schwerkräftig zugleich und gab mir das Gefühl, in der Unendlichkeit des Kosmos geborgen zu sein. Wir legten uns hin und ergaben uns der Gegenwart.

Als das Morgenlicht hereinfiel, war diese einzigartige Ruhe im Raum. Auf seinem Gesicht lag unendliche Zufriedenheit. Die ersten Sonnenstrahlen erleuchteten den Niesen in zartem Gold. Darüber schwebte eine strahlend weisse Wolke, die sich langsam verdichtete.

Alice Hofer

## Südafrika: Safariclass

**Rücksichtslos und liebenswert.** Denn die SAFARIKUR lehrt uns, an der Natur gerade das zu lieben, was uns an der Bürokratie so missfällt.

**MAKUTSI**  
SAFARI FARM



Krugerpark, Drakensberge, Blyde River Canyon und Landrover-Safaris.  
Makutsi - warme Quellen in der Wildnis.  
Ein Platz für die ruhige Minderheit, wo die Safari zur Kur wird - zur SAFARKUR.

**Pauschalangebote ohne Flug**  
**1 Woche ab Fr. 1245**  
**2 Wochen ab Fr. 1900**



**Makutsi Safaris AG:** Littauerboden 1, 6014 Luzern | Tel: 041 250 35 02 | Email: luzern@makutsi.com | www.makutsi.ch

## Mittendrin im Flüchtlingsstrom

Von Christoph Mörgeli

Im September 2015 zog die NZZ das trockene Fazit: «Angesichts der Flüchtlingswelle haben die Medien, besonders in Deutschland, die kritische Distanz verloren. Die Berichterstattung geriet zur Kampagne.» Eine fast 200-seitige Studie der Hamburg Media School und der Universität Leipzig bestätigt jetzt diesen Befund. Der renommierte Medienwissenschaftler Michael Haller, der das Forschungsteam leitete, ist nicht als dumpfer Nationalkonservativer verdächtigt – er arbeitete früher für die linksliberale *Zeit* und für den noch linksliberaleren *Spiegel*.

Das Ergebnis der Studie: Beim Flüchtlingsstrom strömten die Journalisten kritiklos mit. Die deutschen Zeitungen wurden zu Volkserziehungsbroschüren. Die Medien kontrollierten statt des Handelns der Politik das Denken der Bürger. «Und weil die Lebenswirklichkeit ebenjener Bürger die Redakteure nur beim Beifallklatschen für die Regierung irritieren könnte, kommt sie in den Blättern gar nicht erst vor» (*Die Zeit*). Kurz: Die Medien haben angesichts der «Willkommenskultur» versagt. Statt offene Diskussionen zu ermöglichen, haben sie solche erstickt. Wer nicht mitapplaudierte, wurde sofort der Fremdenfeindlichkeit und des Rassismus verdächtigt.

Hierzulande wird es keine Studie über die damalige Berichterstattung der Schweizer Medien geben. Denn unsere Medienwissenschaftler haben alle Hände voll zu tun, das Monopol der SRG zu verteidigen und Staatsgelder für die Presse zu fordern. Aber kritischer als in Deutschland ging's 2015 bei uns nicht zu. Beim *Blick* durften dreizehn «Flüchtlinge» eine Ausgabe gestalten («Wir wollen helfen, dieses unermessliche Leid zu mildern»). Wer da nicht in Tränen ausbrach, war ein Unmensch. Beim Fernsehen SRF moralisierten Moderatoren und moderierten Moralisten. Ihre «Informationen» verbanden sie mit Aufrufen zum Spendensammeln.

Die *Aargauer Zeitung* ortete «xenophobe Aktionen» und meinte, die Flüchtlinge seien «zu Gast bei Feinden». Für den *Tages-Anzeiger* gedieh «der Hass auf Ausländer in den neuen Bundesländern». Doch nun wachse der Druck, «mit Flüchtlingen menschenwürdig umzugehen». Noch schwülstiger befand das *St. Galler Tagblatt*: «Ohne Menschlichkeit gibt es auch keine Menschen mehr.» Nur einer blieb felsenhart im Tränenstrom des Flüchtlingsstroms. Frank A. Meyer im *Sonntagsblick*: «Ja, Europa muss eine Festung sein.»

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

## Wann baut Spuhler den Reiner one?

Von Peter Bodenmann — Der zu SVP-nahe Professor Reiner Eichenberger will alle SBB-Schienen rausreissen.



Stahlräder werden morgen so alt aussehen wie gestern die Heizer auf den Elektroloks.

Bahn, Bus, Lastwagen und Auto stehen in Konkurrenz zueinander. Die Grenzen zwischen öffentlichem und privatem Verkehr beginnen sich aufzulösen. Mobilität wird in diesem Prozess nicht teurer, sondern massiv billiger und umweltfreundlicher. Das Zeitalter des tödlichen Diesel-Fordismus neigt sich dem Ende zu.

Langsam, aber sicher scheint dies auch das Management der SBB zu begreifen. CEO Andreas Meyer schliesst nicht mehr aus, dass sich die Kosten auf der Strasse pro Personenkilometer umweltfreundlich halbieren werden. Wenn die Bahn überleben will, muss sie ihre Produktivität verdreifachen. Das geht – wenn kein Wunder geschieht – mit der bisherigen Technologie nicht. Stahlräder werden morgen absehbar so alt aussehen wie gestern die Heizer auf den Elektroloks.

Seit einiger Zeit fordert Professor Reiner Eichenberger die Zerstörung der SBB: Schienen rausreissen. Schotterbett asphaltieren. Bahnler entlassen. Private Autos, Busse und Lastwagen über das Netz der SBB und der Privatbahnen jagen. Flankierend neu überflüssige Gleisfelder überbauen und so irgendwie pro Jahr fünf Milliarden Kosten sparen. Fast niemand nimmt Eichenberger ernst. Für fast alle hat der Professor zu wenig Grip, zu wenig Bodenhaftung. Vielleicht. Am meisten kann jedes System von seinen heftigsten Kritikern lernen. Da hat Eichenberger recht: Die Zukunft gehört sich

selbst steuernden Elektrofahrzeugen, die sich auf Pneus fortbewegen. Die SBB und die sogenannten Privatbahnen haben ein Netz von mehr als 4000 Kilometern. Die für Züge dimensionierten Räder lassen weit höhere Geschwindigkeiten zu als die Strassen heute für Fahrzeuge mit Pneus. Wahre Raserpisten.

Da irrt Eichenberger: Die SBB müssen nicht nur ihre Strecken behalten, sondern deren Kapazität mit eigenen, superschnellen und abwärtskompatiblen Fahrzeugen steigern und auslasten. Der verbleibende, langsame Restverkehr gehört auf die Autobahnen und Kantonsstrassen. Spuhler muss seine Fabriken nicht schliessen, sondern Stadler Rail neu erfinden. Und statt Stahl-Flirts neu kleine, feine Gummi-Reiner-one produzieren.

Die Vorteile der so umgebauten SBB: Statt 18 Milliarden Personenkilometer können sie pro Jahr mit gleich viel Personal locker 54 Milliarden Personenkilometer zurücklegen. Die Fahrt von Zürich nach Bern würde noch 30 Minuten dauern. 45 Minuten später wäre man dank Punkt-zu-Punkt-Verbindungen in Genf. Neu wäre die Bahn unschlagbar schnell und billig. Vor Jahren hielten die allermeisten sich selbst steuernde Elektroautos für Kopfkrankheiten. Vielleicht werden wir eines Tages dem Professor Eichenberger dankbar sein müssen.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

# Ideologie der Fakten

Von Kurt W. Zimmermann — Journalisten lieben derzeit sogenannte Faktenchecks. Doch die Checks sind oftmals gefälscht.

Beginnen wir mit einem besonders hübschen Beispiel. Dieses lieferte kürzlich der *Tages-Anzeiger*.

Das Blatt wollte beweisen, dass Marine Le Pen eine Lügnerin ist. Also druckte das Blatt zu Le Pens TV-Auftritt einen «Faktencheck».

Zuerst hielt der Faktencheck fest, dass Le Pen die Kosten der EU zu hoch ansetzte. Als Beleg für ihre Lüge galten «die Zahlen des europäischen Parlaments». Das war eine ebenso objektive Quelle, wie wenn man für die katholische Kirche den Vatikan als einzig wahre Quelle nimmt.

Dann hielt der Faktencheck fest, dass Le Pen die Zahlen zur Arbeitslosigkeit zu hoch ansetzte. Als Beleg für ihre Lüge galten «die Zahlen des Statistikinstituts Insee». Die Quelle Insee ist Teil des Finanzministeriums und, wie jeder weiss, berüchtigt als staatlich-willfähige Fälscherwerkstatt.

In diesem naiven Stil ging es weiter, darum können wir es damit bewenden lassen.

Interessanter ist die grundsätzliche Frage. Sogenannte Faktenchecks sind derzeit der grosse Heuler in den Medien. Redaktionen verstehen darunter, die Aussagen von Politikern an ihrem Wahrheitsgehalt zu messen. Der *Blick* preist dann seinen «Faktencheck zur AHV-Reform». Die *NZZ* rühmt ihren «Faktencheck zu Liechtenstein» und SRF den «Faktencheck zu Lohnerhöhungsforderungen».

Misstrauisch macht uns zuerst, dass wir bisher glaubten, die Suche nach der Wahrheit sei eine selbstverständliche journalistische Aufgabe. Das grosse Tamtam um die Faktenchecks lehrt uns stattdessen, dass die Wahrheitssuche offenbar eine ganz aussergewöhnliche Disziplin geworden ist.

Noch misstrauischer macht uns, wie die Faktencheck-Manie in den Medien entstand. Sie entstand mit dem Aufstieg von rechtskonservativen Politikern wie Donald Trump, Marine Le Pen und Theresa May. Dass ihre Aussagen gelogen seien, wurde zur permanenten Obsession der Journalisten.

Zu linken Politikern von Barack Obama über Jeremy Corbyn bis Frank-Walter Steinmeier habe ich hingegen noch nie einen Faktencheck gelesen. Linke, so lernen wir amüsiert, lügen nie.

Ich wage darum eine These. Ich glaube, die wirklich faktenfreie Zone in den Medien ist derzeit der Faktencheck. Faktenchecks sind nicht faktisch, sondern ideologisch. Der Faktencheck bestätigt nicht Fakten, sondern politische Vorurteile. Für die richtige Ideologie

ziehen die Journalisten dann die passenden Fakten herbei. Nehmen wir als Exempel das Energiegesetz, das eben zur Abstimmung kam. Hier produzierten die Medien eine Unmenge von Faktenchecks zu den Thesen der Befürworter wie der Gegner.

## PR-Büros der Regierung

Nur, woran sollten sie sich halten? Sollen sie sich an die Fakten der Parteien halten? Unsinn. SP und Grüne sagen das ökologische Paradies voraus, FDP und SVP das energiepolitische Chaos. Sollen sie sich an die Fakten der Wissenschaft halten? Unsinn. Die Wissenschaft ist bei Energie- und Klimafragen noch heftiger zerstritten als die Parteien. Sollen sie sich an die Fakten des Staats halten? Unsinn. Die Bundesämter sind reine PR-Büros der Regierung.

Wie die Fakten wirklich sind, wissen die Journalisten nicht. Also picken sie aus der verfügbaren Menge von Fehlinformationen die ihnen passende Version heraus. Gefiltert wird die Auswahl durch ihre Ideologie. Dann werden – siehe unser Eingangsbeispiel zu Le Pen – selbst institutionelle Propagandavehikel zu Wahrheitstempeln.

Wenn Sie darum in den Medien einen «Faktencheck» angeboten bekommen, glauben Sie kein Wort. Geboten werden Ihnen keine Fakten. Geboten werden Ihnen Meinungen, die man Fakten nennt.



Aussergewöhnliche Disziplin.

# Wertvoller als Gold

Von Henryk M. Broder — Ein Alptraum kommt selten allein.

Ein altes deutsches Sprichwort sagt: «Wenn einem das Wasser bis zum Hals steht, sollte man den Kopf nicht hängen lassen.» Wie wahr dieser Satz ist, muss der Kanzlerkandidat der SPD, Martin Schulz, in diesen Tagen erleben. Der Schulz-Hype, der ihn in das Kanzleramt tragen sollte, ist geschmolzen wie ein Schneemann in der Abendsonne; was immer er unternimmt, um gegen Angela Merkel zu punkten, es misslingt ihm. Angela Merkel bestimmt die Agenda. Die Kanzlerin, so Schulz in einem Interview mit der *Bild am Sonntag*, verhalte sich «zynisch», indem sie «auf Zeit spielt und versucht, das Thema bis zur Bundestagswahl zu ignorieren».



Das Thema ist die Flüchtlingskrise, die Schulz acht Wochen vor den Wahlen der CDU in die Schuhe schieben möchte, als hätte die SPD nicht alle Entscheidungen der grossen Koalition in dieser Frage mitgetragen und als hätte sie in den vergangenen zwei Jahren keine Gelegenheit gehabt, sich der Politik der Kanzlerin zu widersetzen. Nun, fünf vor Zwölf, drängt Schulz zur Eile. «Wenn wir verhindern wollen, dass das wieder eintritt, was 2015 eingetreten ist», dass Hunderttausende von Flüchtlingen in das Land strömen, müsse dringend etwas unternommen werden. EU-Staaten, die keine Flüchtlinge aufnehmen wollen, sollten die Zuschüsse gekürzt werden. Eine populistische Idee, für die es keine gesetzliche Grundlage gibt. Der Generalsekretär der SPD, Hubertus Heil, spricht von einer «besseren Verantwortungsteilung in Europa».

Es ist der richtige Moment, um der Erinnerung von Martin Schulz auf die Sprünge zu helfen. Er war, wie fast alle Politiker, geradezu besessen von der Idee, dass die Flüchtlinge eine grosse Chance seien – für Deutschland und für Europa. «Was die Flüchtlinge zu uns bringen, ist wertvoller als Gold», sagte Schulz noch im Juni letzten Jahres zum Thema «Heimat, Flucht und Identität in Zeiten der Globalisierung» bei einer Gastvorlesung in Heidelberg. «Es ist der unbeirrbar Glaube an den Traum von Europa. Ein Traum, der uns irgendwann verlorengegangen ist.»

Gestern sollten die Flüchtlinge den «Traum von Europa» verwirklichen. Heute sollen sie Martin Schulz helfen, seinen Traum vom Kanzler wahr werden zu lassen. – Ein Alptraum kommt selten allein.

# Der Spion aus den Bergen

Von Hubert Mooser — Gegen Botschafter Jacques Pitteloud laufen Ermittlungen wegen Nötigung. Wer ist diese schillernde Figur, die einstmals die Nachrichtendienste der Eidgenossenschaft koordinierte?



*Panzergranadier der Aussenpolitik:* Diplomat Pitteloud.

Für die einen ist er eine clevere Persönlichkeit, für die anderen eine unsteuerbare Bombe und ungeeignet für den diplomatischen Dienst. Botschafter Jacques Pitteloud lässt keinen kalt. Bekannt wurde der baumlange Walliser als Nachrichtenkoordinator der Schweiz, der die rivalisierenden Geheimdienste des Bundes befrieden sollte. Heute ist Pitteloud Chef der Direktion für Ressourcen im Departement für auswärtige Angelegenheiten (EDA). Das ist ein einflussreicher Job. Pitteloud organisiert die Ablösungen in den Auslandsniederlassungen und kann bei der Ernennung der jeweiligen Botschafter mitreden.

Dieser Karrieresprung ist erstaunlich, wenn man bedenkt, dass die Bundesanwaltschaft zurzeit eine Geschichte untersucht, in die sich Pitteloud als Botschafter von Kenia 2014 hineinziehen liess. Er soll in seiner

Funktion als Schweizer Botschafter die Brüder Deepak und Rashmi Kamani unzulässig unter Druck gesetzt haben, wie der *Tages-Anzeiger*, gestützt auf Protokolle, berichtete. Pitteloud soll die beiden Brüder aufgefordert haben, dem kenianischen Staat als Schuldeingeständnis für Geldwäscherei 55 Millionen Dollar zurückzuzahlen. Hintergrund der Causa bildet der kenianische Finanzskandal Anglo-Leasing, der teils über Schweizer Briefkastenfirmen abgewickelt wurde. Die Bundesanwaltschaft ermittelt seit 2009 auch gegen die Brüder Kamani.

Pitteloud hat mehrfach betont, dass er die Aktion im Auftrag der Bundesanwaltschaft gestartet habe. Doch nachdem die Kenianer den Spiess umgedreht und Pitteloud wegen versuchter Nötigung verzeigt hatten, ging die Untersuchungsbehörde zum Schweizer Botschafter auf Distanz. Das Strafverfahren

soll jetzt Klarheit darüber schaffen, ob sich der Walliser Diplomat bei seinem Einsatz in Kenia strafbar gemacht hat.

## Jacques Pitteloud schweigt

Pitteloud sagt zur Sache nichts mehr. Weder Freund noch Feind sind jedoch überrascht, dass er in eine solche Geschichte hineingeraten ist. Dies entspreche seinem Stil, sagt ein altgedienter Botschafter, der sich nicht erinnern kann, dass er selber jemals ein solches Geschäft übernehmen musste. Ein anderer verweist auf eine Schweizer Tradition: Als Botschafter im Ausland sei man sehr frei bei der Gestaltung der eigenen Tätigkeit. Der frühere Schweizer Botschafter und heutige SP-Nationalrat Tim Guldemann handelte nach dem Prinzip: «Nie fragen, immer nur informieren» – «dann kann man vieles tun, auch sehr brisante Dinge». Wenn es schiefgehe, halte man den Kopf hin.

Bei Botschafter Pitteloud ist es schiefgelaufen. Es existiert ein Facebook-Eintrag auf der Seite eines Walliser Bekannten, in dem sich Pitteloud beklagt, in 28 Jahren Staatsdienst erlebe er es zum dritten Mal, dass Behördenvertreter vergessen hätten, ihm einen Befehl erteilt zu haben. Es nerve ihn auch, wenn er in den Zeitungen als Walliser Haudegen beschrieben werde. Pitteloud strickt und strickte allerdings selber fleissig an dieser Legende. Detailliert schilderte er früher in Interviews, wie er 1994 auf einer Reise nach Ruanda mitten im Bürgerkrieg eine ruandische Familie, zusammen mit der französischen Armee, aus der Geiselhaut befreite und ihr zur Flucht in die Schweiz verhalf. Später gründete er eine Or-

## Er hatte einen Plan: die Fusion von Ausland- und Inlandgeheimdienst mit ihm als Chefspion.

ganisation, die Kriegsverbrecher jagte und diese einem Gericht überstellte. Pitteloud lernte dabei seine künftige Gattin kennen, die aus Ruanda in die Schweiz geflüchtet war.

### Diplomat statt Politiker

Nach dreijähriger Bekanntschaft heirateten die beiden 2001 – nach afrikanischen Riten. Pitteloud liess es zu, dass das Magazin *L'illustré* die aufwendige Hochzeit in Ruanda eng begleitete und darüber berichtete. Der kongolesische Prinz Willy Mishiki überbrachte das Hochzeitsgeschenk: 500 Hektaren Land im Osten Kongos, das Land enthalte Gold- und Diamantenvorkommen, versicherte Prinz Mishiki den Westschweizer Reportern. Mishiki galt als zweifelhafte Figur und war ein Protégé des früheren kongolesischen Diktators Mobutu. Pitteloud kam unter Beschuss und verteidigte sich: Er habe weder eine entsprechende Urkunde noch die Schenkung jemals erhalten. Die Geschichte blieb bis heute an ihm kleben.

Von Haus aus wäre Pitteloud eigentlich prädestiniert gewesen für eine Karriere als Politi-



**Afrikanische Riten:** Pitteloud, Ehefrau Angélique.

ker. Grossvater Cyrille Pitteloud war als Konservativer (heute CVP) zuerst Nationalrat, dann Walliser Staatsrat. Vater Jean-Jacques Pitteloud praktizierte als Arzt in Sitten, sass für die CSP im Walliser Parlament und machte als engagierter Abtreibungsgegner von sich reden. Die Mutter war Kantonsapothekerin. Jacques Pitteloud wurde 1962 im zürcherischen Zumikon geboren, wo die Familie damals wohnte, weil der Vater am Universitäts-spital Zürich arbeitete. Dann zügelte die Familie zurück nach Sitten, wo Jacques Pitteloud das Kollegium besuchte. Mit ihm in der Klasse sass Jean-Luc Addor, heute Walliser SVP-Nationalrat. Pitteloud kehrte zum Studieren nach Zürich zurück, büffelste Recht, freundete sich mit der späteren Tessiner Staatsrätin Marina Masoni (FDP) und mit CVP-Nationalrat Fabio Regazzi an – und entschied sich nach dem Studium für den diplomatischen Dienst.

Aber das EDA bot dem Heisspörn nicht das richtige Tummelfeld. Schon bald wechselte er zum Nachrichtendienst ins Verteidigungsdepartement. Im Jahr 2000 kam für ihn die grosse Chance. Der ehrgeizige Pitteloud wurde dazu bestimmt, fortan die diversen Nachrichtendienste des Bundes zu koordinieren. Schon bald klagte Pitteloud über «unzureichende Kompetenzen» (*Tages-Anzeiger*). Er hatte einen Plan: die Fusion von Ausland- und Inlandgeheimdienst mit ihm als Chefspion. Dafür lobbyierte er auch eifrig bei Parlamentariern. Der Waadtländer SVP-Nationalrat Jean Fattebert hat bis heute einen Besuch in Pittelouds Büro über dem Restaurant «Diagonal» in Bern nicht vergessen. Er sei mit dem damaligen SVP-Vizepräsidenten Yvan Perrin zum Treffen gegangen. Der Nachrichtenkoordinator habe vor dem Gespräch zuerst demonstrativ die Dienstwaffe, die vor ihm auf dem Tisch lag, beiseite geschoben. «Er wollte uns wohl ein bisschen beeindruckten», erinnert sich Fattebert.

Pittelouds hartnäckiges Lobbying nützte nichts. 2005 flog der Fall um den mutmasslichen Terroristen Mohammed Achraf auf. Die spanischen Behörden verdächtigten Achraf, als führendes Mitglied einer Islamistenzelle einen Anschlag auf das Oberste Gericht in Madrid geplant zu haben. Trotz Auslieferungsgesuch Spaniens kam Achraf in der Schweiz beinahe frei, weil die Schweizer Geheimdienste sich gegenseitig behinderten. Am Ende musste Pitteloud auf Druck des damaligen Justizministers Christoph Blocher über die Klinge springen.

### Heikle Missionen

Aber Pitteloud hatte viele gute Freunde – zum Beispiel Bundesrat Pascal Couchepin, der seine schützende Hand über den Walliser Landsmann legte. Im Juni 2006 feierte

Pitteloud prompt ein Comeback im Staatsdienst: Er wurde im Rang eines Botschafters zum Chef des Zentrums für Internationale Sicherheitspolitik im EDA ernannt. In dieser Funktion trimmte er die militärische Spezialeinheit AAD 10 für den Kampf gegen die Piraten vor der somalischen Küste. Im Rahmen des Projekts «Atalanta» sollten diese Supergrenadiere gemäss Generalstabsoffizier Pitteloud, der ein Panzergrenadierbataillon kommandiert hatte, auf internationalem Terrain eingesetzt werden. Das Parlament stoppte die Aktion.



**Druck:** Deepak (l.) und Rashmi Kamani.

Bundesrätin Micheline Calmy-Rey und Pitteloud wollte mit der gleichen Spezialeinheit die beiden Geiseln Max Göldi und Rachid Hamdani aus den Fängen des libyschen Diktators Muammar al-Gaddafi befreien. Dass ein solcher Husarentritt – selbst bei einem Erfolg – einen politisch-wirtschaftlichen Flächenbrand für die Schweiz zur Folge gehabt hätte, ignorierten Calmy-Rey und Pitteloud. Während der Bundesrat und das Parlament noch die Affäre um die Libyen-Geiseln aufarbeiteten, seilte sich Pitteloud mit dem Segen der Landesregierung diplomatisch ab. Er wurde Botschafter in Kenia und kam damit aus der Schusslinie. Vier Jahre später kam es zum ominösen Treffen mit dem kenianischen Brüderpaar.

Unglaublich an der Kenia-Geschichte mit den 55 Millionen Dollar ist die Tatsache, dass die Schweiz das Geld quasi als Entwicklungshilfe einsetzen wollte. Mit Claude Nicati hat Pitteloud ausserdem einen guten Freund als Verteidiger, der die Bundesanwaltschaft (BA) bestens kennt. Nicati war bis zu seiner Wahl in den Neuenburger Regierungsrat 2009 stellvertretender Bundesanwalt. Zu diesem Zeitpunkt hatte die BA im Finanzskandal Anglo-Leasing bereits ein Verfahren eröffnet. Ein Interessenkonflikt? Keinesfalls, glauben Eingeweihte. Claude Nicati habe in dieser Affäre nie Ermittlungen geführt. ○

# Eigeninteressen zuerst

Von René Zeller — Bundesrat Alain Berset wird im Abstimmungskampf zur Rentenreform 2020 von der Pharmabranche und Versicherern sekundiert. Ihnen geht es primär um den eigenen Vorteil.

Der Wirtschaftsmann Thomas Cueni sagt unumwunden: «Ich habe Mühe mit der sturen Haltung der meisten Wirtschaftsverbände.» Er unterstütze die Rentenreform 2020, weil er lieber den Spatz in der Hand habe als die Taube auf dem Dach – «lieber den Kompromiss als den Scherbenhaufen». Diese Breitseite gegen die Wirtschaftsverbände, die Cueni unlängst in der *Basler Zeitung* publizierte, muss entschlüsselt werden. Sie ist symptomatisch für den Abstimmungskampf um die Altersvorsorge 2020. Die Lagerbildung könnte verworrener nicht sein. Zu beleuchten sind hier einzelne Wirtschaftsbranchen und Unternehmen, die weniger die langfristige Sicherung der Sozialwerke anpeilen als den kurzfristigen Profit.

## Imposantes Machtnetz

Ein klärendes Wort zunächst zu Thomas Cueni. Er ist der langjährige Cheflobbyist der Schweizer Pharmaindustrie. Viele Jahre weilte er im Bundeshaus als Geschäftsführer des Branchenverbandes Interpharma. Inzwischen ist er zum Generaldirektor der in Genf domizilierten internationalen Pharmedia (IFPMA) avanciert. Aufgrund seines imposanten Machtnetzes wurde er auch schon als «achter Bundesrat» titulierte. Dass sich Cueni selber ziemlich wichtig nimmt, zeigte er im Abstimmungskampf um die Unternehmenssteuerreform III. Er war Mitglied des Steuerungsausschusses, der die Pro-Kampagne führte. Nach der Niederlage an der Urne geisselte er die Kampagnenführung der Wirtschaftsverbände öffentlich als stümperhaft. Er meinte natürlich die anderen.

Niemand glaubt, Cueni setze sich jetzt allein aus altruistischen Gründen für ein Ja zur Rentenreform 2020 ein. Immer und jederzeit hat er die Interessen der Pharmabranche im Blick. Auch wenn es dieser begnadete Lobbyist nie zugeben würde, steht für Insider fest: Die Altersvorsorge ist für Cueni sekundär. Seine Propaganda zugunsten der Rentenreform dient primär dazu, das Terrain zu ebnet für nächste Preisrunden im Medikamentensektor. Ob es um Generika geht, um Parallelimporte oder um Schutzwälle für den Forschungsstandort: Am Tisch sitzen jeweils Bundesrat Berset und seine Funktionäre. Die Altersvorsorge fällt der Pharmaindustrie nicht zur Last. Millionen-schwer würde es sie dagegen belasten, wenn das Departement Berset die Medikamentenpreise allzu heftig drücken würde.

Die Pharmariesen sind in den Dachverbänden der Wirtschaft – Economiesuisse, Arbeit-



*Terrain ebnet:* Lobbyist Cueni.

geberverband – prominent vertreten. Zurzeit schwimmt die Branche aber gegen den Strom. Im Pro-Rentenreform-Komitee, das von der CVP-Zentrale betreut wird, sitzt Gottlieb Keller, Konzernleitungsmitglied von Roche. Er wirkt auch als Präsident von Science-Industries. Dass dieser Verband, der die Interessen von Chemie, Pharma und Biotech vertritt, selber keine befürwortende Parole zur Bersets Reformvorlage ausgegeben, sondern sich hinter die Nein-Parole des Arbeitgeberverbands gestellt hat, kümmert Gottlieb Keller nicht.

Das freut die Baselbieter CVP-Nationalrätin Elisabeth Schneider-Schneiter. Die von ihr präsidierte Handelskammer beider Basel hat zum Ärger befreundeter Wirtschaftsverbände Stimmfreigabe zur Altersreform 2020 beschlossen. Damit würden die Interessen der Basler Pharmariesen nicht in den Wind geschlagen, frohlockt die flammende Befürworterin der Rentenreform. Alain Bersets Kommunikations-

chefin Nicole Lamon, die gleich einer Propagandaministerin alle verfügbaren Pro-Rentenreform-Signale umgehend auf die digitale Umlaufbahn schickt, wird den Support aus den Basler Chemiestuben ihrem Chef rapportiert haben. So ist allen gedient: der Pharmaindustrie, der CVP, Alain Berset, der SP.

## Versicherer im SP-Boot

Auch in der Versicherungsbranche dreht man seltsame Pirouetten. Der Konzernchef der Axa Winterthur, Antimo Perretta, wirbt für ein Ja zur Rentenreform. Auch er hat, obschon er das nie bestätigen würde, handfeste Eigeninteressen vor Augen. Er kann rechnen. Der Umwandlungssatz in der zweiten Säule soll im obligatorischen Teil von 6,8 auf 6,0 Prozent sinken, so dass die Versicherer das Rentengeld weniger rasch auszahlen müssten als bisher. Und vor allem: In der zweiten Säule wird Bersets Departement auch künftig die Spielregeln für



die Versicherer bestimmen. Warum also den Regulator sauer machen?

Dass die von CVP, SP und zugewandten Orten geschnürte Mammutvorlage nicht nachhaltig ist, weiss auch Perretta. «Mit dem vorliegenden Paket gewinnen wir Zeit für weitere Reformen, und die werden kommen müssen, denn die Babyboomer gehen bald in Pension», sagte er gegenüber der *Handelszeitung*. Im Verwaltungsrat der Axa Winterthur sitzt übrigens die ehemalige CVP-Bundesrätin Ruth Metzler. Ein Schelm, wer hier eine versteckte Seilschaft vermutet.

Der nationale Versicherungsverband (SVV) hält sich aus dem undurchsichtigen Getümmel um die Altersvorsorge 2020 heraus. So viel hält der Dachverband aber in seiner offiziellen Verlautbarung fest: «Insgesamt erachtet der SVV die Reformvorlage für unbefriedigend.» Das hindert die Versicherung Helvetia nicht daran, die Rentenreform zu propagieren. Als Überzeugungstäter agiert Konzernchef Philipp Gmür. Gegenüber dem Online-Portal *Zentralplus* kündigte er an, sein Unternehmen werde das bürgerliche Pro-Komitee mit einem fünfstelligen Beitrag unterstützen.

## Für Insider steht fest: Die Altersvorsorge ist für Cueni sekundär.

Das freut seine Ehefrau. Andrea Gmür sitzt für die CVP im Nationalrat. Selbstverständlich werde am Familientisch auch über Politik diskutiert, sagt Philipp Gmür. «Wir sind beide der Meinung, dass die Vorlage ein wichtiger Schritt auf dem Weg zu einer nachhaltig gesicherten Schweizer Altersvorsorge ist.» An parteipolitisch weniger stark verbandelten Wirtschaftsführern wird es liegen, diese Falschaussage zu korrigieren.

Es ist eine seltsame Allianz, die für die Rentenreform wirbt. Dass die im Parlament gezimmerte AHV-Ausbauvorlage nicht nachhaltig ist, wissen Befürworter und Gegner. Dass die junge Generation benachteiligt wird und die heutigen Rentner nicht profitieren, ist ebenfalls allgemein bekannt. Doch die wirtschaftsseitigen Befürworter ziehen mit, weil sie partikularen Nutzen aus einem Ja ziehen würden. Versicherer wie Axa Winterthur oder Helvetia erhoffen sich kurzfristige geldwerte Vorteile auf Kosten der nachfolgenden Generationen. Dies, obschon sich die Versicherungsbranche und die politische Linke normalerweise spinnefeind sind (Stichwort zweite Säule). Und die Pharmabranche will Gesundheitsminister Alain Berset präventiv Streicheleinheiten verabreichen.

Dumm nur für die Geschmeidigen, wenn der SP-Magistrat nach geschlagener Schlacht um die Rentenreform ins Aussendepartement wechseln würde. Dann wäre das eigennützige Kalkül von Cueni, Gmür und Co. eine schlechte Investition gewesen. ○

## Wirtschaft

# Bildungsexport zum Nulltarif

Von Christoph Mörgeli — Unter medialem Jubel bewirbt Bundesrat Schneider-Ammann unser duales Bildungssystem in aller Welt. Doch er verkauft diesen Wettbewerbsvorteil nicht. Er verschenkt ihn.

«Mit unserer Lehre zeigen wir der Welt den Meister», titelte der *Blick* über die jüngste Reise unseres Volkswirtschaftsministers in die USA: «Präsidenten, Könige und jetzt Trumps Tochter – alle wollen wissen, wie wir in der Schweiz Jugendliche ausbilden.»

Mit der Realität haben solche Übertreibungen freilich nichts zu tun. Die USA werden ihr Bildungssystem, das immerhin 234 Nobelpreise hervorgebracht hat, wegen der helvetischen Berufslehre nicht auf den Kopf stellen. Auch bekleidet die Präsidententochter Ivanka Trump kein offizielles Amt, ist aber jederzeit für ein hübsches Foto gut.

So gesehen, hat die PR-Maschinerie aus dem Departement Schneider-Ammann ganze Arbeit geleistet. Die zehntägige Sommerreise nach Russland, Indonesien, Saudi-Arabien und in die Vereinigten Staaten war kaum von einem kritischen Wort begleitet. Niemand erreichte in der Berichterstattung allerdings die überschäumende Euphorie des Hauses Ringier. Nicht nur Ivanka, so der *Blick*, stehe auf die Schweizer Berufslehre, sondern ebenso der belgische König, der französische Ex-Präsident, die Staatschefs von Portugal und Polen, dazu allein letztes Jahr 32 fremde Minister sowie Dutzende ausländischer Delegationen.

Bundesrat Schneider-Ammann behauptete nach seiner Reise zum Berufsbildungssystem: «Wo immer wir waren, wurden wir darauf angesprochen.» SP-Bildungsexperte Rudolf Strahm stellt die Rolle dieses Bundesrates allerdings etwas anders dar: «Wo immer er zu Besuch ist, spricht er die Schweizer Berufsbildung an.» Tatsächlich haben die Schweizer Vorunterhändler dafür gesorgt, dass die Berufslehre überall zum Thema wurde. «Wir gehen nicht in die Welt hinaus, um zu missionieren», verkündete Schneider-Ammann der Depeschagentur, nachdem er in die Welt hinausgegangen war, um zu missionieren.

In Wahrheit «verkauft» die Schweiz ihr duales Bildungssystem – praktische Berufslehre in einem Betrieb sowie Theorievermittlung in einer Berufsschule – zum Nulltarif. Im Klartext: Der angeblich so hervorragende Exportartikel wird schlicht und einfach verschenkt, der eigene Wettbewerbsvorteil andern Ländern aufdringlich nahegelegt, wenn nicht sogar aufgedrängt. Die Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (Deza) investiert in Osteuropa Millionen in Projekte zur Einführung des dualen Bildungssystems.

Es handelt sich bei den Beschenkten um genau jene Wettbewerbsteilnehmer, die schon heute und erst recht morgen Schweizer Unternehmen und die hiesigen Arbeitsplätze konkurrenzieren.

Wenn global tätige Firmen wie Schindler ihre Lehrlinge in Dutzenden von Ländern nach dem Schweizer Vorbild ausbilden, ist das durchaus sinnvoll. Doch es ist nicht Sache der Politik, das duale Bildungssystem weltweit zu propagieren. Und Schneider-Ammanns Gaststar-Rolle als «Antreiber und Botschafter dieses Modells» ist verfehlt. Der Vergleich des

## Es ist nicht Sache der Politik, das duale Bildungssystem weltweit zu propagieren.

*Blicks* mit «Bergen, Uhren, Schoggi, Banken und Roger Federer» liegt schief. Denn alle diese Exportschlager gibt es nicht zum Nulltarif. Genausowenig wie die direkte Demokratie lässt sich unser Bildungssystem angesichts des unterschiedlichen Bildungsniveaus auf alle Länder eins zu eins übertragen.

## Vorbild mit Schlagseite

Ein allzu gespreiztes Selbstbewusstsein ist ohnehin verfehlt. Auch wenn manches dafür



«Grossartig»: Schneider-Ammann, Ivanka Trump.

spricht, dass die Jugendarbeitslosigkeit wie die generelle Arbeitslosigkeit in der Schweiz dank dem hiesigen Bildungssystem geringer ist: 1990 lag die Arbeitslosenquote der 15- bis 24-Jährigen noch bei 0,4 Prozent, mittlerweile sind es etwa 3,5 Prozent; sie liegt also über dem Durchschnitt der Erwerbstätigen von 3,0 Prozent. Zudem sendet das Volkswirtschaftsdepartement unstimmgige Signale aus, wenn es einerseits unser duales Bildungssystem als Welterfolg überhöht und gleichzeitig ständig den angeblichen «Fachkräftemangel» bejammert.

Warum will der Bundesrat mittels Personenfreizügigkeit unbedingt den Import von Arbeitskräften ankurbeln, wo doch das ausländische Berufsbildungssystem dem unsrigen so unterlegen sein soll? Schliesslich ist es auch falsch, nur den andern Ländern vorzuwerfen, sie steckten in einer «Akademisierungsfalle». Auch die Schweiz beschreitet seit Jahren den Holzweg der Akademisierung: Jede Hebamme, jede Kindergärtnerin und jeder Clown bedarf heute eines Hochschulabschlusses. Die öffentliche Verwaltung sucht Juristen für Stellen, die früher kaufmännisch

---

### Es ist falsch, nur den andern Ländern vorzuwerfen, sie steckten in einer «Akademisierungsfalle».

---

Ausgebildete problemlos ausfüllten. Die Fachhochschulen machen den ETH und den Universitäten enorme staatliche Gelder streitig, beliefern aber die Wirtschaft – im Gegensatz zum früheren Technikum – vielfach mit Absolventen ohne jede praktische Erfahrung.

### Für die Galerie

Der schweizerische Bildungsexport wurde in Washington ohnehin weitgehend für die Galerie veranstaltet.

Weit entscheidender waren Bundesrat Schneider-Ammanns Gespräche mit dem amerikanischen Handelsminister Wilbur Ross. Das Programm «America first» bildet eine echte Herausforderung für die Exportnation Schweiz. Schneider-Ammann tat gut daran, eine ungefähr ausgewogene Handelsbilanz zu präsentieren, um Gegenmassnahmen der USA zu vermeiden. Sorgfältig umschiffte unser oberster Wirtschaftsverantwortlicher aber das Thema «Automatischer Informationsaustausch» im Finanzbereich. Während die Schweiz hier längst eingeknickt ist, denken die USA nicht im Traum daran, ihre Wettbewerbsvorteile im Bankensektor preiszugeben. Daran ändert sich auch nichts, wenn Ivanka Trump twittert: «Es war grossartig, von Bundesrat Schneider-Ammann mehr über die Schweizer Berufslehre zu erfahren.» ○

## Parteien

# Zürichs brave Opposition

*Von Michael Baumann* — In Zürich starten CVP, FDP und SVP bei den Stadtratswahlen einen neuerlichen Angriff auf die links-grüne Übermacht. Ohne Zunder im Wahlkampf bleibt die Wende ein Traum.

Im März 2018 stehen in der Stadt Zürich Richtungswahlen an – wieder einmal, ist man geneigt zu sagen. Seit 1994 sprechen CVP, FDP und SVP gebetsmühlenartig alle vier Jahre von einer Wende in der Exekutive. Gelungen ist sie nie. 1982 und nochmals 1986 war es, als der sogenannte Bürgerblock im neunköpfigen Stadtrat zuletzt eine Mehrheit errang. Seit 1990 schwingt ununterbrochen eine rot-grüne Koalition das Zepter in der grössten Schweizer Stadt. Und das nicht einmal so erfolglos: Die Stadt Zürich steht nicht besonders gut da, aber auch nicht grottenschlecht. Gegenwärtig hält die SP vier Stadtratssitze, die Grünen und die Linksalternativen je einen. Auf der anderen Seite hat die FDP zwei Sitze und die CVP einen. Im Gemeindeparlament errangen die Bürgerlichen zwar hin und wieder eine knappe Mehrheit. Weil sie aber mehr stritten als an einem Strick zogen, brachten sie kaum etwas zustande.

Auch diesmal könnte die Ausgangslage nicht viel schlechter sein. Denn während bei der links-grünen Mehrheit alle Bisherigen wieder antreten, haben die Bürgerlichen zwei von drei Sitzen zu ersetzen. Die Grünen liebäugeln mit einem zweiten Sitz, und auch die Grünliberalen melden Ansprüche an. Warum also sollte ausgerechnet jetzt die Wende gelingen?

### Angriff aus der Rücklage

Wie alle vier Jahre wieder hat sich auf bürgerlicher Seite unter der Führung des Gewerbeverbands ein überparteiliches Komitee gebildet. In Anlehnung an die erfolgreiche Regierungswahlkampagne von SVP, FDP und CVP im Jahr 2015 unter dem Namen «Top 5» steigen die fünf Stadtratskandidaten der drei bürgerlichen Parteien unter dem identischen Label in den Wahlkampf. Das mag fantasielos wirken. Aber wenn am Schluss der Erfolg da ist und aus dem Quintett Stadtrat Filippo Leutenegger und Gemeinderat Michael Baumer (beide FDP), Gemeinderat Roger Bartholdi und Kantonsrätin Susanne Brunner (beide SVP) sowie Gemeinderat Markus Hungerbühler (CVP) vier oder fünf gewählt sind, fragt niemand mehr danach.

«Angriff ist die beste Verteidigung», heisst es im Sport. Doch dieses Bonmot gilt nur, wenn man in Führung liegt und diese nicht aus der Hand geben will. Die bürgerlichen Parteien liegen aber punkto Sitzzahl im Stadtrat deutlich im Hintertreffen, so dass es einen gepfefferten Angriff brauchte, eine Attacke, die den Namen auch verdient. Nicole Barandun, Co-Präsidentin des überparteilichen Komitees sowie Präsi-

dentin der kantonalen CVP und des städtischen Gewerbeverbands, räumt auf Anfrage ein, dass es für eine Wende dieses Mal wahrscheinlich noch nicht reichen dürfte. Aber einen Sitzgewinn nennt sie als Zielvorgabe. «Das wäre schon ein Erfolg.»

Diesmal ist für Barandun eine Grundvoraussetzung erfüllt: «Die bürgerlichen Parteien und Kandidaten bekriegen sich nicht mehr untereinander.» Vor allem FDP und SVP seien willens, endlich wieder am gleichen Strick zu ziehen. Wichtig sei aber in erster Linie, dass die fünf Kandidaten für die Klientel aller drei Parteien wählbar seien. Auch für Mauro Tuena, SVP-Nationalrat und Stadtparteipräsident, ist klar, dass «im ultralinken Zürich» nur mit einem starken Ticket etwas zu holen sei. Und mit Knochenarbeit im Wahlkampf. Doch reicht das schon? Dass beim letzten Mal CVP-Stadtrat Gerold Lauber offen Amtsinhaberin Corine Mauch von der SP und nicht Filippo Leutenegger bei der Wahl fürs Stadtpräsidium unterstützte, war der Sache nicht dienlich. Auch nicht, dass sich Andres Türler, Stadtrat der FDP, und Lauber zierten, sich zusammen mit den SVP-Kandidaten für ein Plakat fotografieren zu lassen. Wenn der grösste Feind im selben Boot sitzt, ist kein Blumentopf zu gewinnen.

Die bürgerlichen Wendegelüste werden auch deshalb geschmälert, weil der Leidensdruck für die Bevölkerung nicht akut ist. «Dass die Stadt gut dasteht, hängt aber vor allem von den Rahmenbedingungen ab, die der Kanton geschaffen hat», betont Barandun. Sowohl im Kantons- als auch im Regierungsrat schaut eine bürgerliche Mehrheit zum Rechten. Filippo Leutenegger, Herausforderer für das Stadtpräsidium, schätzt die Lage gleich ein: «Die Stadt Zürich verfügt gegenwärtig über üppige finanzielle Mittel.» Die Finanzen der Stadt seien dank der Tiefzinspolitik im Lot, was zu rekordtiefen Schuldzinsen, höheren Grundstückgewinnsteuern und mehr Steuern von Hauseigentümern führe. «Das ist aber nichts anderes als ein temporäres Geschenk der Europäischen Zentralbank und der Nationalbank.»

### Linke Machterhaltung

Diese Schönwetterlage wird irgendwann zu Ende sein. Laut Leutenegger müsse man auf den Umschwung vorbereitet sein. Die rot-grüne Mehrheit konzentrierte sich auf die Erhaltung der eigenen Macht und bewirtschaftete die eigene Klientel. «Wer fest im Sattel sitzt, ist



Schönwetterlage: FDP-Stadtrat Leutenegger (l.), SP-Stadtpäsidentin Mauch an der Hirsebreifahrt 2016.

weniger bereit, die grossen Risiken der Zukunft anzupacken, wie eine Steuerreform oder das Grossrisiko Spitäler.» Der FDP-Stadtpresidentschaftskandidat hofft, dass die drei bürgerlichen Sitze verteidigt werden können und vielleicht sogar jemand von der SVP den Sprung in die Exekutive schafft. «In den letzten vier Jahren war ich bei ordnungspolitischen Fragen

### Wenn der grösste Feind im selben Boot sitzt, ist kein Blumentopf zu gewinnen.

klar in der Minderheit», blickt Leutenegger zurück. Das müsse sich ändern.

Markus Hungerbühler, Präsident der Stadtzürcher CVP und Stadtratskandidat, erachtet die Ausgangslage als nicht so schlecht. «Die Einigkeit auf bürgerlicher Seite», sagt er, «macht die Zusammenarbeit einfacher als noch vor vier Jahren.» Hungerbühler will die Wähler von besseren Lösungen überzeugen. «Eine Wahl ist immer auch ein Wettbewerb der Meinungen.» Als Beispiel nennt er das besetzte Koch-Areal: Da habe der Stadtrat viel zu spät reagiert und dann scheinbar auf eine Pseudolösung hingearbeitet. Für Hungerbühler gilt gleiches Recht für alle, Ausnahmen seien unzulässig. «Hier ist beim Stadtrat eine klare

Abnützungerscheinung erkennbar», sagt er. Der CVP-Vertreter will aber durchaus auch die schwächeren Glieder der rot-grünen Phalanx im Stadtrat angreifen. Sicherheitsvorsteher Richard Wolff (AL) und Claudia Nielsen (SP), zuständig für das Gesundheits- und Umweltschutzdepartement, seien angeschlagen.

FDP-Stadtratskandidat Michael Baumer spricht von einer verheissungsvollen Entwicklung: «Die neue Kampagne ist die logische Fortsetzung der Zusammenarbeit von vor vier Jahren, die wir unter meiner Präsidentschaft begonnen haben.» Damals sei verhindert worden, dass sich die bürgerlichen Parteien gegenseitig behinderten. «Immerhin konnten wir das letzte Mal den zweiten FDP-Sitz zurückerobern.» Gemäss Baumers Einschätzung verwaltet der rot-grüne Stadtrat nur noch die Erfolge der Vergangenheit. In den letzten Jahren sei im Stadtrat keine wirklich innovative Idee entstanden, obwohl es konkrete Herausforderungen gebe: Das Bevölkerungswachstum erhöhe den Druck auf Mieten und Infrastruktur. «Als Reaktion darauf muss das Bauen ermöglicht werden.» Durch die Automatisierung der Mobilität und die allgemeine Digitalisierung komme ein gewaltiger Umbruch auf Zürich zu. «Doch die daraus resultierenden Folgen und Chancen hat der Stadtrat noch gar nicht auf dem Radar», kritisiert der FDP-Kan-

didat. Lieber konzentriere man sich darauf, die Gewerbetreibenden mit pingeligen Kontrollen und veralteten Regulierungen zu piesacken. «Die links-grüne Klientel darf sich aber alles erlauben.» Der Unmut darüber sei spürbar.

Noch deutlicher wird Polit-Haudegen Alfred Heer, SVP-Nationalrat aus dem Kanton Zürich, der schon viele Schlachten geschlagen hat. Bei den Stadtspitälern gebe es finanzielle Löcher ohne Ende. «Da muss man von Misswirtschaft sprechen.» Die Abteilung Entsorgung und Recycling Zürich, die unter anderem wegen einer schwarzen Kasse in die Schlagzeilen geriet, sei nicht saniert worden. Direktor Pauli, der wegen der Affäre gehen musste, hat laut Heer einfach die Gebühren erhöht. Der gleiche Mechanismus sei beim Strom, bei der Parkkarte in der blauen Zone und bei den Polizeibussen geschehen. «Das ist nicht in Ordnung, hier muss man den Finger daraufhalten.» Die SP mache schon lange nicht mehr für alle Politik, sondern hauptsächlich für die eigenen Leute. Hier müsse man einhaken.

Doch wer den linken Block, der seinerseits Expansionsgelüste hegt, aufbrechen will, kann nicht nur zum Angriff blasen. Die bürgerlichen Parteien müssten im Wahlkampf die Schwächen der Gegner aufdecken. Konsequenz und unbequem. Mit der Oppositionsrolle aber tun sich die Bürgerlichen schwer. ○

# «Solidarität kann nicht grenzenlos sein»

Alle sprechen über seinen Aussenminister Sebastian Kurz, doch die Richtlinien der österreichischen Politik bestimmt Bundeskanzler Christian Kern. Hier spricht er über Phantomschmerzen einer Ex-Weltmacht, die Migrantenkrise und über seine Erfahrungen als alleinerziehender Vater. *Von Roger Köppel und Wolfgang Koydl*

Ballhausplatz Wien, das war einst eine Adresse wie 1600 Pennsylvania Avenue, 10 Downing Street oder Roter Platz: der Sitz einer Weltmacht. Von hier aus zog vierzig Jahre lang Fürst Metternich die Fäden. Auch die Republik Österreich hat hier ihre Machtzentrale: Bundespräsident, Bundeskanzler und Aussenminister residieren im Schatten der Hofburg. Seit Mai letzten Jahres amtiert hier der Sozialdemokrat Christian Kern als Nachfolger von Bundeskanzler Werner Faymann, der über seine Nibelungentreue zur Willkommenspolitik von Angela Merkel gestolpert ist. Kern hat deutliche Kurskorrekturen vorgenommen, aber ob ihm das bei den Wahlen am 15. Oktober nützen wird, ist fraglich. Er selbst hält eine Koalition aus Bürgerlichen und Freiheitlichen für wahrscheinlich.

**Herr Bundeskanzler, was ist das für ein Gefühl, wenn man im Büro von Fürst Metternich sitzt?**

Das Zimmer hier ist ein funktionales Büro geworden, ich habe meine modernen Möbel aus meinem früheren Büro bei den Österreichischen Bundesbahnen mitgenommen. Metternich würde sich vermutlich im Grab umdrehen, wenn er die sähe.

**Sie wurden nicht von der k. u. k. Geschichte überwältigt, als Sie das erste Mal diesen Palast betraten?**

Natürlich zeige ich das Haus gerne Gästen, weil wir stolz auf unsere Geschichte sind. Aber dass wir noch ein Weltreich sind wie zu Metternichs Zeiten, dafür reicht die Aura des Raums nicht.

**Ihr Aussenminister Sebastian Kurz versucht trotzdem, das Land wieder als eine Art Regionalmacht in der Tradition von Habsburg zu etablieren.**

Das ist eine übertriebene Einschätzung. Aber Faktum ist, dass wir in verschiedenen Regionen Zentraleuropas und vor allem auf dem Balkan eine wichtige Rolle haben. Wir haben besondere Beziehungen und daher viel Verständnis für diese Regionen. Aber mit der EU hat sich die Rolle der Aussenpolitik geändert. Kleinere und mittlere Staaten spielen im diplomatischen Konzert nur noch eine beschränkte Rolle.

**Beginnen wir mit dem Persönlichen: Herr Bundeskanzler, wer sind Sie? Was muss man wissen, um Sie zu verstehen?**

In Kurzfassung ist das schwer. Mein Vater war Elektriker, meine Mutter Sekretärin. Ich war der Erste in der Familie, der aufs Gymnasium gegangen ist und studiert hat. Ich habe immer verstanden, dass es kein Konzept ist, darauf zu warten, dass dich die Muse küsst. Zwei Dinge sind wichtig: zu wissen, woher man kommt. Ich habe eine grosse Verbundenheit zu meiner Heimat. Ich bin einmal die Woche in Simmering, meinem Wiener Heimatbezirk, und gehe dort ins Gasthaus. Und gleichzeitig die Dankbarkeit, dass man so eine Karriere wie meine in einem Land wie Österreich machen konnte.

**Sie waren während des Studiums alleinerziehender Vater. Wie hat Sie das geprägt?**

Im Sinn von Verantwortung. Man weiss, dass man schnell Verantwortung tragen muss für ein Kind. Deshalb hatte ich nie diese Partyphase. Ich dachte, ich würde sie mal nachholen. Jetzt stelle ich fest, es geht mir gar nicht mehr ab.

**Sie sind Sozialdemokrat. Warum?**

Mich hat das Prinzip geprägt, dass alle Menschen eine gerechte Chance bekom-

---

**«Die Unzufriedenheit mit den Verhältnissen habe ich immer tief empfunden.»**

---

men und dass wir das nur als Gemeinschaft sicherstellen können. Die Unzufriedenheit mit den Verhältnissen habe ich immer tief empfunden.

**Was ist für Sie das Faszinierendste an Österreich?**

Wenn man in diesem Land geboren ist, wird man automatisch zum Patrioten. Wir sind stolz auf unser kulturelles Erbe, auf unser geschichtliches Erbe. Wien wurde geprägt durch Figuren von Arthur Schnitzler bis Karl Kraus, von Sigmund Freud bis Ludwig Wittgenstein. Mit diesem Stolz wird man in Österreich schon gross. Aber auch der wirtschaftliche Erfolg ist ein konstituierendes Element.

**Ist es das, was Sie auch persönlich an Ihrem Land fasziniert?**

Da ist noch etwas anderes. Ich habe das mit Marcel Koller diskutiert, der es als Schweizer nicht recht verstehen kann. Es ist die typisch österreichische Achterbahn der Gefühle. Wenn wir zu einer Fussball-EM

reisen, glauben wir immer, dass wir sicher gewinnen werden, und sind dann völlig am Boden, wenn wir wieder verlieren. Interessant ist auch das ambivalente Verhältnis zu Deutschland. Es gibt den schönen Satz von Karl Kraus: «Österreicher und Deutsche sind getrennt durch dieselbe Sprache.» Wir sind Partner, aber manchmal haben wir es noch immer nicht ganz verschmerzt, dass die Augenhöhe, die wir früher einmal mit den Deutschen hatten, heute nicht mehr existiert.

**Wie stark empfinden Sie als Kanzler der Republik Österreich, dass Sie einem früheren Weltreich vorstehen?**

Wir waren gerade erst für den Westbalkan-Gipfel in Triest. Das war einmal eine österreichische Stadt.

**Da wird man wohl fast wehmütig, oder?**

Natürlich wäre es schön, wenn Österreich auch am Meer liegen würde, zumindest klimatisch. Aber wir sind heute Teil eines grösseren europäischen Ganzen. Nach dem Fall des Eisernen Vorhangs haben wir als Erste die Chancen gesehen, die damit verbunden sind. Von Bosnien bis Mazedonien, von Polen bis Ungarn – überall hier sind österreichische Unternehmen unter den drei grössten Investoren.

**Wenn Sie mit diesen Ländern zu tun haben, merkt man da eine gewisse Vertrautheit, die sich aus der gemeinsamen Geschichte ergibt?**

Das ist natürlich so. Schauen Sie sich nur meine Familie an: Der Vater ist aus Wien, die Mutter aus der Steiermark. Ein Onkel ist aus der Slowakei, mein Grossvater kam aus Ungarn. Man kennt die Länder, man hat einen Bezug dorthin, man weiss, welche Relevanz sie für uns haben. Ich habe immer Geschichtsbewusstsein gehabt, aber das wächst natürlich, wenn man in meiner politischen Funktion ist. Damit wächst auch das Verständnis für die Verantwortung. Auch in der Wirtschaft trägt man Verantwortung, aber in der Politik ist die noch einmal ganz anders.

**Inwiefern?**

Zum einen das Bewusstsein, dass man für das Wohlergehen von 8,7 Millionen Menschen verantwortlich ist. Zum anderen, dass unsere Zusammenarbeit mit diesen Ländern funktioniert und dass wir friedvolle Entwicklungen mit ihnen haben.

**Was ist Ihr wichtigster Grundsatz im Umgang mit diesen Ländern?**



«Ja, ich vertraue diesem Konstrukt»: Österreichs Bundeskanzler Kern, im Palais Metternichs.

Empathie. Zu erkennen, dass diese Regionen ihre eigene, schwierige Geschichte haben. Man darf sie nicht aus unserer Perspektive verstehen, sondern aus der Perspektive der Menschen dort. Es ist unsere Stärke als Österreicher, dass wir diese historisch gewachsene Empathie stärker haben als andere. Die Regierungschefs dieser Länder fühlen sich sehr oft von anderen Staaten missverstanden. Da haben wir eine Aufgabe. Wir versuchen, unsere Denkweise in die europäische Diskussion einzubringen.

**Warum ist Österreich dann nicht Mitglied der Visegrád-Staaten Polen, Tschechien, Slowakei und Ungarn? Das wäre doch logisch?**

Dieses Bündnis hat erst seit kurzem wieder ein Revival erfahren. Aber bei aller Empathie gibt es Grenzen, und die Politik, die da oder dort gemacht wird, ist nicht zwingend unsere Politik.

**Sie denken an polarisierende Politiker wie Kaczynski in Polen und Orbán in Ungarn?**

Die Entwicklungen dort beobachte ich mit Sorge. Ich muss auch sagen, dass die ungarische Kampagne gegen den Investor George Soros eine Grenze überschreitet.

**Haben Sie mit Viktor Orbán darüber gesprochen?**

Immer wieder, aber da sind wir ganz unterschiedlicher Meinung. Aber Europa ist wirklich eine Wertegemeinschaft. Das muss man ernst nehmen. Die Pressefreiheit, die Gewaltentrennung, das sind hohe Güter, die nicht angetastet werden dürfen. Aber das grösste Problem ist, dass wir zwei EU-Mitglieder haben, die Solidarität im europäischen Kontext sehr einseitig sehen. Das ist eine unserer ganz grossen Herausforderungen. Wie können wir in der EU Entscheidungen treffen, wenn einer nein sagt? Stichwort «Flüchtlingsverteilung».

**Apropos Flüchtlingspolitik. Wegen seiner harten Haltung in dieser Frage gilt Aussenminister Sebastian Kurz als *wonderboy* der österreichischen Politik. Die hätte er aber nicht ohne Sie, den Kanzler, und die SPÖ umsetzen können. Schmückt sich der Aufsteiger mit fremden Federn?**

Das würde ich ihm nicht unterstellen wollen. Der Punkt ist, dass viele in Europa eine Lektion gelernt haben. Es ist unbestritten, dass wir Verpflichtungen aufgrund der Menschenrechtskonvention haben. Aber Solidarität kann nicht grenzenlos sein, wir können nicht in Europa das ganze Migrationsproblem Afrikas lösen. Das ist eine Illusion. Andererseits können wir uns moralisch nicht aus der Verantwortung stehlen und sagen: «Das geht uns nichts an.»

**Innenpolitisch hatten Sie doch die schwierigere Aufgabe. Sie mussten Ihrer sozialdemokratischen Partei die härtere Linie verkaufen, während Kurz sich als *Mister tough guy* präsentieren konnte.**

Ihre Analyse ist richtig. In der SPÖ war das durchaus ein Prozess, aber er war notwendig. Was uns von den Konservativen unterscheidet: Deren Überpointierung der Lösungsvorschläge über die Boulevardmedien ist eher kein Diskussionsbeitrag. Wir müssen die Probleme lösen, aber wir dürfen keine Polarisierung schaffen.

**Wie haben Sie es geschafft, die SPÖ zu überzeugen?**

Man darf nicht unterschätzen, dass wir immer einen sehr pragmatischen Flügel hatten, der allerdings deutlich ruhiger war. Wir sagen auch nicht, dass man das Problem mit einem Zaun im Mittelmeer lösen kann. Ich bin dagegen, den Menschen Sand in die Augen zu streuen und simple Lösungen zu suggerieren. Wir unterscheiden uns durchaus von den Konservativen. Die Idee, alle auf einer Insel einzusperren, kann keine Lösung sein. Es stimmt, dass wir die Akzente verschoben haben. Aber wir tun es mit Pragmatismus, Vernunft und der Einhaltung unserer menschenrechtlichen Verpflichtungen.

**Würden Sie sich an einer Verteilungsquote für Migranten beteiligen?**

Das muss absolut gemacht werden. Wir sind eines der am meisten betroffenen Länder, im Verhältnis sogar stärker betroffen als Italien. Es kann nicht sein, dass vier, fünf

---

**«Wir müssen entscheiden können, wer nach Europa kommt und wer nicht.»**

---

Länder die Hauptverantwortung schultern, derweil die anderen abseitsstehen. Aber zuerst müssen wir es schaffen, die Fluchtrouten zu kontrollieren. Wir müssen entscheiden können, wer nach Europa kommt und wer nicht. Deshalb brauchen wir Partner in Afrika, deshalb müssen wir den Grenzschutz effizienter gestalten.

**Sebastian Kurz hat handstreichartig die Österreichische Volkspartei (ÖVP) übernommen. Wie gross muss deren Verzweiflung sein, ihr Schicksal in die Hände eines Dreissigjährigen zu legen?**

Ziemlich gross, vermute ich.

**Wenn ein Politiker so ein Powerplay in der Schweiz veranstalten würde, hielte man ihn für grössenwahnsinnig oder gar für verrückt. Beobachten wir bei Kurz eine autoritäre Anwendung?**

Es ist zweifellos eine sehr gelungene Inszenierung. Man darf nicht übersehen, dass die ÖVP immer zumindest aus drei Parteien bestand: den Bauern, der Wirtschaft und den Arbeitnehmern. Nur der Wille zur Macht hat dieses Konstrukt verbunden. Der letzte Strohalm, an der Macht zu

bleiben, besteht in Sebastian Kurz. Bestand wird das nicht haben.

**Im Moment scheint dieser Strohalm der ÖVP Leben einzuhauchen. In Umfragen liegt sie an der Spitze.**

Das stimmt.

**Kurz ist sehr jung, hat kaum politische Erfahrung. Kann er ein Land führen?**

Da fragen Sie den Falschen. Ich möchte keine Unfreundlichkeiten austauschen. Er ist ohne Zweifel eine politische Begabung. Er war ein Leben lang in der Politik. Genauso steht ausser Zweifel, dass er abseits der Berufspolitik über keine Erfahrung verfügt.

**Warum die vornehme Zurückhaltung? Sie sind doch im Wahlkampf.**

Inhaltlich muss man diese Auseinandersetzung natürlich führen. Aber das heisst nicht, dass man auf der persönlichen Ebene Unhöflichkeiten austauscht.

**Persönlich verstehen Sie sich gut?**

Durch den Wahlkampf wächst ein bisschen die Distanz. Aber was die Zeitungen schreiben, dass wir uns aus dem Weg gehen, ist Unsinn.

**Der andere Konkurrent bei der Wahl ist die FPÖ. Sie haben einen Tabubruch begangen und eine Koalition mit den sogenannten Rechtspopulisten nicht ausgeschlossen.**

Lange war unser Prinzip: «Die wollen wir nicht.» Punkt. Aber das führte in eine Sackgasse, weil wir uns nicht mehr fragten, wie wir das Land gestalten wollen. Wir müssen wieder prägende Kraft werden. Das war der Hauptgrund. Der zweite Grund ist pragmatisch. Wie bei jeder Partei muss man sagen: Das ist unser Programm, das ist ihr Programm, wo gibt es die meisten Schnittflächen und Mehrheiten. Es gibt viele Punkte, wo wir uns mit den Freiheitlichen nicht einig sind.

**Rein arithmetisch gibt es nach den Wahlen nur drei Koalitionsmöglichkeiten: Schwarz-Rot, Schwarz-Blau oder Rot-Blau. Welche halten Sie für die wahrscheinlichste?**

Die wahrscheinlichste ist Schwarz-Blau, also ÖVP und FPÖ. Aber wir werden sehen, was der Wahltag bringt. Wenn wir deutlich vorne liegen, werden wir genug Optionen haben. Wenn nicht, wird es auf Schwarz-Blau hinauslaufen.

**Aber Rot-Blau wäre doch auch eine Option?**

Ich habe keine Option ausgeschlossen, aber es gibt Konstellationen, die wesentlich deckungsgleicher wären. Wir rollen der FPÖ nicht den Teppich aus, sie ist nicht unser bevorzugter Koalitionspartner.

**Generell sieht man in Europa ein Unbehagen der Wähler an allen Traditionsparteien. Woran liegt das?**

Traditionelle Parteien haben keine Bestandsgarantie. Nach so langer Zeit in der politischen Verantwortung verschwindet ihre intellektuelle Prägestärke. Es bleibt nur

eine Hülle von früherem Ansehen und von früheren Ideen, gekoppelt mit dem Unvermögen, sich an die neue Zeit anzupassen. In der Wirtschaft nennt man das «Disruption». Die Kombination aus Globalisierung und technologischer Entwicklung verändert alles mit einer Wucht und einem Tempo, wie wir es noch nie gesehen haben. Die Parteien

---

**«Wir rollen der FPÖ nicht den roten Teppich aus, sie ist nicht unser bevorzugter Koalitionspartner.»**

---

haben nicht verstanden, was da passiert. Das brodelte lange unter der Oberfläche, aber dann kommt ganz schnell der Bruch. Diesen Punkt haben wir jetzt erreicht.

**Welche Botschaft haben Sie für die Sozialdemokraten in dieser Situation?**

Als Ralf Dahrendorf das Ende des sozialdemokratischen Jahrhunderts verkündete, meinte er nicht das Ende der sozialdemokratischen Idee. Angela Merkel etwa hat mehr sozialdemokratische Elemente als manche Schwesterpartei. Das Dilemma ist, wie man diese Geschichte weiterschreibt. Die Digitalisierung droht zur grössten Umverteilungsaktion in der Geschichte der Menschheit zu werden – aber von unten nach oben. Der soziale Ausgleich ist gerade daher jetzt das grosse Thema der Sozialdemokratie. Das neu zu interpretieren, wird das grosse Thema der nächsten zehn, zwanzig Jahre werden.

**Derzeit scheint die EU im Aufwind. Aber ist sie denn im gegenwärtigen Zustand ein Zukunftsmodell?**

Der Brexit und die Wahl von Trump haben bewirkt, dass wir uns wieder bewusst geworden sind, wie wichtig die EU ist. Wir brauchen uns nicht in die Tasche zu lügen. Es gibt grosse Herausforderungen. Die EU ist nicht wie Manna vom Himmel gefallen, sondern das Ergebnis politischer Entscheidungen. Die kann man revidieren. Wir müssen uns fragen, ob das Wohlstandsversprechen, das wir vor sechzig Jahren abgegeben haben, heute wirklich so eingehalten wird, dass die Menschen sagen: «Ja, ich vertraue dieser Führung, ja, ich vertraue diesem Konstrukt.» Das müssen wir wiederherstellen. Das wird schwierig.

**Sie gehen jetzt in die Ferien. Wie bringen Sie sich da in den Kampfmodus für den bevorstehenden Wahlkampf?**

Die Woche verbringe ich mit meiner Familie, das ist für mich der grösste Luxus. Ich habe ein paar Bücher eingepackt. Ein interessantes Buch über die Neuordnung des Nahen Ostens nach dem Untergang des Osmanischen Reichs, «A Line in the Sand». Ein Geschenk unseres Generalstabschefs. Mein Vorsatz ist aber, endlich einen ganzen Knausgård zu lesen.

# Die Tories in der Zwickmühle

Von Hansrudolf Kamer — Die britische Premierministerin kämpft um ihr Amt. Sie könnte sich länger halten, als viele glauben, weil die Alternative Jeremy Corbyn heisst. Das kühlt den Mut der Herausforderer.



In Westminster werden vor der Sommerpause die Messer gewetzt. Nach der unnötigen Wahlschlappe, bei der ein Sturz der Regierung nur knapp vermieden wurde, widmen

sich die Tories ihrer Lieblingsbeschäftigung, nämlich: die Premierministerin zu unterminieren.

Im Oktober steht der Parteitag in Manchester auf dem Programm, der eine Klärung bringen könnte – oder auch nicht. Vielleicht gelingt die Revolte vorher, vielleicht dauert alles viel länger. Natürlich ist die Regierungschefin Theresa May persönlich für das Wahlfiasco verantwortlich und wird auch dafür verantwortlich gemacht.

Entsprechend flügelahm fristet sie zurzeit ihre Tage und überlässt das Politisieren anderen. Statt der grossen Regierungsumbildung, die nach den Wahlen geplant war und bei der bekannte Köpfe hätten rollen sollen, konnte sich May nur minimale Korrekturen leisten. Alle Herausforderer und Rivalen blieben im Kabinett.

Aus den Sitzungen an der Downing Street wird deshalb Vertrauliches ausgeplaudert wie nie zuvor und gelangt in die Medien. Nach dem Grundsatz «Cui bono?» (Wem nützt es?) lässt sich meistens herausfinden, wer der *leaker* ist. Es sind recht viele, eigentlich fast alle. Die Einsamkeit der Chefin ist mit Händen zu greifen.

Ihre Autorität wird langsam, aber sicher untergraben. Doch noch ist nicht aller Tage Abend. Man kann die Selbstzerstörung auch zu weit treiben. Vor kurzem hat May wichtige Unterstützung erhalten. Die Exekutive des sogenannten 1922-Komitees, das die Hinterbänkler im Unterhaus organisiert und dessen Chairman die Wahl eines Tory-Führers leitet, schrieb an May, die Mitglieder würden ihr die Stange halten, wenn sie zänkische Minister entlassen müsse, um die Ordnung wiederherzustellen.

Es gibt einen guten Grund, weshalb sie sich an der Macht halten könnte: Baldige Neuwahlen wären schlimmer und würden wahrscheinlich die Labour-Partei an die Macht hieven. Die Tories könnten zwar verhindern, dass eine Absetzung Mays automatisch zur Parlamentsauflösung führt – aber nur, wenn sie sich einig sind. Und das sind sie heute nicht.

Die meisten Tories kennen noch den alten Spruch: «Wer den Dolchstoss führt, wird nie die Krone tragen.» Deshalb halten sich die Papabili zurück: David Davis, der Brexit-Minister, Philip Hammond, der Schatzkanzler, Boris Johnson, der Aussenminister, Amber Rudd, die Innenministerin. Sie alle wollen vermeiden, das sie als *front-runner* eine Zielscheibe abgeben und abgeschossen werden. Auch Ruth Davidson, die schottische Tory-Führerin, eine Armeereservistin, praktizierende Christin und bekennende Lesbe, die im Norden sehr erfolgreich ist, zählt dazu.

## Nanny als Wahlhelferin

Will man dem Magazin *Spectator* glauben, so hat Johnson kaum noch Chancen, weil sich die Übrigen gegen ihn verbünden. Der Blondschopf ist zwar etwas kauzig und nachlässig in den Details, aber der einzige wirklich gute Wahlkämpfer, den die Tories haben. Gerade wegen seiner Eigenschaften kommt er «bei den Leuten» gut an – genau wie übrigens Jeremy Corbyn, der Labour-Führer, zu dem die spröde Theresa May im Frühling einen fatalen Kontrast bot.

Auf den Hinterbänken tummelt sich noch ein *dark horse*, wie es britischer nicht sein könnte: Jacob Rees-Mogg, 2010 gewählt als Abgeordneter von North East Somerset, Sohn eines

ehemaligen Chefredaktors der *Times* und Tory-Peers. Er ist intelligent und schlau, aber vollkommen unzeitgemäss.

Seine Frau hat ihm sechs Kinder geboren, das letzte soeben im Juli. Die Geburt kündigte er auf Instagram an, und im Interview mit dem *Independent* räumte er sofort ein, dass er noch nie Windeln gewechselt habe und dies auch nie zu tun gedenke. Er sei kein moderner Mann. Die Tätigkeit überlasse er dem Kindermädchen, der Nanny, die etwas davon verstehe.

Diese ist seit 52 Jahren bei der Familie und sehr politikfähig. Sie war ein Asset im Wahlkampf und hat Rees-Mogg auf den Barrikaden begleitet. Der Aussenseiter unterstützt Theresa May und verweist darauf, dass in der Geschichte der Partei noch nie ein Hinterbänkler direkt Parteiführer wurde.

Trotzdem kann sich May nicht mehr sicher sein. Das politische Hauptthema ist der Brexit, und die EU wird bremsen, solange nicht klar ist, ob die Premierministerin wenigstens während der Dauer der Verhandlungen – also wohl bis in den Frühling 2019 – im Amt bleibt. Brüssel hat so ein Interesse, die Dinge in die Länge zu ziehen.

Scheitern die Verhandlungen, werden die Briten die Tories dafür bestrafen. Mit Theresa May als Parteiführerin werden sich aber die Konservativen nicht an Haupt und Gliedern erneuern können, was notwendig scheint, um künftig Wahlen zu gewinnen.

Die Bahn wäre frei für Labour und Jeremy Corbyn, der inzwischen auf die Linie eines harten Brexit eingeschwenkt ist und seine Partei klar auf Kurs trimmt. Offensichtlich weiss er, dass in der Konkursmasse der UK Independence Party und bei enttäuschten EU-Gegnern wieder Wähler abzuholen sind.



Unruhe auf den Hinterbänken: Tory-Abgeordneter Rees-Mogg.

## Iran, mediterran

Von Pierre Heumann — Je stärker der IS zerbröckelt, desto grösser wird der Einfluss von Teheran.

In Syrien und im Irak entsteht mit dem Untergang des «Kalifats» des Islamischen Staates (IS) ein Vakuum, das iranische Truppen schnell auffüllen wollen. Und können. Weder die Regierung in Damaskus noch die in Bagdad werden versuchen, sich dem zu widersetzen. Der iranische Vormarsch ist deshalb kaum zu stoppen.

Anders als sein Vorgänger erachtet US-Präsident Donald Trump zudem den Sturz des syrischen Präsidenten nicht als Priorität. Der US-Geheimdienst will künftig Assads Gegnern die Unterstützung verweigern. Die verdeckte Operation zur Unterstützung der Feinde von Machthaber Assad habe nur eine eingeschränkte Wirkung gehabt, berichtete die *Washington Post* unter Berufung auf US-Regierungsquellen. Trump verspielt damit in Syrien eine wichtige Karte: Das Kräfteverhältnis verschiebt sich zu Assads Gunsten, des Verbündeten des Iran und Russlands.

Es entsteht ein schiitischer Gürtel, der von Teheran bis in den Libanon am Mittelmeer reicht.

Das absehbare Vordringen des Iran wird den Nahen Osten tiefgreifend verändern. Dadurch entsteht ein schiitischer Gürtel, der von Teheran bis in den Libanon am Mittelmeer reicht. Und der vom Iran kontrolliert wird. Daran arbeiten die herrschenden Mullahs in Teheran seit Jahren. Jetzt könnte ihr Traum bald Wirklichkeit werden.

Die Ausweitung der schiitischen Macht beunruhigt die sunnitischen Staaten, allen voran Saudi-Arabien, das dadurch strategisch in die Nähe Israels rückt. Sie löst auch in Jerusalem Besorgnis aus, weil über diese schiitische «Autobahn» fortan Israels Feinde mit Waffen versorgt werden können, zum Beispiel die libanesischen Hisbollah-Milizen. Die Präsenz des iranischen Erzfeindes an Israels Nordgrenze würde Teheran ferner bequeme Angriffsmöglichkeiten eröffnen, zusätzlich auch Optionen, um von Jerusalem Zugeständnisse an radikalislamische Gruppen wie die Hamas zu erpressen.

Der Vormarsch und der zunehmende Einfluss des Iran bis an die Mittelmeerküste ist auch für Europa eine gefährliche Herausforderung. Denn Extremisten erhalten ein zusätzliches Gebiet an der Mittelmeerküste, von dem aus sie gegen europäische Ziele agieren könnten.

## Europa liegt in der Mitte

Von Boris Kálnoky — Die USA, Israel und Mitteleuropa spannen zusammen gegen das politisch korrekte Nord- und Westeuropa. Die neue Allianz kämpft für Freiheit und gegen Antisemitismus.

Vor 27 Jahren», also 1990, «glaubten wir, dass Europa unsere Zukunft ist», sagte Ungarns Ministerpräsident Viktor Orbán am Wochenende. «Aber jetzt sind wir es, die Europas Zukunft sind.» Das ist nicht nur dahergesagt. Orbán glaubt wirklich, dass Europa Gefahr läuft, kulturellen Selbstmord per Geburtenrückgang und Einwanderung zu begehen. Und dass es die Mitteleuropäer sind, die den Kontinent davor bewahren können, dank ihrer harten Haltung in der Migrationspolitik.

Orbán ist nicht der Einzige, der das so sieht. US-Präsident Donald Trump sagte unlängst Ähnliches bei einem Besuch in Warschau, und



«Absolut verrückt»: Netanjahu (l.), Orbán.

Israels Ministerpräsident Benjamin Netanjahu äusserte Vergleichbares in Budapest. Orbán will Mitteleuropa als das wahre, bessere Europa vermarkten, Trump und Netanjahu bekräftigen ihn dabei. Dabei unterlief dem Israeli das Missgeschick, dass ein Mikrofon offen blieb, als er im Gespräch mit den in Budapest versammelten Regierungschefs der Visegrád-Staaten (Polen, Ungarn, Slowakei, Tschechien) vom Leder zog: Die EU-Politik gegenüber Israel sei «absolut verrückt», weil die EU die Zusammenarbeit mit Israel «auf jedem Gebiet an politische Bedingungen» knüpfe. Die häufige Kritik in der EU an der Politik Israels nannte er – diesmal ganz offiziell, auf einer Pressekonferenz mit Orbán – einen «neuen Antisemitismus», gegen den die Mitteleuropäer die beste Verteidigung böten.

Zugleich lud er die Visegráder ein, nächstes Jahr ein Gipfeltreffen in Israel abzuhalten. Diese nahmen das gerne an.

### Kampf gegen «Entchristianisierung»

Die USA, Israel und Mitteleuropa gegen das politisch korrekte West- und Nordeuropa: Da scheinen sich neue Kraftlinien zu entwickeln. Was die Begriffe «Europa» und «europäisch»

bedeuten, das beantwortet Orbán sehr einfach: Europa sei der Kontinent der Europäer. «Die Frage der kommenden Jahrzehnte ist, ob Europa weiterhin Europäern gehören wird», sagte Orbán am Wochenende. «Ob Ungarn das Land der Magyaren bleiben wird. Ob Deutschland das Land der Deutschen bleiben wird, ob Frankreich das Land der Franzosen bleiben wird, ob Italien ein Land von Italienern bleiben wird.»

Ungarn, so sagte er, spiele zusammen mit den anderen Ländern der Region, die die muslimische Einwanderung ablehnen, eine zentrale Rolle beim Kampf gegen eine «Entchristianisierung Europas». Das Zusammenwachsen der Visegrád-Gruppe in dieser Frage sei «eine grosse Sache».

Eigentlich hätte man erwarten dürfen, von ihm einige Worte über die Innenpolitik zu hören. Im nächsten Jahr sind Wahlen. Aber Ungarns Opposition ist so kraftlos, dass Orbán sagte, der wahre Gegner sei nicht die Opposition, sondern die «unverantwortlichen Eurokraten in Brüssel, die linksliberalen Netzwerke des US-Milliardärs George Soros und deren Komplizen, die Medien». Gemeinsam bildeten sie eine neue «Inquisition» mit einer Vorliebe für Folter und fromme Sprüche, um Häretiker zu disziplinieren. Gegenwärtig sei Polen ihr auserkorenes Opfer, Ungarn aber werde Polen nicht im Stich lassen.

Damit war Polens umstrittene Justizreform gemeint, die Kritikern zufolge der Regierung zu viel Einfluss auf das Justizwesen gäbe. Staatspräsident Andrzej Duda legte am Montag sein Veto ein gegen das Gesetz. Er unterstrich zugleich aber die Reformbedürftigkeit des Justizsystems.

«Nach der Wende gab die Solidarnosc-Regierung den Richtern volle Autonomie», erklärt die konservative Publizistin Aleksandra Rybicka das Problem. So sollte verhindert werden, dass die Kommunisten wieder Einfluss gewannen im Justizwesen. Die Richter hätten sich mit der Zeit aber zur unantastbaren «Kaste» entwickelt. «Noch nie haben sie einen korrupten Politiker verurteilt oder gar einen korrupten Richter», sagt sie. Eine Reform sei dringend nötig.

Die EU erwägt nun Sanktionen gegen Polen. Das wäre dann ein Showdown zwischen West- und Mitteleuropa, «wahres Europa» gegen «korrektes Europa». Denn die Mitteleuropäer scheinen entschlossen, Polen zu schützen. ○





Sprengladung mit kurzer Zündschnur: Rocker Kid Rock.

## Amerika

# In Rock we trust!

**Von Urs Gehrig — Wer glaubt, mit Donald Trump habe das Sturmtief Amerikas Zentrale erreicht, sollte sich festschnallen. Draussen in der Industrierüste von Detroit macht sich ein neuer Wüterich auf nach Washington: Bühne frei für Kid Rock!**

Nimmt dieser Horrortrip denn nie ein Ende? Trump-Traumatisierten blieb die Spucke weg, als letzte Woche aus der Tiefe der Schwermetallwüste das «American Bad Ass» ankündigte: «Kid Rock for Senate 2018».

Kein Witz! Der Exzessrocker («Cocaine and Gin») mit dem zügellosen Mundwerk und einem Sündenregister, schwarz wie eine Kohlezeche in den Appalachen. Einer, der Whisky predigt und knallige Flintenweiber mit Vorbau, üppig wie Futtersilos, um sich schart. Ein Typ, der lächerliche Hüte trägt, die er über seine Strähnenfrisur stülpt wie Mülltonnen. Ein Hillbilly, der sämtliche Klischees vom «degenerierten Amerika» bedient, an denen sich der europäische Kulturmensch mit Wonne abarbeitet – so einer will in den US-Senat. *OMG!*

Der andere «Outlaw», der auf dem Präsidentenstuhl, steckt derweil bis zum Hals im Sumpf, den er trockenlegen wollte. Eine wilde Woche war das wieder in Washington. Der Ersatz für Obamacare erwies sich als Totgeburt. Der Sprecher des Präsidenten sucht das Weite. Und neue «Enthüllungen» zu Russiagate nehmen Justizminister Jeff Sessions ins Visier.

Apropos Sessions: In einem Interview mit der *New York Times*, die Donald Trump als Fabrik von Fake News versteht, hat der Präsident den Spiess gegen seinen treuesten Vasallen gedreht. Hätte er gewusst, dass sich Jeff Sessions aus der Untersuchung über Russland zurückziehen

würde, hätte er ihn nicht als Generalstaatsanwalt nominiert, sagte Trump den Reportern. Was Jeff getan habe, «ist gegenüber dem Präsidenten extrem unfair – und das ist ein mildes Wort». Vorher war Trump bereits seinem Strategieberater Stephen Bannon und dem – nun abgesprungenen – Präsidentensprecher Sean Spicer öffentlich in den Rücken gefallen. «Zieht man mit so einem Chef in den Krieg?», fragt sich wohl dieser Tage der eine oder andere im Weissen Haus.

Nun macht sich also mit Kid Rock eine weitere Sprengladung mit kurzer Zündschnur auf nach D. C. Im Vergleich zu den präsidentialen Ausfällen allerdings wirkt Kid Rock wie der loyale Kumpel vom heimischen Tresen. Kauzig, aber aufrichtig. Nie würde er seine Leute verraten. Kid flog in den Krieg und rockte für US-Truppen. Und er teilt seinen Reichtum. Eine Million Dollar spendete er für Hilfswerke in seiner Heimatstadt Detroit, für Musikstudios und ein historisches Museum. Und er schlichtete einen Streik des Detroit Symphony Orchestra.

«Reine Imagepolitik», monieren Zyniker. Doch wäre der Neo-Republikaner tatsächlich so berechnend und primitiv, wie seine Feinde im demokratischen Lager behaupten, wären sie nicht derart aus dem Häuschen. Vielleicht sei «Kid Rock for Senate» ja nur ein Marketing-Gimmick für ein neues Album und eine

Tour, «aber wir dachten auch alle, dass Donald Trump nur seine Reality-TV-Show promotet», warnt Trumps rabiataste Gegnerin, die demokratische Senatorin Elizabeth Warren, ihre Parteifreunde.

Demokraten durchforsten nun das Sündenregister des Superstars, der mit Hip-Hop, Rap und Country Dutzende Millionen Platten verkaufte: seine Scheidungsschlacht mit seiner Ex-Frau, der «Baywatch»-Sexbombe Pamela Anderson, seine Drogenexzesse, seine Schlägereien und Wildereien, bei denen der Waffennarr einmal sogar einen Panther abgeknallt hat. Doch all das scheint Kid Rocks Appeal nichts abzutragen. Gemäss neusten Umfragen liegt seine Konkurrentin Debbie Stabenow in Michigan bis zu dreissig Prozentpunkte hinter Kid, der mit dem Slogan «In Rock we trust» (Rock vertrauen wir) in den Kampf zieht.

Während Trump das Weisse Haus zur Wagenburg umfunktioniert und seine Berater angeblich prüfen lässt, ob er die Vollmacht habe, Verwandte, Mitarbeiter oder auch sich selbst von möglichen Anschuldigungen zu begnadigen (*Washington Post*), hat sich Kid Rock längst darüber Gedanken gemacht, was er als Amerikas Sheriff unternehmen würde:

«Wäre ich Präsident, würde ich nicht lügen und herumschleichen / Wäre ich Präsident, hätte ich Sex im Oval Office.» Und: «Ich gäbe den Arbeitern ihr Geld zurück / Ich würde die schmutzigen verf...ten Politiker die Zeche zahlen lassen / Allen Frauen, die unsere Kinder grossziehen / würde ich Ferien geben, jedes Jahr.»

### Konservativer Rabauke

Dan Rather, amerikanische TV-Legende, hat Kid Rock unlängst in seinem De-luxe-Wohnwagen interviewt und meinte am Schluss bewegt: «Wie unmöglich du dich auch manchmal präsentierst, du gehst mir ans Herz, Bulle.» Während fünfzig Minuten zerbröselten die Klischees über den Bad Boy. Das Publikum lernte einen alleinerziehenden Vater eines dunkelhäutigen Sohnes kennen. Einen Rabauken, der vor Stolz fast platzte, als er an Barack Obamas Inauguration aufspielte, obwohl er im Wahlkampf dessen Konkurrenten Mitt Romney unterstützt hatte. Einen konservativen Kämpfer, der mit Sean Penn, dem linken Linksaktivsten Hollywoods, vor der Kamera in selbstironischem Dialog die Klängen kreuzte.

Am Ende des Gesprächs präsentierte sich Kid Rock als eine Art neuer Mensch: «Ich habe meine Sünden unter Kontrolle. Ich habe aufgehört, schlechtes Zeug in meinen Körper zu schütten. Keine zwölf Zigarren mehr pro Tag. Bloss einen Whisky ab und zu. Und eine Kiste Bier.» Nach einem Rat für seine Zeitgenossen gefragt, meinte Kid: «Wenn du Dinge nicht sein lassen kannst, rühr sie nicht an. Punkt.»

Irgendwie vernünftig, nicht?



© -dj-, © -vv- und © Rovos Rail (3x)

## Südafrika mit «Rovos Rail»

# Kap der Sehnsucht

Eine Fahrt mit dem historischen Luxuszug durch die Naturlandschaften Afrikas ist eine der schönsten Arten des Reisens. Erkunden Sie die Höhepunkte unserer 15-tägigen Südafrika-Exkursion.

Auf dieser exklusiven Fernreise erleben Sie die atemberaubende Vielfalt der «Rainbow Nation». Bis zu 147 Säugetierarten – inklusive der «Big Five» – können Ihnen im weltberühmten Krüger-Nationalpark begegnen. Im Tsitsikamma-Nationalpark werden Sie von der üppigen Vegetation überwältigt. Sie entdecken das Kap der Guten Hoffnung und die Cango Caves, die zu den schönsten Naturhöhlen der Welt gehören, sowie Kapstadt, das im Süden Südafrikas gelegene kulturelle «Herz» des Landes – eine der schönsten Städte der Welt.

Die 800 Kilometer lange Strecke von Kapstadt nach Pretoria – über Worcester, Matjiesfontein und Kimberley – ist ein Abenteuer aus einer vergangenen Ära. «Pride of Africa» (Stolz Afrikas) werden die Nostalgiezüge von Rovos Rail genannt. Im Salon-Waggon oder auf der Terrasse des Aussichtswagens geniessen Sie in entspannter Atmosphäre die Schönheiten Afrikas. Für das Wohlergehen an Bord sorgen die erstklassige Küche im Belle-Epoque-Speisewagen und die luxuriösen Suiten.

### Reiseprogramm (Auszug):

- 1. Tag: Nachtflug Zürich–Johannesburg
- 2. Tag: Ausflug Hauptstadt Pretoria Stadtrundfahrt; Abendessen in der Lodge

3. Tag: Krüger-Nationalpark Sightseeing durch die Provinzen Limpopo und Mpumalanga; Abendessen im Restcamp

4. Tag: Safari und White River Pirschfahrt zu den «Big Five»; Dinner im Hotel bei White River

5. Tag: Blyde River Canyon Ausflug zu God's Window, Bourke's Luck Potholes, Three Rondavels

6./7. Tag: Garden Route, Tsitsikamma Stadtrundfahrt in Port Elizabeth; Bootsfahrt in der Lagune von Knysna

8. Tag: Tropfsteine und Riesenvogel Fahrt über den Outeniqua-Pass und durch die Kleine Karoo zu den Cango-Höhlen; Straussenfarm in Oudtshoorn; Barbecue

9./10. Tag: Kapstadt und Tafelberg Weindegustation und Lunch in Paarl; Rundfahrt in Stellenbosch; Tafelberg und Signal Hill

11. Tag: Kap der Guten Hoffnung, Pinguine Fahrt nach Hout Bay; via Chapman's Peak Drive zum Kap der Guten Hoffnung; Besuch des Botanischen Gartens von Kirstenbosch

12./13. Tag: Rovos Rail Rundgang in Matjiesfontein; Besichtigung der Diamantenmine Big Hole in Kimberley

14./15. Tag: Pretoria und Rückreise Lunch in Sandton bei Johannesburg

### Platin-Club-Spezialangebot

#### 15-tägige Südafrika-Reise und Rovos Rail

##### Reisedatum:

26. Oktober bis 9. November 2017

##### Leistungen:

- Flug Zürich–Johannesburg–Zürich
- Inlandflug Johannesburg–Port Elizabeth
- Fahrten und Transfers im klimatisierten Reisebus
- Rovos Rail Kapstadt–Pretoria inkl. 2 Übernachtungen (Deluxe-Suite bzw. Pullmann-Suite)
- 9 Übernachtungen in Hotels oder Lodges
- Frühstücke, Mittagessen, Lunchpakete, Barbecues, Dinners gemäss Programm
- Afrikanischer Abend mit Unterhaltung
- Degustation von Kapweinen
- Rundreise mit Ausflugsprogramm
- Safari im Krüger-Nationalpark
- Qualifizierte Reiseleitungen

##### Spezialpreis:

Fr. 6950.– pro Person im Doppelzimmer  
Einzelzimmerzuschlag: Fr. 590.–

##### Limitierte Teilnehmerzahl:

Mindestens 20 Personen. Die Anmeldungen werden in der Reihenfolge ihres Eintreffens berücksichtigt. Programmänderungen vorbehalten.

##### Anmeldung:

Detailliertes Reiseprogramm mit Anmeldeformular finden Sie unter: [www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)

##### Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno  
Mitglied des Garantiefonds der Schweizer Reisebranche  
Telefon 091 752 35 20  
[info@mondial-tours.com](mailto:info@mondial-tours.com)

[www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)



# «Eine grosse Heuchelei»

Von Nicholas Farrell — Die Identitäre Bewegung will die Rettung von Flüchtlingen durch Hilfsorganisationen blockieren. Noch diese Woche soll ein Schiff der Identitären vor der libyschen Küste aufkreuzen. Was bezwecken die Aktivisten? Ein Anführer nimmt Stellung.

Als «Schiff der Schande» hat ein angekündigtes Störmanöver auf hoher See in den letzten Tagen Schlagzeilen gemacht. Es geht um eine Mission der Génération Identitaire (GI), einer kleinen Jugendbewegung, die 2012 in Frankreich gegründet wurde und sich zum Ziel gesetzt hat, der kulturellen Überfremdung Europas entgegenzutreten. Besonders wehrt sie sich gegen die massenhafte Zuwanderung von Muslimen, in der sie eine enorme Gefahr für die europäische Kultur sieht.

Inzwischen hat diese Bewegung Ableger in verschiedenen europäischen Ländern, auch in der Schweiz. Als Anführer der Organisation figurieren gemäss der eigenen Website zwei Österreicher, ein Franzose und ein Italiener. Die Bewegung, deren Gesinnung von der Presse mehrheitlich als rechtsextrem bezeichnet wird, predigt einen gewaltfreien Aktivismus.

Für Aufsehen sorgten die Identitären in diesem Jahr mit ihrer Kampagne «Verteidigt Europa» nach der Art von Greenpeace, die das Ziel verfolgt, die NGO-Schiffe zu beobachten, die allwöchentlich Tausende illegaler Migranten von Libyen nach Italien schaffen.

Im Mai gelang es den identitären Aktivisten, ein NGO-Schiff im Hafen von Catania, Sizilien, über mehrere Stunden am Auslaufen zu hindern. Inzwischen haben sie 142 515 Dollar gesammelt (diese Summe wird auf ihrer Website genannt), um die «C-Star» zu chartern, ein vierzig Meter langes Boot, das dreissig Tage auf See unterwegs sein kann. Im Laufe dieser Woche soll das Schiff in Catania anlegen, wo weitere Aktivisten zusteigen wollen. Darauf soll das Schiff zu seinem ersten Einsatz vor der libyschen Küste westlich von Tripolis aufbrechen, wo Hilfsorganisationen die Migranten an Bord nehmen. Zahlreiche Politiker und Menschenrechtsorganisationen sehen darin eine kriegerische Handlung.

Lorenzo Fiato, ein 23-jähriger Politikstudent aus Mailand, ist einer der vier GI-Anführer. Er war bei der Aktion im Hafen von Catania dabei und will auch an Bord der «C-Star» gehen. Die *Weltwoche* hat Fiato via Telefon in Catania erreicht.

**Nehmen Sie nicht den Tod von Migranten in Kauf, wenn Sie mit der «C-Star» NGO-Schiffe daran hindern, diese Leute zu retten?**



«Mit eigenen Augen sehen»: Aktivist Fiato.

Uns geht es nicht darum, seriöse Rettungseinsätze zu behindern. Wir wollen nicht, dass Migranten ertrinken. Unsere Mission ist es, die Gewässer vor der libyschen Küste zu beobachten und der libyschen Küstenwache illegale Aktivitäten der NGOs zu melden, wenn die also etwa unerlaubt in libysche Hoheits-

**«Es ist eine riskante Mission, aber wir halten es für unsere Pflicht, sie zu unternehmen.»**

gewässer eindringen oder ihre Transponder abschalten. Wir wollen die Darstellung der NGOs entlarven, wonach sie Menschenleben auf hoher See retten. Das stimmt nicht. In Wahrheit unterhalten sie einen Taxidienst zwischen der libyschen Küste und Sizilien.

**Wenn Sie ein Migrantenboot finden, das in Seenot ist – was dann?**

Wir werden natürlich Hilfe leisten, wie es das Seerecht vorschreibt, aber die meisten dieser Migrantenboote sind keineswegs in Seenot, wenn sie ein SOS-Signal absetzen oder von den NGOs gefunden werden.

**Was passiert in dem Fall?**

Uns geht es darum, die Weiterfahrt von Migrantenbooten zu verhindern und die

Migranten der libyschen Küstenwache zu übergeben, damit sie nach Libyen zurückgebracht werden.

**Und was noch?**

Ein wichtiger Teil unserer Mission ist es, die aufgegebenen Schlepperboote zu versenken, denn der Menschenschmuggel ist ein gigantisches Geschäft. Was die NGOs machen, ist eine grosse Heuchelei. Sie reden von Flüchtlingskrise, wo es bei dieser Krise doch um illegale Migranten geht. Für jedes aufgegebene Boot, das wir versenken, können wir Menschenleben retten, denn dann haben die Schlepper eines weniger, um Migranten auf hohe See zu bringen.

**Linke Organisationen in Italien, Spanien und anderswo versuchen, mit Hilfe von Gerichten und Behörden zu verhindern, dass die «C-Star» in Catania anlegt oder vor der libyschen Küste patrouilliert, weil Sie «paramilitärische Aktivitäten» planen. Richtig oder falsch?**

Wir sind nicht unvorbereitet. Wir haben ehemalige Soldaten an Bord, die wissen, was im Notfall zu tun ist, aber wir sind nicht bewaffnet. Wenn es Schwierigkeiten gibt, werden wir einfach umdrehen.

**Würden Sie sagen, dass Sie Faschisten sind?**

Wir vertreten keine nostalgische Ideologie, sind nicht mit einer entsprechenden Partei liiert. Was wir tun, ist aus unserer Sicht ein Akt zivilen Ungehorsams. Wir wollen die Identität Europas bewahren.

**Haben Sie keine Angst, dass die Migranten und Schlepper, auf die Sie treffen werden, Gewalt anwenden?**

Es ist eine riskante Mission, aber wir halten es für unsere Pflicht, sie zu unternehmen.

**Was versprechen Sie sich davon?**

Die Hauptsache ist, dass wir vor Ort sind. Wir wollen mit eigenen Augen sehen, was dort passiert, wie sich die NGOs gegenüber den Schleppern verhalten, und der Öffentlichkeit ein wahres Bild von der Situation vermitteln. Das ist der Hauptgrund, weshalb man uns dort nicht haben will, denn sie wollen, dass ihre Einsätze ungehindert und vor allem unbeobachtet stattfinden.

**Sollten legale Einwanderer abgeschoben werden?**

Sie müssen unsere Kultur respektieren, andernfalls müssen sie gehen.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork



*Das dürrenmattsche Paradox von der Schweiz als einem Gefängnis der Freien: Blick von Wangs im Pizolgebiet über Sargans und ins Rheintal.*



1. August

## Überleben in einer verrückten Welt

Wohin steuern wir?  
Welche Rolle spielt die Schweiz?  
Antworten und Analysen.

- 30 **Thomas Held, Vordenker**  
Wahnhafte Insel-Fantasien
- 32 **Umfrage** «Mehr Mut, mehr Lust»
- 35 **André Holenstein, Historiker**  
«Pufferstaat im Interesse Europas»
- 40 **Die Schweiz in Zahlen**
- 42 **Polo Hofer** Wie er das Titelblatt dieser Ausgabe gestaltete
- 44 **Kurt Fluri, FDP-Nationalrat**  
Die «Schwarzpeter-Partei» SVP
- 48 **Wie tickt die Jugend?**
- 50 **Salomé Vogt, Avenir Jeunesse**  
«Wir müssen uns einmischen»
- 52 **Pascale Baeriswyl, Staatssekretärin**  
«Ich mache keine Parteipolitik»
- 54 **Gottfried W. Locher, Theologe**  
Gottvertrauen – eine Anleitung
- 56 **Dieter Zwicky**  
Don DeLillo in Tiefencastel
- 58 **Tour de Romandie**  
Auf Spurensuche in der Westschweiz
- 64 **Hans-Werner Sinn, Ökonom**  
«Man will die Lasten lieber verstecken»
- 68 **Francisco Fernandez, Avaloq**
- 70 **Karin Bertschi und Janina Martig**  
Erfolgreiche Jungunternehmerinnen
- 73 **Klara und Herbert Zumbühl**  
Das Bergrestaurant «Timpelweid»
- 74 **DJ Antoine, Musiker**
- 78 **Eliana Burki, Alphornistin**
- 79 **Nico Hischier**  
Walliser Eishockey-Export
- 79 **Gender-Falle** Wie ein Mann sein?
- 80 **Die schönsten Gartenbeizen**
- 84 **Hildegard Keller, Literaturprofessorin**  
Max Frischs exzentrische Nachmieterin
- 85 **Schweizerpsalm Rütli–Casablanca**
- 86 **Tony Wyss-Coray** Mikrobiologe
- 88 **Noël Studer** Berner Schachsporttalent
- 90 **Domenico Blass** Comedy-Autor
- 92 **Hollywoods Lieblinge aus St. Gallen**
- 94 **Petra Klingler** Sport-Kletterin
- 96 **Günter Netzer, Fussballer-Legende**  
«Ich habe mich immer unterschätzt»
- 104 **Wolfram Knorr**  
Komödien mit absoluter Lachgarantie

# Wahnhaftes Insel-Fantasien

Spinnt die Welt, und soll sie an der Schweiz gesunden? Im Gegenteil: Unser Land braucht mehr Öffnung und geregelte Beziehungen zur Europäischen Union. Ein Rahmenvertrag wäre dazu geeignet.

Von Thomas Held

Als Lukas Bärfuss vor zwei Jahren die Schweiz in einem anti-nationalfeiertäglichen Furor des Wahns bezichtigte, musste er schwer untendurch. Das lag einmal an der quasi landesverräterischen Platzierung des Traktats in einem deutschen Blatt. Zum andern griff Bärfuss die Rechte und die Linke gleichermaßen pauschal an, so dass sich kein publizistisches Schwergewicht fand, das eine Lanze für ihn gebrochen hätte.

Nicht nur in der diesjährigen 1.-August-Nummer der *Weltwoche*, sondern auch im Grossteil der Kommentarspalten, ja im täglichen politischen Diskurs ist die Ausgangsthese genau umgekehrt: Die Schweiz sieht sich mit einer verrückten Welt konfrontiert. Die Feststellung verschärft den Befund über die «Unlesbarkeit» der Welt, für die der amerikanische Publizist und Professor Mark Lilla noch den politischen Analphabetismus, also ein Defizit des Betrachters verantwortlich machte. Die quasipsychiatrische Diagnose, die hierzulande eh populärer ist als die politökonomische Analyse, geht zudem von einem Gefälle aus zwischen uns als normalem Subjekt und dem verrückten Objekt Welt. Fast fühlt man sich mit dieser Formel an das dürenmattsche Paradox von der Schweiz als einem Gefängnis der Freien erinnert. Nun wäre die Welt eine Anstalt und wir die gesunden Ärzte, die die Diagnosen stellen und die Therapien zumindest kennen würden...

## Faule Manöver

Auch für einen altgedienten Promotor der schweizerischen Zukunft – ohne jegliche Ambition zum schriftstellerischen Hofnarren – drängt sich deshalb ein kritischer Blick auf die Übungsanlage «gesunde Schweiz – verrückte Welt» auf. Der Versuch zur Relativierung setzt dabei sowohl bei der Welt als auch im eigenen Gärtchen an.

Trotz allen Nachrichten von Krisen, Kriegen, Terrorismus und Flüchtlingsströmen ist das Bild der verrückten, aus den Fugen geratenen Welt doch stark westlich geprägt. Es blendet nicht nur die generellen Fortschritte in Richtung der Uno-Millenniumsziele aus wie Reduktion extremer Armut, Ausrottung von Plagen wie der Lepra, höhere Lebenserwartung, Verbreitung der Bildung et cetera, sondern auch die anhaltend hohen Wohlstandszuwächse in den riesigen Volkswirtschaften von China, Indien und Indonesien, um nur diese zu nennen. Auch wenn die Zahl der Toten und Vertriebenen zum ersten Mal seit lan-

ger Zeit wieder zugenommen hat, liegt die Zahl der globalen Kriegsoffer heute weit unter dem Durchschnitt der Zeit von 1950 bis in die 1990er Jahre.

Vor allem aber vergessen jene, die die Welt für verrückt erklären, die Zeiten, in denen Dr. Strangelove und andere *crazy captains* mit dem Finger am Atomwaffen-Drücker nicht einfach fiktionale Figuren in einem Fantasy-Spiel waren. Auch wenn heute eine antiamerikanische und Nato-feindliche Geschichtsschreibung die Bedrohungen im Kalten Krieg zu relativieren sucht, waren diese für die Babyboomer-Generation ebenso real wie die sowjetischen Panzer in Budapest und Prag, die 1968 alle Vorstellungen über einen ökonomischen und politischen dritten Weg zermalmt.

Gegenüber dieser bedrohlichen Vergangenheit erscheinen die gegenwärtigen Herausforderungen trotz IS und manchen gescheiterten Staaten doch irgendwie als *courant normal*. In der globalisierten Welt hat die Geschichte zwar nicht ihr Ende erlebt, aber die Nichtkooperation ist trotz dem Pokerspiel des Nordkoreaners Kim Jong-Un doch keine echte Option mehr. Das beharrliche Funktionieren des europäischen Systems, die mühsame Kontinuität der G-20, die stetige Integration Chinas, der Fakt (nicht der Inhalt!) des Klimaabkommens, die stabilisierenden *checks and balances* der US-Institutionen rücken den Schweizer Historiker Thomas Maissen mit seiner These vom Beginn einer «Vorkriegszeit» in die Nähe der Untergangspropheten, die er sonst so heftig kritisiert.

Wenn sich die Diagnose der verrückten Welt also bei näherem Hinsehen als überzogen erweist, wie steht es dann mit der diagnostizierenden Instanz, der nicht verrückten, über alle Zweifel erhabenen Schweiz? Ein erheiternder Auftakt für die nationalpsychiatrische Selbstdiagnose wäre etwa die Landwirtschaftspolitik. Dort wurden in

den letzten Jahren nicht nur bescheidene Schritte in Richtung Marktöffnung und Strukturwandel gestoppt, sondern rückgängig gemacht oder durch faule Manöver umgangen.

Irre ist vielmehr, dass ein Wirtschaftssektor, der, aufs Ganze gesehen, minimale – manche Ökonomen meinen: eine negative – Wertschöpfung aufweist und die Umwelt stärker belastet als jede andere Branche, via Verfassung noch weiter tabuisiert werden soll. Die Ernährungsinitiative haben die Bauernvertreter schon trickreich in einen «Gegenvorschlag» umfunktioniert, der mit anderen Worten in die Verfassung schreibt, was schon dort steht – und entsprechend den Auslegungstreit programmiert. Aber schon bald werden wir zudem über eine Verfassungsänderung abstimmen müssen, die verlangt, dass «Halterinnen und Halter von Kühen, Zuchtstieren, Ziegen und Zuchtziegenböcken finanziell unterstützt werden, solange die ausgewachsenen Tiere Hörner tragen».

## «Grasland Schweiz»

Die Legitimation für die immer radikalere Abkehr von Markt und Wettbewerb ist die mythische Ernährungssouveränität. Parallel zum entfesselten Agrarlobbying wird aber gerade dieses nie erreichte und nicht erreichbare Ziel ad absurdum geführt. Das «Grasland Schweiz» verzeichnet nämlich in den letzten Jahren eine Explosion der Kraftfutter-Importe, weil die hochgezüchteten Milchspenderinnen nur so auf ihre Leistungen kommen. Nach einer Berechnung des *Journal 21*-Publizisten Christoph Zollinger beansprucht das eingeführte Kraftfutter aus Soja, Mais und Weizen eine Bodenfläche, die mehr als halb so gross ist wie die gesamte einheimische Anbaufläche. Hinzu kommen die hohe Abhängigkeit von ausländischen Arbeitskräften, importiertem Dünger und Treibstoff sowie der gern unterschlagene Umstand, dass ein rechter Teil der so produzierten Milch als Pulver in Afrika verteilt wird – auf Wunsch der Bauernlobby, die sich über die Empfehlung der Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (Deza) hinwegsetzte. Die Propagierung der Ernährungssouveränität ist also nicht weit vom Wahn entfernt, den uns Lukas Bärfuss vorgeworfen hat.

Viel gravierender als die agrarpolitischen Verrücktheiten erscheinen die Widersprüche, um nicht zu sagen: die Schizophrenie, an der Währungsfront. Auf der einen Seite wird die Frankenstärke quasi als Ausdruck einer überlegenen Volkswirtschaft gefeiert, deren Terms of



## WORTE ZUR SCHWEIZ

«Die Menschen sind fleissig und ehrlich, einfach und bescheiden, und sie wären sehr arm, gäbe es nicht den Tourismus in ihrem Land. Ich wünschte, ihre überzählige Bevölkerung würde in die Vereinigten Staaten emigrieren.»

Ulysses S. Grant (1822-1885), 18. Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika.



Von der Geschichte und Geografie bevorzugtes Land. (Illustration: Doreen Borsutzki)

Trade sich auf einer quasi natürlichen Kurve gegen oben bewegen. Korrekturversuche der Schweizerischen Nationalbank (SNB) sind aus der reinen Sicht von Geldmarktökonomien wie Ulrich Kohli letztlich sinnlos bis schädlich und behindern den Strukturwandel. Auf der anderen Seite zeigt die Kapitalverkehrsbilanz, dass die Frankenstärke nicht primär flüchtenden Ausländern zu verdanken ist. Vielmehr werden

### Einige wünschen sich das Land gar als eine Art Hightech-Monaco, natürlich ohne Fürst.

die Handelsbilanzüberschüsse der Schweiz nicht mehr im Euro-Raum angelegt, sondern in den Franken zurückgeholt. Selbst eurokritische Kommentatoren wie Peter Fischer halten heute die Überbewertung des Franken zu einem grossen Teil für hausgemacht. Inländische Anleger hätten sich daran gewöhnt, kein Währungsrisiko zu übernehmen und gar nicht mehr oder nur noch abgesichert im Ausland zu investieren. Eine zentrale Rolle spielt dabei das auf rund 800 Milliarden angewachsene Kapital der zweiten Säule. Fast deren gesamte Auslandsanlagen werden abgesichert und damit währungsmässig ins Inland verschoben.

Der Kurswechsel der SNB vom 15. Januar 2015 war mit der Hoffnung verbunden, dass sich der Wechselkurs wie früher wieder rasch den Kaufkraftverhältnissen annähern werde. Dies ist bis vor kurzer Zeit nicht geschehen. Vielmehr kam es zu einer schleichenden Schrumpfung und Verlagerung der Industriearbeitsplätze. Gemäss der Swissmem-Umfrage vom letzten Jahr erreicht nur ein Viertel der Mitgliedsfirmen eine wirklich gute Betriebsgewinnmarge, drei Fünftel sehen sich nicht in der Lage, in neue Produkte, Mitarbeiter oder Anlagen zu investieren – mitten in der Digitalisierungswelle!

Das Standardargument Strukturwandel greift dabei gerade im Kapitalmarktland Schweiz zu kurz. Die Finanzkrise hat gezeigt, dass es auch einen ineffizienten Strukturwandel gibt, wenn Schocks aus dem Finanzsektor, die nichts mit den Gütermärkten zu tun haben, gesunde und wettbewerbsfähige Unternehmen bedrohen – und darüber hinaus den industriellen Nährboden auslaugen, auf den schweizerische Kerneinrichtungen wie die duale Bildung angewiesen sind. Ganz abgesehen davon, dass die Verschiebung von Wertschöpfung aus der unternehmerisch geprägten Industrie in die staatsnahen Bereiche Gesundheit und Bildung nicht ohne gesellschaftliche und politische Folgen bleibt. Kurz: Die psycholo-

gisch-politische Abgrenzung gegenüber dem «Feind Europa» hat ironischerweise den *home bias* – also die überproportionale Gewichtung des Heimmarkts – der privaten und institutionellen Anleger so weit getrieben, dass mit der Frankenstärke die Krise, der man ausweichen wollte, importiert wurde.

### Störung der nationalen Identität

Der *home bias* im Anlageverhalten führt rasch zu grundsätzlichen Fragen nach den relevanten Grenzen oder, um im Jargon zu bleiben, zu Hinweisen für eine erhebliche Störung der nationalen Identität. Ist es möglich, mit den Nachbarstaaten, insbesondere den angrenzenden Bundesländern und Regionen, einen hochintegrierten Produktions- und Dienstleistungsraum (mit 300 000 Grenzgängern!) aufrechtzuerhalten, wenn das Verhältnis der Währungen nicht von realwirtschaftlichen Faktoren bestimmt wird? Ist das Stadtland Schweiz als Sitz der Headquarters und als internationale Drehscheibe nicht auf ein ausländisches Hinterland angewiesen, aus dem Talente und Spezialisten, aber auch das Dienstpersonal rekrutiert werden können? In der öffentlichen Diskussion sind solche Fragen nach der Verzahnung mit den Nachbarn eher selten. Dafür werden gerne Singapur und das Silicon

«Die Schweizer sind beleidigt, wenn man sie Gentlemen nennt. Sie zeigen sich als wahre Plebejer, damit man sie hoher Ämter für würdig hält.»

Blaise Pascal (1623–1662), französischer Mathematiker und Philosoph.

Valley als Modelle für die Schweiz propagiert. Einige wünschen sich das Land gar als eine Art Hightech-Monaco, natürlich ohne Fürst (und mehr oder weniger überhaupt ohne Staat), wo reiche Rentner ihre Kapitaleinkünfte verwalten, kaum mehr etwas produziert wird und es demzufolge auch kaum mehr Zuwanderung brauchen würde – von der der Alterspflegerinnen aus dem Osten abgesehen. Solche Insel-Fantasien lassen nicht nur die historischen Gegebenheiten der Schweiz ausser Acht, sondern machen auch vergessen, dass die idealisierten Kleinstaat-Modelle ihrerseits in Strukturen eingebettet sind, die mit Selbstbestimmung oder Demokratie wenig zu tun haben.

### Pathologisches Verhältnis zur EU

Man könnte die Träume von einem neuen, raffinierten Offshore-Land als Abwehr gegen die Identitätsbedrohung durch die real existierende, das heisst entgegen allen Prognosen immer noch nicht untergegangene EU deuten. Jedermann weiss, dass kontinuierliche Verhandlungen mit der Union unumgänglich sind und dass ständige Konflikte und Unsicherheit über den Zugang zum Binnenmarkt die KMU belasten. Gerade der Entscheid der Schweiz zum Nichtbeitritt erfordert ironischerweise eine langfristige und gesicherte Regelung des Verhältnisses mit der supranationalen Organisation, die eben nicht mit einem gewöhnlichen internationalen Abkommen wie einem Freihandelsabkommen verglichen werden kann. Ein Rahmenvertrag für den Ausnahmefall Schweiz wäre somit eigentlich die normalste Sache der Welt. Dass die Reaktion nur schon auf diesen Begriff zumindest als leicht hysterisch qualifiziert werden muss, zeigt, wie pathologisch unser Verhältnis zu Europa geworden ist.

Die genannten Beispiele sind nicht einfach «Baustellen des Erfolgsmodells» (wie etwa die offenbar nicht bewältigbare Rentenreform). Sie verweisen vielmehr auf tieferliegende, strukturelle Spannungen im Kern der Schweiz. Es ist hier nicht der Ort, dafür Rezepte und Therapien vorzuschlagen. Aber die Befunde legen doch eine gewisse Zurückhaltung beim Urteilen über die verrückte Welt nahe. Dies gilt besonders für ein von der Geschichte und Geografie so bevorzugtes Land.

Thomas Held ist Soziologe, Publizist und ehemaliger Direktor von Avenir Suisse.

# «Mehr Mut, mehr Lust»

Wie überlebt man in einer verrückten Welt? Wir haben Schweizer Persönlichkeiten und Vordenker gefragt, wo im Moment die grössten Risiken lauern und wie sie darauf reagieren.



**Oswald Grübel, ehemaliger CEO von UBS und Credit Suisse:** ««Welcome to Hell» war eine kleine Hölle mit 500 Verletzten. Ist das unser neues Demokratieverständnis? Ver-

dienen demokratisch gewählte Politiker derartige Demonstrationen, so dass sie mit enormen Staatskosten geschützt werden müssen? Das ist keine Demokratie, sondern Chaos. Die unzufriedenen Minderheiten, meist wirtschaftlich vom Staat abhängig, zwingen die demokratische Mehrheit, nach ihrer Pfeife zu tanzen. Wenn Europa dies weiter zulässt, müssen sich unsere Politiker nicht wundern, wenn sie abgewählt werden. Das andere Schauspiel findet in den USA statt. Ein Präsident, der sich an keine Konventionen hält, wird durch seinen selbsterklärten Feind, die Medien, erledigt. Es ist bizarr, was uns da zugemutet wird, vom Präsidenten und von den Medien. Die grösste demokratische Wirtschaft der Welt scheint führungslos, das ist die Chance für Europa, verantwortungsvoller zu handeln.»



**Gilles Marchand, designerter Generaldirektor SRG SSR:** «Wir müssen zwei Punkten grösste Beachtung schenken. Zum einen dem Erhalt der Werte, die unser Gesellschaftsmodell auszeichnen: das Zusammenleben, der Respekt der kulturellen Vielfalt, die wirtschaftliche Solidarität, unser wirksames und direktes politisches System. Diese typisch schweizerischen Werte bilden eine kluge Mischung aus Pragmatismus und kollektiven Ambitionen – und verleihen unserem föderalistischen Modell Qualitäten, um die uns die Welt beneidet. Zum anderen der weltweiten Digitalisierung. Wir sind – auf Gedeih und Verderb – im digitalen Zeitalter angekommen, in der Welt von Big Data, Algorithmen, Vorhersehbarem und Überwachung. Neue, vielversprechende Chancen, aber auch besorgniserregende Einschränkungen kommen auf. Die Schweiz darf in dieser Revolution nicht passiver Zuschauer bleiben. Nachdem wir die Neutralität durchgesetzt und mit den Genfer Konventionen humanitäres Völkerrecht geschaffen haben, können wir zum internationalen Zentrum für *digital governance* werden. Rufen wir doch die Digitalen Genfer Konventionen ins Leben!»



**Monika Walser, Unternehmerin (de Sede):** «Wir haben die «verrückte Welt» längst vergegenwärtigt und Strategien entwickelt, um dieser zu begegnen. Mit Passion und Innovationskraft lässt sie sich erfolgreich erobern. In unserem Unternehmen ist es deshalb wichtig, dass sich nun alle erholen und mit frischen, frechen und neuen Ideen zurückkommen, nach dem Motto: «Mach langsam, wenn es eilt.» Wir werden zudem bis zum Ende des Jahres noch vier Showrooms eröffnen, den ersten in Los Angeles in Zusammenarbeit mit der Fashion-Designerin Laura Basci, weitere in New Delhi, Teheran und Schanghai.»



**Urs Rohner, Präsident Credit Suisse:** «In der Schweiz werden wir eine intensive Debatte über die Sanierung unserer Vorsorgesysteme erleben, die zeigen wird, ob die Reformbereitschaft der Wähler vielleicht doch grösser ist als jene vieler Politiker. In der internationalen Politik wird in der zweiten Jahreshälfte richtungweisend sein, ob der 19. Nationalkongress der Kommunistischen Partei Chinas die wirtschaftlichen Reformkräfte stärken wird. In Frankreich muss der neue Präsident Macron beweisen, dass er sein Versprechen, den Arbeitsmarkt zu liberalisieren, durchsetzen kann. Wie mit den «Verrücktheiten» der Welt umgehen? Erstens, erkennen, dass einige davon durchaus positiv sind und Chancen bieten. Zweitens, bei den negativen Verrücktheiten unterscheiden, ob sie fundamental bedrohlich sind oder aber vielleicht auch nur das Resultat des Kampfes zwischen Medien und Akteuren um kurzfristige Aufmerksamkeit.»



**Magdalena Martullo-Blocher, Vizepräsidentin und Delegierte des Verwaltungsrats der EMS-Chemie Holding AG und Nationalrätin (SVP):** «Meine sieben «Survival-Steps» (diese dürfen selbstverständlich auch überparteilich angewendet werden): 1. Am 20. September 2017 einen verhandlungsstarken neuen Bundesrat wählen. 2. Keine automatische Übernahme von EU-Recht und keine fremden Richter für die Schweiz. 3. Selber Verantwortung für die Zuwanderung übernehmen. 4. Energieversorgung und bezahlbare Preise trotz neuem Energiegesetz sichern. 5. Deregulierung: 70 000



Seiten Bundesregulierung sind genug! 6. Lösungen statt Selbstinszenierungen in der Politik und Wirtschaft. 7. Der Bürger ist und bleibt das oberste Gremium im Land.»



**Ignazio Cassis, FDP-Fraktionschef, Bundesratskandidat, FDP**

**Tessin:** «Wir leben in einem starken Land! Stark, weil wir zusammenhalten und trotz unterschiedlicher Sprachen, Kulturen oder Konfessionen immer wieder Wege finden, Differenzen zu bereinigen – auf demokratischem Weg. Zuweilen wird dieser Zusammenhalt arg strapaziert. Es werden immer wieder Versuchsballone gestartet mit dem Ziel, linke oder rechte Minderheitsmeinungen mehrheitsfähig zu machen. Manchmal gar mit Erfolg. Kollektivistische sowie protektionistische Entgleisungen wurden bisher erfolgreich bekämpft und unser Zusammenhalt nicht geschwächt. Verschiedenste Herausforderungen kommen auf uns zu: sei es durch die fortschreitende Digitalisierung, durch internationale Spannungen oder den gesellschaftlichen Wandel. Ihnen allen gemein ist der Wechsel vom Altbekanntem hin zum Neuen. Man darf hier durchaus skeptisch sein, generell zu blockieren, wäre jedoch die falsche Reaktion. Wenn wir also weiterhin das Gemeinsame höher gewichten als Partikularinteressen, so werden wir auch in Zukunft zu Recht stolz auf unser starkes und fortschrittliches Land sein können.»



**Konrad Hummler, Privatbankier und Unternehmer:**

«Sind die Entwicklungen in der EU ein Grund zur Sorge für die Schweiz? Weder die Einheitswährung noch die Personenfreizügigkeit, noch der ausdrückliche Verzicht auf verschiedene Integrationsgeschwindigkeiten sind heute für den nüchternen Europäer noch sakrosankt. Für den Kleinstaat Schweiz ist das Chance und Gefahr zugleich. Chance insofern, als sich nunmehr erneut die Gelegenheit ergibt, als europäisches Kernland zur Zukunft des Kontinents beizutragen. Wohlstand, Rechtsstaatlichkeit, eine (trotz rekordhohem Ausländeranteil!) funktionierende Zivilgesellschaft, Arbeitswille, Demokratie, innerstaatliche Toleranz – die Schweiz ist in vielerlei Hinsicht ein Modell. Es wäre töricht, diesen über Jahrhunderte aufgebauten helvetischen Acquis aufzugeben zugunsten eines europäischen Acquis communautaire, der sich in verschiedenster Hinsicht nicht bewährt hat. Die Schweiz darf, ja muss sich zu Wort melden. Sie muss ihren Acquis dem europäischen als mindestens gleichwertig gegenüberstellen. Im Klartext bedeutet das, dass die Schweiz kein Rahmenabkommen mit völlig asymmetrischen Rechten und Pflichten abschliessen darf. Insbesondere wäre die Rechtsprechung durch den Europäischen Ge-

richtshof (EuGH) ein absolutes No-Go. Denn der Europäische Gerichtshof ist a priori Partei.»



**Marc Faber, Investor:** «Die Welt ist bestimmt nicht verrückt, höchstens die europäischen Politiker, welche bedingungslos sogenannte Flüchtlinge aufnehmen, von denen viele sozialistischen Schmarotzern gleichen. Die verschiedenen Sozialämter, welche von gescheiterten Studenten besetzt werden, sind hilfsbereite Mittäter. Im ersten halben Jahr haben sich die europäischen Börsen trotzdem bestens verhalten – logisch, nachdem die Bewertungen in Europa viel tiefer liegen als in den USA, dem grossen Botox- und Opioidreich. Im zweiten halben Jahr wird sich einiges ändern: Die Kurse der Hightech-Unternehmen werden sich abschwächen, während sich die Schweizer Banken weiter erholen werden. Rohstoffe und Edelmetalle werden sich auch besser halten.»



**Herbert Scheidt, Präsident der Vontobel-Holding AG und der Schweizerischen Bankiervereinigung:**

«Unsicherheit geht heute weiterhin von der Politik aus. Die politische Agenda wirft derzeit mehr Fragen auf, als sie Antworten gibt. Beispielhaft sind die G-20-Diskussionen über die Zukunft des Freihandels und des Pariser Klimaabkommens oder die Umsetzung des Brexit sowie der künftige Weg der Europäischen Gemeinschaft. Wirtschaftliche Entwicklungen wie die Digitalisierung nehmen aber keine Rücksicht auf die politische Tagesordnung. Um Möglichkeiten in vollem Umfang nutzen zu können, müssen die Rahmenbedingungen klar sein. Eine Digitalisierungsstrategie in einer regionaleren Welt sieht anders aus als für einen globalen Markt. In einer Welt, die geprägt ist von globaler Unsicherheit, profitiert die Schweiz von der regionalen Risikodiversifikation aufgrund ihrer internen Stabilität und der exzellenten Infrastruktur. Ungeachtet dessen, muss es aber auch weiterhin unsere Aufgabe als Schweiz sein, aus einer starken Position der Neutralität heraus für eine offene und stabile Welt einzutreten.»



**Monika Rühl, Direktorin Economiesuisse:**

«Wäre das Jahr 2017 eine Person, deren Charakter wir heute beschreiben müssten, kämen wir über einen ersten vagen Eindruck wohl kaum hinaus: etwas störrisch, mit Ecken und Kanten, durchaus auch mit sympathischen Zügen. Worauf soll die Schweiz also ihr Augenmerk richten, damit diese Beziehung ein Erfolg wird? Die Altersvorsorgereform ist dazu leider nicht geeignet. Sie hat das Ziel, der ersten und zweiten Säule eine stabile finanzielle Basis zu geben,

deutlich verfehlt und verdient am 24. September ein klares Nein. Eine wirkliche Lösung aber ist dringlich und sollte umgehend angepackt werden. In einer vergleichbaren Situation befindet sich die Schweiz bei der Reform der Unternehmensbesteuerung. Hier muss das zweite Halbjahr Fortschritte bringen, damit unsere Unternehmen so rasch wie möglich Planungssicherheit erhalten.»



**Oliver Zimmer, Historiker, University of Oxford:**

«Mein bescheidener Rat: Treten Sie keiner Bewegung bei, die vorgibt, die Menschheit von ihrem Sündenfall zu befreien oder, sollte sich dies als unrealisierbar erweisen, sie zumindest auf den Pfad des zeitgemässen Fortschritts zu führen. Auch wenn ein Projekt dieser Magnifizenz (Rückführung ins Paradies) meine Vorstellungskraft weit übersteigt, so bin ich doch nicht grundsätzlich dagegen. Auch gegen den zeitgemässen Fortschritt kann ich nichts haben, denn wer gegen Metaphern anrennt, verschwendet seine Zeit. An meiner Skepsis gegenüber jenen, die die Flucht vor sich selbst mit Welterlösungsphantasien kompensieren, wird dies freilich nichts ändern. Kaum jemand hat zum Syndrom der als Selbstlosigkeit getarnten Selbstaufgabe Intelligenteres gesagt als Imre Kertész. Der Nobelpreisträger, der Auschwitz und Buchenwald als Teenager überlebte, schrieb in «Dossier K.»: «Für sich selbst eintreten: das ist das Schwerste und war es schon immer. Eben davor flieht der Moralist.»



**Hans-Ulrich Lehmann, Unternehmer:**

«Die Welt ist verrückt! Diese Tatsache zu ändern, ist jedoch nicht erfolgversprechend. Wir werden immer scheitern, wenn wir die Welt verändern wollen. Darum muss ich als Unternehmer mich selber verändern. Es ist meine persönliche Wahl, ein nichtalltäglicher Mensch zu sein. Es ist doch mein Recht, Mittelmässigkeit, Durchschnittlichkeit und faule Kompromisse aufzugeben. Ich suche Chancen und keine Bevormundung. Ich will die Sorge um meine Existenz nicht dem Staat überlassen und suche darum Risiken, die ich wohlervogen eingehen kann, um daran zu wachsen und erfolgreich zu sein. Die Kunst ist es, Risiken auszuschliessen, die einen killen. Mit dieser Lebenseinstellung stärke ich die Widerstandsfähigkeit. Die Freude an der Vollendung wird zur Lebensfreude, und die verrückte Welt auf einmal nicht mehr so wichtig.»



**Didier Sornette, Professor für unternehmerische Risiken, ETH Zürich:**

«Meines Erachtens gibt es keine besonderen Risiken für die zweite Jahreshälfte, abgesehen von denen, die immer da

sind. Für die Schweiz besteht das grösste Risiko darin, ihren Platz als weltweit innovativstes Land einzubüssen. Forschung und Entwicklung werden hierzulande von wenigen Grossfirmen angetrieben. Was das Land braucht, ist ein regulatorisches Umfeld, welches unternehmerisches Risiko belohnt, risikofreundlich ist, beispielsweise, indem es die steuerliche Belastung für die Eigentümer von Start-ups und jungen Unternehmen reduziert. Natürlich gibt es viele langfristige Risiken, die immer virulent bleiben: Energieversorgung, Umwelt, Immigration, die Bilanz der SNB ...»



**Boris Collardi, CEO der Julius-Bär-Gruppe AG:** «Eine Zeit ohne Risiko? Wir alle wissen, dass es das nicht gibt – nicht für uns als Privatperson, nicht für ein Unternehmen, nicht für eine

Branche oder einen Staat. Wenn wir heute für die Finanzbranche eine Bilanz für das erste Halbjahr ziehen, lassen sich für die verbleibenden Monate mögliche Risiken erahnen: politische Unwägbarkeiten wie den Brexit, ungleich lange Spiesse für konkurrierende Finanzplätze, ein anhaltendes Negativzins-Umfeld, aber auch die fortschreitende Digitalisierung oder noch strengere Regulierungen. Doch nicht immer entwickelt sich aus einer anfangs als risikoreich wahrgenommenen Situation eine Krise. So vermochte der Schweizer Bankenplatz, als er laut einigen Auguren nach der Finanzkrise und mit dem Fall des Bankgeheimnisses in der Bedeutungslosigkeit zu versinken drohte, sich allen Unkenrufen zum Trotz neu auszurichten. Heute belegt unser Finanzplatz und allen voran die Vermögensverwaltung im internationalen Vergleich nach wie vor einen Spitzenplatz. Im Umgang mit auf den ersten Blick, «verrückten» Umständen ist es ratsam, diesen mit Zuversicht, Veränderungsbereitschaft und Mut zu begegnen. Gerade in solchen Situationen bieten sich oft auch Chancen.»



**Karin Keller-Sutter, Ständerätin FDP:** «Unser Wohlstand ist ein grosses Risiko. Wir glauben, wir könnten uns alles leisten: zusätzliche Regulierungen oder eine Altersvorsorge, bei der

die AHV ausgebaut statt stabilisiert wird. Besinnen wir uns auf unsere Stärken: Föderalismus und direkte Demokratie sind die Grundpfeiler des Erfolgsmodells Schweiz. Der Föderalismus erlaubt uns, Ideen in den Kantonen zu testen, und die direkte Demokratie wirkt in verschiedenerlei Hinsicht als letztes Korrektiv. Der internationale Einfluss und damit der Druck auf die Schweiz haben zwar zugenommen. Dabei sollten wir uns in Verhandlungen nicht selbst überschätzen, wir müssen

uns aber auch nicht ducken. Etwas mehr Mut und mehr Lust, die Interessen der Schweiz konsequent zu vertreten, wären hier wünschenswert. Internationale und auch innenpolitische Vorgaben verringern teils unseren Handlungsspielraum. Deshalb sollten wir dort, wo wir noch selbst bestimmen können, unseren Spielraum nutzen: Finanzpolitische und gesetzgeberische Zurückhaltung sind gefragt. Zudem ist auf einen weiteren Ausbau des Sozialstaates zu verzichten.»



**Gerhard Pfister, Präsident CVP:**

«Die Welt war und ist für die meisten Menschen schon immer verrückt. Für sie war das Überleben in einer verrückten Welt schon schwer genug. Ungewohnt

und neu ist es nur für uns, in der westlichen Welt, erst recht in der Schweiz. Denn hier verändern sich Gewissheiten, Perspektiven. Die Selbstverständlichkeit von Wohlstand, Freiheit und Sicherheit ist auch für die Schweiz vorbei. Das ist nicht unbedingt schlecht. Denn es zwingt uns, darüber nachzudenken, was das Land zu einem historisch einmaligen Sonderfall gemacht hat. Es gibt kein Land, das so lange Frieden, Freiheit, Stabilität geniessen durfte. Die Schweiz hat die Wahrscheinlichkeit der Geschichte gegen sich. Das sollte uns nicht beunruhigen, sondern anspornen, Herausforderungen anzugehen, statt zu jammern. Auch wir müssen wieder das lernen, was die meisten Menschen täglich beweisen müssen, wollen sie überleben: Zivilcourage und Frustrationstoleranz gegenüber einer ganz normal verrückten Welt. Unsere Vorfahren besaßen diese Tugenden. Deshalb wurde die Schweiz erfolgreich. Sie nannten sie einfach anders: Mut und Demut.»



**Oliver Herren, Unternehmer (Digitec/Galaxus und True Wealth):**

«Aus Schweizer Sicht sind die Fragen eher absurd: Hierzulande gehören selbst die

Ärmsten zum reichsten Prozent der Weltbevölkerung, von den Folgen des Klimawandels bleiben wir weitestgehend verschont, die Wirtschaft brummt. Wenn für uns und unser Land überhaupt Risiken bestehen, dann nur, weil wir ebendiese zu sehr fürchten und nicht mutig genug in die Zukunft schreiten. Auch im global-historischen Kontext erscheint mir die Welt alles andere als verrückt; etwa mit Blick auf die Wirren der beiden Weltkriege. Wenn wir etwa aufs prominent-hegemoniale Beispiel jenseits des Atlantiks schauen, so sehen wir zwar einen wahnsinnig unterhaltsamen Präsidenten. Grossen Schaden hat Donald Trump aber bisher nicht verursacht. Also keine Panik. Nur weil wir in den Medien Unsinn lesen, ist die Welt noch lange nicht verrückt: Die verrückten Geschichten verkaufen sich einfach besser.»



**Silvio Borner, Ökonom:** «Die grössten Weltprobleme sind nach wie vor Krieg, Diktatur und Korruption. Die grösste ökologische Herausforderung ist das rasante Wachstum der Bevölkerung, vor allem in Afrika. Und die grösste geistige Gefahr ist die Kapitulation der Vernunft vor religiösen Wellen wie dem Islamismus oder pseudo-wissenschaftlichen Ersatzreligionen wie eben dem Ökologismus. Der Klimawandel findet statt, und das einzig Vernünftige, was wir tun könnten, ist uns mittelfristig daran anzupassen und langfristig effektiv zu «dekarbonisieren».»



**Paul Widmer, alt Botschafter:**

«Langfristig droht unsere Bürgergesellschaft zu verschwinden. Der Staat streckt seine Tentakel nach allen Seiten aus, der Einsatz der Bürger für den Staat nimmt

beängstigend ab. Selbst gutbetuchte Schichten wollen sich vom Wohlfahrtsstaat bedienen lassen. Doch ein Staat, der an alle Geschenke verteilen will, übernimmt sich. Es ist daher dringend erforderlich, den bürgerlichen Schulterchluss endlich zu vollziehen. Das aussenpolitische Problem Nummer eins ist weltweit die Migration. In der Schweiz stellt sich die Herausforderung in Form der Personenfreizügigkeit und der Flüchtlingswellen. Es gibt keine einfachen Rezepte. Die Schweiz braucht Zuwanderer. Aber sie muss die Migranten auch integrieren können. Das ist die Messlatte. Deshalb muss der Bundesrat mit der EU eine Lösung suchen, die die Bedürfnisse der Wirtschaft, aber auch den Volkswillen respektiert. Das epochale Flüchtlingsproblem fordert ganz Europa heraus. Unter EU-Führung muss man endlich im Mittelmeerraum ein tragfähiges System errichten, das jedem Flüchtling Schutz bietet, aber eine unkontrollierte und nicht integrierbare Zuwanderung abwehrt. Daran muss sich die Schweiz beteiligen.»



**Xenia Tchoumi, Influencerin:**

«Mir scheint die Welt nicht verrückt. Oder besser: Sie war schon immer ungewöhnlich, unvorhersehbar und schwankend. Das zeigt die Menschheitsgeschichte.

Bewusstsein ist Macht, wie auch Kultur und Wissen. «Lies mehr, aber glaube nichts, was du liest. Denk nach, beobachte und ziehe deine eigenen Schlüsse.» Im Kern geht es darum, Unterschiede im Alltag zu akzeptieren und gleichzeitig bereit zu sein, das Denken anzupassen. Das klingt wie ein Klischee, aber Freundlichkeit und Liebe gegenüber den Mitmenschen sind stärker als Angst.»

Protokoll: Florian Schwab

# «Pufferstaat im Interesse Europas»

Der Historiker André Holenstein misstraut der heldenhaften Schweizer Freiheitsrhetorik des 1. August. Pointiert hält er dagegen: Dass es die Schweiz überhaupt gibt, verdanken wir Europas Grossmächten. Die Schweiz, eine Willensnation des Auslands? Von Roger Köppel und Manuel Rickenbacher (Bild)

Seien wir ehrlich: Die meisten Schweizer Historiker halten wenig bis gar nichts davon, wenn man die Schweizer Geschichte 1291 beginnen lässt und die letzten 700 Jahre als mehr oder weniger kontinuierliche Entwicklung eines auf Freiheit und Demokratie codierten Kleinstaats deutet. An den historischen Fakten wird die Willensnation Schweiz gerne als Resultat des Wollens ausländischer Grossmächte interpretiert, als Willensnation der anderen. Auch der Berner Geschichtspräsident André Holenstein, 58, argumentiert in diese Richtung, allerdings klug und interessant.

Er ist derzeit vermutlich der beste und bekannteste Vertreter der Sicht, die ich gar nicht teile, die er aber sehr gut begründet: dass nämlich die Schweiz und übrigens bereits die alte Eidgenossenschaft in massgeblicher Weise ein Produkt ausländischer Mächte ist. Die Pointe unserer Geschichte sei deshalb: «Integriert euch!» Im Klartext: Tretet irgendwann der EU bei! Holensteins wichtigstes und jüngstes Buch, «Mitten in Europa», behandelt die Bündnispolitik der Eidgenossen. Es ist ein interessantes Buch, aus dem ich allerdings ganz andere Schlüsse ziehe als der Verfasser. Ist der Witz der schweizerischen Aussenpolitik nicht die Tatsache, dass die Eidgenossen mit ihren Bündnissen nicht die Abhängigkeit, sondern immer ihre grösstmögliche Unabhängigkeit absicherten? Wir trafen Professor Holenstein im prächtigen Hotel «Bellevue» unweit des Bundeshauses zum Gespräch über diese und verwandte Fragen.

**Herr Professor Holenstein, wir beschäftigen uns mit der Frage nach Erfolgs- und Überlebensstrategien. Was ist für Sie die grösste Krise der Schweiz in ihrer Geschichte?**

Das waren die Jahre von 1813 bis zum Wiener Kongress 1815, eine ganz zentrale Phase. Da war es nicht klar, ob und in welcher Form es die Schweiz, ein Gebilde mit schwach ausgebildeter Staatlichkeit, überhaupt noch geben werde. Es ging um Sein oder Nichtsein.

**Es waren die Jahre nach dem ersten Zusammenbruch der napoleonischen Herrschaft. Was machte die Dramatik aus?**

Die Grossmächte hatten Napoleon besiegt, und sie entwickelten nun eine Vision Europas, in der die Schweiz eine ganz bestimmte Rolle zu spielen hatte. Nur war diese Vision der Schweiz damals kaum zu vermitteln, vor allem gewissen innerschweizerischen



«Modell eines vernünftigen Bilateralismus»: Geschichtspräsident Holenstein.

Kantonen und den Bernern war sie nicht zu vermitteln.

### **Welchen Plan hatten die Grossen für die Eidgenossenschaft?**

Die Grossmächte wollten, erstens, dass die Schweiz sich staatlich minimal modernisiert. Das hatte die Schweiz in den Jahrhunderten zuvor nicht geschafft. Zweitens hatte die Schweiz neue Landesgrenzen zu akzeptieren. Nicht alle Kantone waren einverstanden, dass neu das Wallis, Genf und Neuenburg dazukamen. Schliesslich galt es, diesem Land zu verklickern, es müsse in der Lage sein, die von ihm gewünschte Neutralität auch militärisch aus eigener Kraft zu verteidigen.

### **Und warum überlebte die Schweiz?**

Weil die einsichtigen Kräfte im Land zusammen mit ausländischen Diplomaten die Lösung einer sich international einbettenden, modernisierten, eben nicht ins Ancien Régime

---

## **«Das Comeback Napoleons 1815 brachte die widerspenstigen Kantone zur Einsicht.»**

---

me zurückfallenden Schweiz durchsetzten. Sehr viel äusserer Druck war nötig. Das Comeback Napoleons 1815 brachte die widerspenstigen Kantone zur Besinnung, also zur Einsicht, die am Wiener Kongress ausgetütelte Lösung zu bejahen. Der Vertrag brachte der Schweiz ihre erste staatenbündische Verfassung.

### **Sie sagen: «Die Geburt der modernen Schweiz ist das Produkt ausländischer Staatsmänner und Diplomaten.»**

In gewissem Sinne schon. Die geopolitische Situation war am Ende der entscheidende Faktor. Aus Sicht der Grossmächte war die alte, militärisch schwache Eidgenossenschaft, geostrategisch an den Alpenübergängen zentral gelegen, ein Sicherheitsrisiko. Es reichte nun nicht mehr, dass sich die Eidgenossenschaft aus den Kriegen der Mächte heraushielt und sie sich von den grossen Mächten wie noch im 17. und 18. Jahrhundert bei Kriegsausbruch die Neutralität garantieren liess. Die musste sie aus eigener Kraft verteidigen können. Das wiederum erforderte ein Minimum an zentralisierter Staatlichkeit, gegen die sich die Eidgenossen anfänglich sträubten.

### **Welche Lehre ziehen Sie aus dieser Episode?**

Man kann eine Lehre aus der ganzen Schweizer Geschichte ziehen, seit dem späten 15. Jahrhundert: Dieses Land kann nicht isoliert vom geopolitischen Umfeld existieren. Die Schweiz, überspitzt gesagt, ist nicht einfach nur das Werk der Schweizer. Die Schweiz ist das Modell eines vernünftigen Bilateralismus, also der Fähigkeit, mit den Nachbarn gute Verträge abzuschliessen.

### **Ein Bilateralismus, der sich aber auch zum Ziel setzt, die Handlungsfreiheit und relative Unabhängigkeit der Schweiz zu garantieren.**

Vorsicht: Die Schweiz hat bilaterale Verträge geschlossen, die sie in starke Abhängigkeit von grösseren Mächten brachte. Ich scheue nicht davor zurück, die Dominanz Frankreichs gegenüber der Schweiz Mitte des 17. bis ins 18. Jahrhundert als eine Art Protektorat zu beschreiben.

### **Gehen wir in eine andere Krisenzeit der Eidgenossenschaft zurück: 1291. Welche Bedeutung hat dieses Datum für Sie?**

Wir sitzen hier unweit des Bundeshauses. Dieses Datum ist das Resultat eines bundesrätlichen Entscheids am Ende des 19. Jahrhunderts. Die Regierung legte den Geburtstag der Schweiz sozusagen von oben fest. Die Politik erklärte die damaligen neuesten Forschungen der Historiker zum offiziellen Standard.

### **Was genau war der Kern dieser staatlichen Geschichtsschreibung im 19. Jahrhundert?**

Die Historiker beginnen, zu erkennen, dass die alten Chroniken und Überlieferungen des 15. und 16. Jahrhunderts mit Wilhelm Tell, Landammann Stauffacher und dem Rütlichschwur nicht zum Nennwert zu nehmen sind. Die historische Forschung sieht, dass der Quellenwert dieser Chroniken prekär ist, und entdeckt eine Urkunde von 1291, ein Landfriedensbündnis zwischen Uri, Schwyz und Nidwalden, und erklärt nun dieses neu zum Gründungsdokument der Schweiz. Sie macht daraus den Bundesbrief. Allerdings gab es solche Bündnisverträge zu Hunderten im späten Mittelalter.

### **1291 ist irrelevant?**

Aus heutiger Historikersicht ist 1291 ein relativ beliebiges Datum. Das Jahrhundert, in dem die Eidgenossenschaft in dem Sinn gegründet wurde, dass es danach kein Zurück mehr gab, ist das 15. Jahrhundert. Erst von da an sprechen wir auch von einem eidgenössischen Kollektivbewusstsein.

### **Haben Sie eine Erklärung gefunden, warum sich die Eidgenossenschaft überhaupt gebildet hat? Der Philosoph Karl Popper erklärte die Schweiz einmal zum Produkt der Freiheitsliebe der Schweizer Bergler.**

Das ist Geschichtsmetaphysik. Es hätte die Schweiz nie gegeben, wenn die angeblich so freiheitsliebenden Bergler unter sich geblieben wären. Sie waren zu schwach, auch zahlenmässig. Es brauchte die Städte, damit der Raum zwischen Bodensee und Saane unter eidgenössische Kontrolle gebracht werden konnte. Die Städte brachten ihren Territorien allerdings keine Freiheit, sondern belassen sie im Status von Untertanengebieten. Erst auf Druck der Franzosen 1798 erhielten die Untertanen der Eidgenossen die politische Gleichberechtigung.

Widerspricht dem nicht die Tatsache, dass die Eidgenossen als militärische Grossmacht des 14. und 15. Jahrhunderts einige bedeutende Schlachten gewinnen konnten? Der berühmte deutsche Militärhistoriker Hans Delbrück führt das auf den Umstand zurück, dass die Eidgenossen mehr Krieger mobilisieren konnten, weil bei ihnen schon früh mehr Freiheit herrschte als in den Fürstentümern und Monarchien, gegen die sie kämpften.

Gewisse Ereignisse wie die Schlacht bei Sempach 1386 oder die Burgunderkriege 1474–1477 waren in der Tat Weichenstellungen. Die Eidgenossen profitierten im 15. Jahrhundert auch von einem günstigen Zeitfenster für infanteristische Kriegsführung. Damit war es zu Beginn des 16. Jahrhunderts bereits wieder vorbei, als sich das Kriegsgeschehen auf Artillerie und Belagerung konzentrierte. Allerdings zogen keineswegs nur Freie in die Kriege der Eidgenossen. Deren militärische Stärke beruhte im 15. Jahrhundert darauf, dass sie zahlreiche Untertanen für ihre Auszüge mobilisieren konnten.

Sie beschreiben diese frühe Schweiz als Konglomerat unterschiedlicher Interessen. Sie wehren sich dagegen, wenn man dieses Gefüge national überhöht, ihm Gemeinsamkeiten unterstellt, die faktisch damals nicht vorhanden waren. Und es ist ja eine Tatsache, dass die Eidgenossen auch immer wieder gegeneinander Krieg führten und es zahllose heftige Konflikte gab. Umso interessanter ist die Frage: Warum hat es die Eidgenossenschaft nicht zerrissen? Was ist das Geheimnis ihres Zusammenhalts?

Im Bündnissystem der alten Eidgenossenschaft haben die einzelnen Orte ein hohes Mass an Autonomie bewahrt. Die «nationale» Integration blieb sehr begrenzt. Am ehesten noch funktionierte sie als System kollektiver Sicherheit. Es gab Beistandsverpflichtungen, aber eben auch grosse Freiheit für die Orte dieser Eidgenossenschaft. Wichtig ist: Bündnisse bestimmen diesen Beistand, nicht Bundesbriefe. Ein Bundesbrief suggeriert: Man schliesst sich zu einem Bund zusammen. Nichts ist falscher. Man schloss Bündnisse untereinander, um die jeweils eigene Position zu stärken. Die Klammer bildeten die auswärtigen Mächte, vor allem Frankreich. Für die Franzosen war die Eidgenossenschaft ein wichtiger Raum, für den galt, dass dort die Spanier und die Habsburger möglichst wenig zu sagen haben sollten.

### **Überspitzt: Die Schweiz gibt es nur deshalb, weil keine Grossmacht der anderen das Recht zugestehen wollte, die Alpenpässe zu kontrollieren?**

Das ist ein wichtiger Grund. Viele Seiten profitieren davon, dass an dieser sicherheitspolitisch neuralgischen Stelle ein schwacher Akteur ist, der aber gleichzeitig mit den wichtigsten umliegenden Mächten irgend-



«Weichenstellungen»: Schlacht bei Sempach, 1386.

wie verbündet ist und ihnen Gute Dienste leistet, dafür aber auch viel bekommt von ihnen, und dem es seit dem 16. Jahrhundert nicht mehr in den Sinn kommt, als eigener Machtplayer in Erscheinung zu treten. Und die heroischen Sagen der Unabhängigkeit und des Freiheitswillens waren immer auch etwas Balsam für die eidgenössische Seele, denn sie gaben der prosaischen Wirklichkeit, dass man da irgendwie auch von aussen zusammengeschoben wurde, ein etwas heldenhafteres Ansehen.

**Methodische Zwischenfrage: Die etablierten Schweizer Historiker – Sie gehören auch dazu – argumentieren immer wieder gegen die Sicht einer langsam, kontinuierlich aus dem Mittelalter herauswachsenden Schweiz. Sie betonen die Brüche, auch den Einfluss des Auslands, das Militärische wird nicht so sehr ins Zentrum gestellt. Wie sehr ist dieses Geschichtsbild ein Produkt des linken 68er Zeitgeists, in dem Sie aufwuchsen?**

Ich habe als Primarschüler in den 1960er Jahren noch erlebt, wie uns die Schweizer Geschichte als Heldensage sozusagen ungefiltert in den Nagelschuhen vermittelt wurde. Allerdings habe ich dadurch kein Trauma erlitten. Die Heldengeschichten sind ja durchaus etwas fürs Gemüt. Mein Historikerinteresse hat damit zu tun, dass ich den Blick auf Brüche und die Komplexität der Verhältnisse viel faszinierender finde als dieses lineare Rückwärtsdeuten heutiger Befindlichkeiten oder gar politischer Vorstellungen in frühere Zeiten. Mich interessiert zweitens die vergleichende Perspektive. Wenn ich zum Beispiel den Zeitraum zwischen 1780 und 1820 nehme: Da gibt es

Stadtrepubliken wie Venedig, Genua oder deutsche Reichsstädte, die von der Bildfläche verschwinden, während ausgerechnet dieses seltsame Gebilde der Eidgenossenschaft mitten in Europa diese Phase überdauert. Und da kann ich einfach nicht wegschauen und die

### «Der Föderalismus endet nicht zwangsläufig an der Landesgrenze.»

äusseren Einflüsse ausblenden, nur weil es bestimmte Kreise lieber sähen, wenn die Schweiz eine pure Eigenleistung der Schweizer gewesen wäre.

**Woher wissen Sie, dass Sie die wirkliche Schweiz erforschen und nicht einfach Ihre politischen Vorlieben in die Schweiz hinein-deuten?**

Kein Historiker kann für sich beanspruchen, die objektive Wahrheit zu beschreiben. Wissenschaftliche Historiker sollten aber versuchen, unter Einschluss aller relevanten Fakten und Quellen die plausibelsten Beschreibungen und Erklärungen zu formulieren.

**Und wie steht es um Ihre eigene Prägung, um Ihre blinden Flecken?**

Wir leben heute in einer anderen Zeit. Wir sind geprägt – ich will das gar nicht verleugnen – von den Erfahrungen der Globalisierung und der Europäisierung. Deshalb erzählen wir andere Geschichten unserer Geschichte.

**Zurück zur Kernfrage: Überleben in einer verrückten Welt. Sie sind ein Experte der schweizerischen Bündnispolitik in der Entstehungszeit der Schweiz. Was ist die**

**wichtigste Lehre? Was ist das Erfolgsrezept der schweizerischen Bündnis- und Aussenpolitik?**

Die Schweiz kann nicht gegen die Welt und gegen Europa existieren. Die souveränistische «Der Starke ist am mächtigsten allein»-Politik blendet diese Erkenntnis aus. Der Schweiz ging es gut, wann immer sie mit ihrem Umfeld ein möglichst gutes Arrangement finden konnte. Meine Studien zur Bündnispolitik sind eine Warnung vor jener Selbstüberheblichkeit, die seit einigen Jahren wieder Mode zu werden droht in unserem Land. Es ist ein Appell an die politische Vernunft. Man soll den Bilateralismus ernst nehmen.

**Sollte die Schweiz letztendlich der EU beitreten?**

Ich finde hochinteressant, was der Literat und Intellektuelle Denis de Rougemont gegen Ende des Zweiten Weltkriegs und danach zu Papier brachte. Es ist die Vision einer Schweiz, die in Europa eine Rolle spielen will. So schlug er 1948 vor, die Schweiz solle als neutralisierter Bundesdistrikt die Behörden der europäischen Föderation beherbergen – analog zur Rolle Washingtons in den USA. Als de Rougemont diese Idee vorbrachte, hätte sie – am Anfang des europäischen Integrationsprozesses – durchaus etwas für sich gehabt. Heute ist sie natürlich längst überholt. De Rougemont kam aber auch zum Schluss, dass der Föderalismus der rote Faden durch die schweizerische Geschichte sei. Daraus zog er die Lehre: Es gibt Aufgaben, die man von unten nach oben verschieben muss. Man schafft übergeordnete politische Institutionen, weil man bestimmte Probleme auf einer tieferen Stufe nicht lösen kann. Das ist Föderalismus – von der Gemeinde zum Kanton zum Bund, vom Bund an supranationale Einrichtungen. Der Föderalismus endet nicht zwangsläufig an der Landesgrenze.

**Die Schweiz als Vorbild und dann Mitglied einer verschweizerten EU. Glauben Sie wirklich an diese Utopie?**

Es ist für mich immerhin klar, dass es eine geschichtliche Bewegung in Richtung Supranationalität, Überstaatlichkeit, gibt. Dieser Bewegung kann sich die Schweiz nicht entziehen, was sie ja faktisch auch nicht tut. Im Gegenteil: Sie bindet sich über bilaterale Verträge an die EU. Und mit dem sogenannten autonomen Nachvollzug übernimmt sie seit Jahren europäisches Recht, um europafähig zu bleiben. Die Schweiz ist längst ein «Zugewandter Ort» der EU geworden. Was aber ist aus den Zugewandten Orten der alten Schweiz geworden? Irgendeinmal wollten sie ganz zur Eidgenossenschaft gehören und mitbestimmen.

**Ist nicht eine wichtige Pointe der schweizerischen Bündnispolitik, dass die Schweizer ihre Bündnisse mit dem Motiv abschlossen, durch Verträge mit anderen Staaten die eigene Unabhängigkeit zu stärken?** >>>



«Sein oder Nichtsein der Schweiz»: Wiener Kongress, 1815.

Das ist ein Motiv, keine Frage. Aber die Eidgenossenschaft war recht klug darin, die eigene Autonomie auch dadurch zu wahren, dass sie sich in ein internationales System integrierte – und nicht einfach verweigerte. Man soll sich nicht vormachen, man sei autonom, nur weil man sich nicht integriert. Oft war das Gegenteil richtig.

**Sie werden aber sicher zugeben, dass die Schweiz geschichtlich immer ein Land war, in dem es Despoten und Machthungrige schwer hatten. Die Herrscher mussten mehr Rücksicht auf die Beherrschten nehmen, als dies in anderen Gebieten Europas der Fall war. Die Schweiz, das war nicht nur Integration in ein monarchisches Mächtesystem, sondern auch scharfe Abgrenzung.**

Das ist richtig. Die eidgenössischen Eliten wussten es und achteten darauf, dass ihr Regiment nicht so stark war. Sie bauten keine stehenden Heere auf und keine gewaltigen Bürokratien. Und sie lernten, dass hier ein massvoller Führungsstil gefragt war – was natürlich die Möglichkeit nie ausschloss, Aufstände brutal niederzuschlagen. Die Eidgenossenschaft war ein Low-Budget-Staat. Das Angebot an staatlichen Dienstleistungen war gering, daher konnte man die steuerliche Belastung der Untertanen in Grenzen halten, was sozusagen ein komparativer Wettbewerbsvorteil der Schweiz gegenüber den umliegenden Monarchien war. Noch im 15. Jahrhundert betrieben Bern und Zürich eine konventionellere, teure Machtpolitik – es war kein Zufall, dass sich damals die Aufstände auf ihren Gebieten häuften. Die Bewohner der Eidgenossenschaft waren nur bereit, die Kosten

einer militärischen Expansionspolitik in einem beschränkten Mass zu (er)tragen.

**Sie beschreiben mit anderen Worten, wie sich in der Schweiz schon früh ein Freiheitswillen der Bevölkerung institutionell verfestigt, scheinen selber aber diese Schlussfolgerung aus Ihren eigenen Forschungen nicht ziehen zu wollen.**

Was sich in der Schweiz institutionell früh verfestigt, ist der Machtwille der Eliten in den eidgenössischen Orten, die in der Regel ein feines Sensorium für die Grenzen ihrer Macht hatten. Die «Bevölkerung» selber hatte – abgesehen von den Länderorten mit ihren Landsgemeinden – politisch wenig zu sagen. Die Freiheitsrhetorik der älteren Geschichtsschreibung ist in der Tat Ausdruck des nationalpatriotischen Geschichtsmythos des 19. Jahrhunderts.

**Warum eigentlich? Sie bestreiten ja nicht, dass die Schweiz – bis heute – freiheitlicher organisiert ist als andere Staaten, wenn wir unter Freiheit auch die Möglichkeit des politischen Mitentscheidens der Bürger verstehen.**

Es stimmt: Wer in der Eidgenossenschaft dazugehörte, wer also die Rechte eines Bürgers oder Landmanns in einem kommunal-korporativen Verband besass, war freier. Aber wer nicht dazugehörte, war Untertan oder fremder Fötzel. Selbst wenn der Eidgenosse aus einem anderen Kanton kam. Freiheit ja, aber nur für jene, die dazugehören, und unter der Voraussetzung scharfer Ausgrenzung all jener, die nicht dazugehören. Und vergessen wir nicht: Die Volksrechte sind in der Schweiz auf Bundesebene erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eingeführt worden, und zwar auf massiven Druck der Demokratischen Bewegung und der katholischen Opposition gegen die herrschenden Freisinnigen.

Der frühere *Weltwoche*-Chef Lorenz Stucki sprach von der «enormen Freiheit der Leistung» in der Schweiz.

Sie wollen mich jetzt auf das Freiheitsthema festnageln! Die Amerikaner haben doch aus dieser Leistungs-Freiheit eine Art Religion gemacht. Die Schweiz hat die Freiheit grossgeschrieben für die, die schon hier sind und dazugehören. Ich halte das ganz wertneutral fest: Die Schweiz hat eine kommunalistische, also gemeindemässige republikanische Tradition. Dazu gehört es, dass eben nur die in den vollen Genuss ihrer Rechte kommen, die bereits etwas für die Kommune geleistet haben, und zwar kann das länger dauern als nur eine Generation. Das ist ein anderes Freiheitsverständnis als das sehr individualistische der Angelsachsen.

**Was ist das Interessanteste, was Sie in Ihrer Laufbahn als Historiker über die Schweiz herausgefunden haben?**

Wie europäisch begründet die Existenz unseres Landes ist. Das Element der Verflechtung ist entscheidend.

**Ist hier nicht auch der Wunsch Vater der Erkenntnis? Bei manchen Historikern lauert hinter allem Wilhelm Tell. Bei Ihnen steckt hinter allem, wo Schweiz draufsteht, die EU.**

Natürlich gibt es auch bei mir die Gefahr des Tunnelblicks. Historiker sind nie völlig losgelöst von ihrer Zeit, doch bin ich überzeugt, gute Argumente für meine Sicht der Dinge zu haben.

**Als Intellektuelle sind wir fasziniert von intellektuellen Konstruktionen wie der EU. Sind Sie vielleicht zu fasziniert davon?**

Ich sehe als Erfolgsrezept der Schweiz den Bilateralismus. Angesichts der heutigen Krise der EU fällt es schwer, positiv von der EU zu reden, auch wenn sie aus meiner Sicht immer noch eine Erfolgsgeschichte ist. Ich plädiere einfach dafür, dass alle Fakten auf den Tisch kommen. Man sollte den Leuten nichts vormachen. Ich halte heute ein Denken in Kategorien der Unabhängigkeit und Souveränität für irreführend. Mein politisches Denken orientiert sich am Begriff der Verflechtung. Was nicht heisst, dass man keine Interessenpolitik vertreten kann. Das machen die EU-Mitgliedstaaten auch.

**Heute leben wir in einer Zeit, in welcher der Nationalstaat zurückkehrt.**

Machtpolitik ist wieder da; in einem Ausmass, wie das nach dem Zweiten Weltkrieg nicht mehr vorstellbar war. Bei den USA gab es immer Phasen des Rückzugs und des Ausgreifens, jetzt stehen die Zeichen auf Rückzug. Die Russen sind seit je imperial gestimmt. Erdogan bemüht ebenfalls imperiale Muster, er inszeniert sich als osmanischer Herrscher, ein Rückfall hinter Atatürk, der ein klarer Nationalist war. Es ist kein Zufall, dass sich Russland und die Türkei, also zwei Nachfolger imperialer Grossreiche, so gebär-

den. Für Europa stellt sich diese Option nicht. Ein Anliegen der europäischen Einigung war es auch, die europäischen Staaten als dritte Kraft gegen die Supermächte zu positionieren, heute gegen Trumpismus und Putinismus. Die Namen Macron und Merkel beziehungsweise Le Pen und May stehen für die Volatilität der europäischen Politik. Noch vor wenigen Monaten gab es nur Abgesänge auf Europa, nun hat die Stimmungslage wieder gedreht. Vieles ist im Fluss.

**Im Westen beobachten wir ein grosses Misstrauen gegenüber den herkömmlichen Parteien; interessant auch Österreich, wo sich Sebastian Kurz gleichsam im Alleingang nach oben schraubt.**

Kurz ist fast schon ein Putschist. (*Lacht*)

**Genau: Wir haben eine Welt der Umbrüche, Unberechenbarkeiten, Widersprüchlichkeiten. Was heisst das für die Schweiz?**

Die bilateralen Allianzen der alten Eidgenossenschaft mit der französischen Krone, mit Österreich und anderen Mächten hatten ihren Sinn, als in Europa Monarchien und später Nationalstaaten miteinander rivalisierten. Heute muss ich akzeptieren, dass sich Europa in eine andere Richtung entwickelt hat. Es nützt nichts, darüber zu jammern. Es gilt, dies zu akzeptieren. Ein gutes Arrangement in Europa ist in unse-



## WORTE ZUR SCHWEIZ

«Sie beschäftigten sich in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit mit Kühmelken, Käsemachen, Keuschheit und Jodeln. ... Sie waren arm, aber rein von Sitten, dumm, aber fromm und wohlgefällig vor dem Herrn, brutal, aber breit von Schultern und hatten wenig Gehirn, aber viel Wade.»

Friedrich Engels (1820–1895), Philosoph und kommunistischer Revolutionär in «Der Schweizer Bürgerkrieg»

rem Interesse. Gutes Arrangement heisst: Wir sollten die guten Beziehungen zu unseren Nachbarn nicht durch eine sture souveränistische Politik, durch einen Sololauf aufs Spiel setzen.

**Sie plädieren für mich zu sehr für Nähe. Die Schweizer Bündnispolitik war so erfolgreich, weil die Schweizer sich eben nirgends zu sehr reinziehen liessen, weil sie ihre Risiken streuten und Verträge abschlossen mit dem Ziel, ihre relative Autonomie und Beweglichkeit so gross wie nur immer möglich zu gestalten.**

Ja, das ging so lange gut, wie in Europa die Mächte und grossen Nationalstaaten gegeneinander standen. In einem sich integrierenden Europa wird diese Politik für die Schweiz

unmöglich. Man kann die Deutschen nicht mehr gegen die Franzosen ausspielen.

**Mag sein, aber wenn wir den Blick global weiten: Was einst für die Schweiz nur Europa war, ist heute die zum Dorf zusammengerückte Welt.**

Eine verführerische, aber falsche Sicht. Es geht ja nicht nur um Handelsbeziehungen. Es gibt gerade in Zeiten einer Rückkehr der Machtpolitik auch Sicherheitspolitik, und die wird mitbestimmt durch unser unmittelbares geografisches Umfeld. Wir können uns unsere geopolitische Lage nicht aussuchen. Europa hat ein anderes Gewicht für uns als China oder die USA.

**Zum Schluss: Wie feiern Sie den 1. August, der für Sie als Historiker ja gar nicht das eigentliche Gründungsdatum der Schweiz repräsentiert?**

Ich werde in den Ferien sein in der Schweiz, auf einem Berg oder an einem See.

**Werden Sie trotz Ihrer Skepsis eine Rakete steigen lassen? Einen Lampion aufhängen?**

Nein, nein. (*Lacht*)

**Stiller Protest des kritischen Historikers?**

Nein – kein Protest. Ich meine, selber durchaus ein guter Patriot zu sein, auch wenn ich am 1. August nicht viel Herzblut vergiesse. Im Übrigen: Patriotismus bedeutete ursprünglich nicht blinde Vaterlandsliebe, sondern die kritische Verbundenheit des Bürgers mit seinem Gemeinwesen, mit der *res publica*.

# Ein volles Haar für jeden

Sie leiden unter Haarverlust und sehnen Sie nach einem prachtvollen Haar?

Dr. med. Arif Altinay, Leitender Arzt Plastische Chirurgie, und Alberto Sandon, Leiter für Haartransplantation können Ihnen diesen Wunsch erfüllen.

**«Endlich wieder Haare» dank Haarwurzelschmerzhaft?**

Wir verwenden die FUE- Methode (Follicular Unit Extraction). Mit Hilfe des Geräts «Hair-Matic» werden die einzelnen Haarwurzeln aus der Haut entnommen und an den gewünschten Stellen in die mikroskopisch kleinen Schnittchen eingepflanzt. Die Entnahmestelle ist nicht sichtbar.

**Ist eine Haarwurzelschmerzhaft?**

Sie spüren nur die örtliche Betäubung. Sobald die Lokalanästhesie wirkt, ist die Behandlung für Sie schmerzfrei.

**Wann wachsen die ersten transplantierten Haare nach?**

Die ersten Haare wachsen etwa nach drei Monaten nach. Bereits nach dem 9. Monat werden

90% der transplantierten Haare gewachsen sein.

**Sieht das transplantierte Haar künstlich aus?**

Nein. Es werden eigene Haare verpflanzt, deren Struktur und Farbe identisch sind.

**Wie viel «Resthaare» braucht man, damit die Transplantation klappt?**

Da der hintere Kopfbereich nicht vom genetischen Haar-ausfall betroffen ist, ist diese Resthaarmenge ausreichend.

**Wie teuer ist die Behandlung?**

Ab CHF 4 000.–.



Dr. Arif Altinay

Alberto Sandon

## Pallas Kliniken

Gerne laden wir Sie zu kostenlosen Info-Veranstaltungen «Endlich wieder Haare! – Haartransplantation und PRP» ein. Um Anmeldung wird gebeten.

**Mo., 28. August 2017**, 18.30 Uhr, Pallas Klinik, Limmatstrasse 252, 8005 Zürich

**Mi., 13. September 2017**, 18:30

Pallas Klinik, Länggassstrasse 18, 3012 Bern

**Di., 19. September 2017**, 18.30 Uhr,

Pallas Klinik, Louis Giroud-Strasse 26, 4600 Olten

Zudem bieten wir bei der Haarwurzelschmerzhaft eine **kostenlose** und unverbindliche erste **Beratung** an, die Sie **unter 058 335 00 00 oder unter pallas-kliniken.ch/haare** in Zürich, Olten, Bern und Winterthur vereinbaren können.

Vereinbaren Sie Ihren kostenlosen Beratungstermin unter: 058 335 00 00

# Die Frauen haben die Hosen an

Wo wohnt man am günstigsten? Wer entscheidet im gemeinsamen Haushalt? Wann finden Männlein und Weiblein zusammen? Die Schweiz in Zahlen. *Von Peter Keller*

## 1 Durchschnittliche Mietpreise

Nach Anzahl Zimmer, in Franken

Schweiz	
Total <sup>1</sup>	1348
1 Zimmer	751
2 Zimmer	1051
3 Zimmer	1280
4 Zimmer	1554
5 Zimmer	1881
> 5 Zimmer	2402

Nordwestschweiz	
Total <sup>1</sup>	1352
1 Zimmer	705
2 Zimmer	1035
3 Zimmer	1280
4 Zimmer	1591
5 Zimmer	1932
> 5 Zimmer	2274

Zürich	
Total <sup>1</sup>	1554
1 Zimmer	882
2 Zimmer	1262
3 Zimmer	1481
4 Zimmer	1783
5 Zimmer	2195
> 5 Zimmer	3001

Ostschweiz	
Total <sup>1</sup>	1230
1 Zimmer	651
2 Zimmer	935
3 Zimmer	1164
4 Zimmer	1372
5 Zimmer	1606
> 5 Zimmer	1879

Genferseeregion	
Total <sup>1</sup>	1350
1 Zimmer	768
2 Zimmer	1032
3 Zimmer	1309
4 Zimmer	1612
5 Zimmer	1959
> 5 Zimmer	2878

Espace Mittelland	
Total <sup>1</sup>	1180
1 Zimmer	653
2 Zimmer	917
3 Zimmer	1112
4 Zimmer	1367
5 Zimmer	1638
> 5 Zimmer	1942

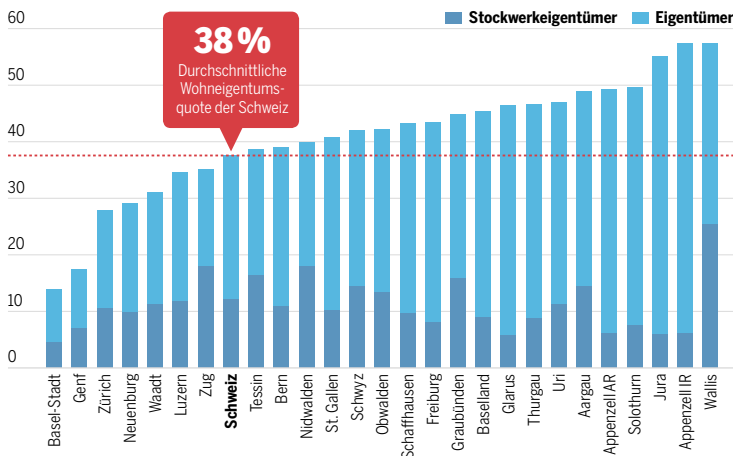
Zentralschweiz	
Total <sup>1</sup>	1470
1 Zimmer	756
2 Zimmer	1103
3 Zimmer	1354
4 Zimmer	1634
5 Zimmer	1979
> 5 Zimmer	2427

Tessin	
Total <sup>1</sup>	1180
1 Zimmer	672
2 Zimmer	951
3 Zimmer	1164
4 Zimmer	1402
5 Zimmer	1651
> 5 Zimmer	2258

<sup>1</sup> DURCHSCHNITTLICHER MIETPREIS ALLER WOHNHEINHEITEN    QUELLE: BUNDESAMT FÜR STATISTIK, 2014

## 2 Wohneigentumsquote nach Kantonen

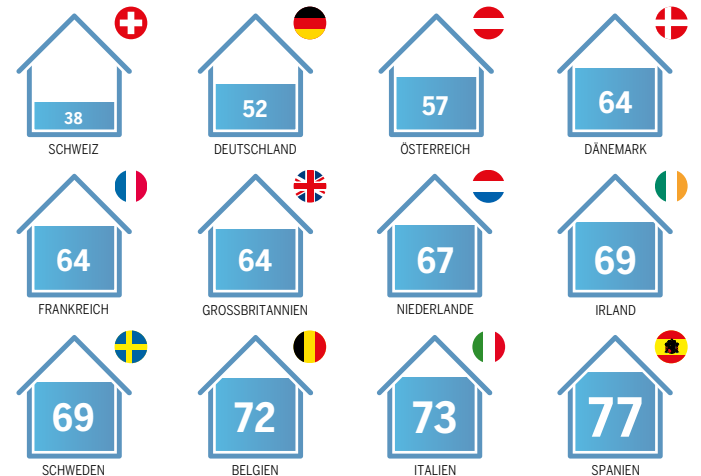
In Prozent



QUELLE: BFS, 2014

## 3 Wohneigentumsquote in Westeuropa

In Prozent



QUELLE: EUROSTAT, 2013; BFS, 2013

1 — Die Mietpreise in der Schweiz sind regional sehr unterschiedlich. Je höher das Lohnniveau und je tiefer die Steuern, desto teurer sind die Mietobjekte. In Zürich sind die Preise um einen Drittel höher als im Tessin.

2, 3 — Die Schweizer Wohneigentumsquote liegt mit 38 Prozent deutlich tiefer als im um-

liegenden Europa, wobei vor allem in den Städten der Anteil der Mieter viel höher ist als auf dem Land.

4 — In der öffentlichen Debatte dominieren die Patchworkfamilie und die alleinerziehende Mutter. Statistisch gesehen, leben aber drei Viertel aller Kinder bei ihrem Vater und ihrer

Mutter. Der Begriff «Konsensualpaar» hat den des «Konkubinatspaars» abgelöst (ohne Trauschein zusammenleben).

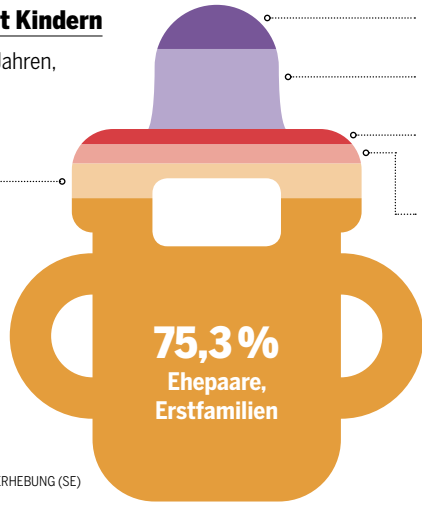
5, 7 — Manche Rollenklischees haben offenbar durchaus mit der Wirklichkeit zu tun: Bei 86,2 Prozent der Paare ist der Mann gleich alt oder älter als seine Partnerin. Dafür hat die Frau



#### 4 Haushalte mit Kindern

Kinder unter 25 Jahren, in Prozent

4,8%  
Konsensualpaare,  
Erstfamilien



2,3%  
Alleinlebende Väter

12,1%  
Alleinlebende Mütter

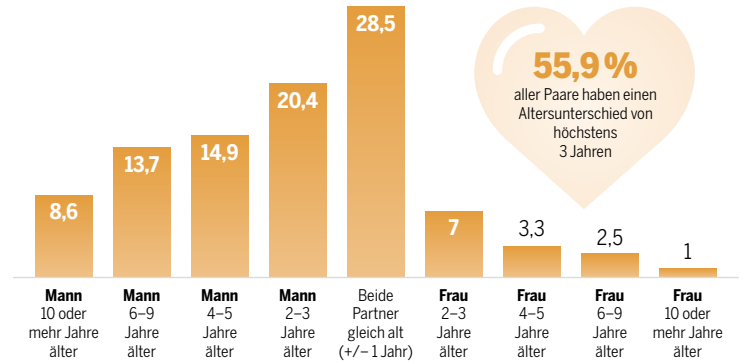
2,4%  
Konsensualpaare,  
Fortsetzungsfamilien

3,1%  
Ehepaare,  
Fortsetzungsfamilien

QUELLE: BFS – STRUKTURERHEBUNG (SE) 2012–2014, KUMULIERT

#### 5 Altersunterschied bei Paaren

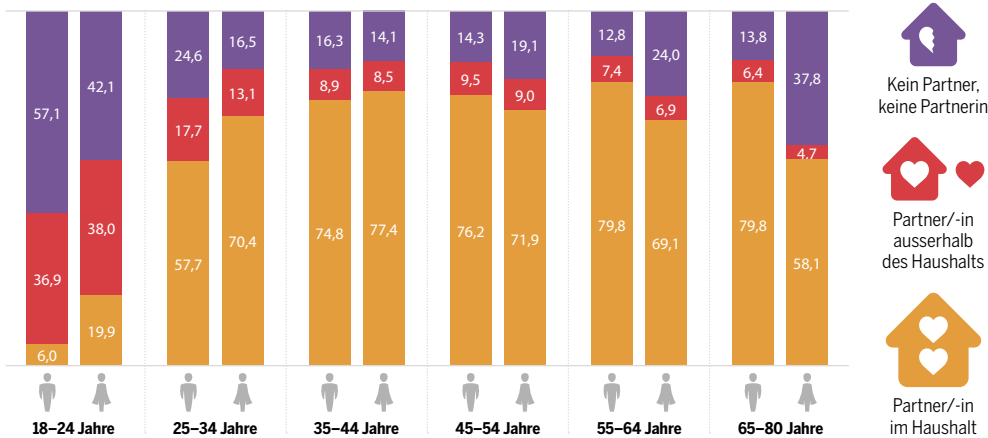
Paare mit gemeinsamem Haushalt, bei denen beide Partner 25 Jahre oder älter sind, in Prozent



QUELLE: BFS – ERHEBUNG ZU FAMILIEN UND GENERATIONEN (EFG) 2013

#### 6 Beziehungsstatus

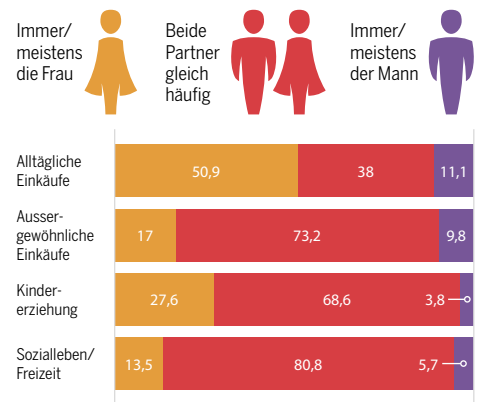
Auch gleichgeschlechtliche Paare, in Prozent



QUELLE: BFS – ERHEBUNG ZU FAMILIEN UND GENERATIONEN (EFG), 2013

#### 7 Wer entscheidet über ...

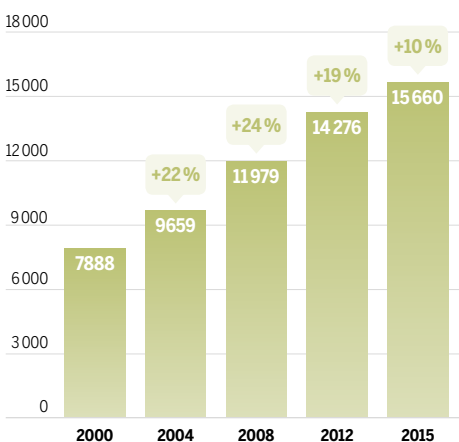
Paare mit gemeinsamem Haushalt, bei denen beide Partner 18 Jahre oder älter sind, in Prozent



QUELLE: BFS – BEHERBERGUNGSTATISTIK, 2013

#### 8 Aufwendungen Forschung u. Entwicklung

Interne Aufwendungen für Forschung und Entwicklung von Schweizer Unternehmen, in Mio. Franken



QUELLE: BFS – FORSCHUNG UND ENTWICKLUNG IN DER PRIVATWIRTSCHAFT

#### 9 Aufwendungen nach Wirtschaftszweig

Interne Aufwendungen für Forschung u. Entwicklung nach Wirtschaftszweig, Schweiz, in Mio. Franken

SEKTOR	2012	2015	+/-
Nahrungsmittel	61	72	17%
Chemie	507	629	24%
Pharma	4999	5537	11%
Metall	456	319	-30%
Maschinen	1559	1589	2%
Hochtechnologie-Instrumente	1021	1053	3%
IKT – Herstellung <sup>1</sup>	1045	1143	9%
IKT – Dienstleistungen <sup>1</sup>	342	568	66%
Forschung und Entwicklung	1912	2443	28%
Andere	2373	2307	-3%
<b>TOTAL</b>	<b>14 276</b>	<b>15 660</b>	<b>10%</b>

<sup>1</sup> IKT: INFORMATIONS- UND KOMMUNIKATIONSTECHNOLOGIEN  
QUELLE: BFS – FORSCHUNG UND ENTWICKLUNG IN DER PRIVATWIRTSCHAFT

#### 10 Aufwendungen der Unternehmen

Interne Aufwendungen für Forschung und Entwicklung der Unternehmen, in Prozent des BIP



QUELLE: BFS – FORSCHUNG UND ENTWICKLUNG IN DER PRIVATWIRTSCHAFT

die Hosen an, wenn es um Entscheidungen im gemeinsamen Haushalt geht, die die Erziehung oder die täglichen Einkäufe betreffen.

6 — Während jüngere Männer deutlich mehr Mühe haben, eine Partnerin zu finden als junge Frauen, ist die Alterseinsamkeit bei den Frauen dreimal höher als bei den Männern.

8, 9 — Die Schweizer Unternehmen investieren deutlich mehr in die Forschung und Entwicklung, allerdings sind die Leistungen je nach Branche unterschiedlich. Während die Chemie- und Pharma-Industrie sehr viel Geld investiert, fällt die klassische Metall- und Maschinenindustrie auch bei der Forschung und Entwicklung zurück.

10 — Im europäischen Vergleich geben Schweizer Unternehmen auch in Bezug auf das Bruttoinlandprodukt überdurchschnittlich viel Geld für Forschung und Entwicklung aus.

Weltweit führend jedoch ist die junge High-tech-Nation Israel.

# Hofers Hodler

Das Titelblatt dieser Doppelnummer stammt von Mundart-Rocker Polo Hofer. Wir besuchten den am Samstag verstorbenen Musiker wenige Wochen vor seinem Tod bei sich zu Hause im Berner Oberland. Sein rebellischer Geist war ungebrochen. *Von Rico Bandle und Charly Hug (Bild)*



*Weltläufigkeit und Patriotismus:* Polo Hofer am 1. Juni 2017 in Oberhofen.

Rockstar bis zum Lebensende. Ein bisschen schaut es aus wie eine Inszenierung. Gezeichnet von der wochenlangen Krebstherapie sitzt Polo Hofer auf seinem Sofa. Muskeln und Fettvorrat sind weggeschmolzen, die Kraft zum Aufstehen fehlt, schon nur den Arm zu heben, bedeutet eine Anstrengung. Trotzdem trägt er eine schicke Sonnenbrille, auf dem Tischchen vor ihm stehen ein volles Rotweinglas und Duftkerzen. Kaum beginnt er zu sprechen, ist die Krankheit vergessen: Der Musiker ist frech und witzig wie immer, voller Selbstironie. «Ich dachte, ich übergebe euch das Cover schon jetzt. Wer weiss, ob ich Ende Juli noch lebe», sagt er lachend. Diese Worte sind jetzt traurige Realität geworden.

Seine Frau Alice kümmert sich liebevoll um ihn. «Wir lachen viel zusammen, das macht das Leben lebenswert», erklärte sie auf dem Weg von der Schiffsstation zur nahegelegenen Wohnung in Oberhofen am Thunersee. «Auch

in einer solchen Situation darf man dankbar sein und die Zeit zusammen geniessen.» Ich solle Polo doch lieber nicht auf die Krankheit ansprechen, das täten bereits alle anderen. Aber das müsse ich selber wissen.

## «Tell» erschien ihm im Traum

Polo war es, der mir am Telefon empfohlen hatte, das Schiff von Thun aus zu nehmen, es sei eine wunderbare Fahrt. Und das ist sie auch an dem strahlenden Frühsommertag. «Ferdinand Hodler hat den Niesen 17 Mal gemalt», sagt der Sänger, als ich bei ihm zu Hause eintreffe, und zeigt nach draussen, wo sich der Berg auf der anderen Seite des Sees vulkanartig erhebt. «Ich habe schon versucht, herauszufinden, wo Hodler genau gestanden hat. Es muss hier in der Nähe gewesen sein.»

Hodler lieferte Hofer auch die Inspiration zum Titelblatt-Motiv für die *Weltwoche-*

Sommernummer. «Erst wollte ich eine Kuh von hinten zeigen, die Geld schießt. Im Hintergrund wäre eine Frau in Burka neben Windrädern gestanden», erklärt er. «Aber plötzlich erschien mir im Traum Hodlers «Wilhelm Tell». Da wusste ich: «Dieses Motiv will ich nehmen.»»



*Erfolg:* Hofer als Illustrator und Maler.

Eigentlich habe er das Sujet selbst malen wollen, seine Hand sei aber zu schwach und zu zittrig gewesen. Also hat er die Idee zusammen mit seinem Grafiker Hans Kühne umgesetzt. Mit ihm arbeitete der Musiker seit einigen Jahren zusammen, zum Beispiel auch bei der Gestaltung der letzten CD-Covers.

In Hofers Abwandlung trägt Wilhelm Tell ein T-Shirt mit dem Slogan «Swiss first» in Anlehnung an Donald Trump. Der Schweizer Nationalheld hält in einer Hand ein Smartphone, in der anderen eine Mistgabel, das rechte Auge mit einer Piratenklappe verdeckt. Vergangenheit und Gegenwart kommen da zusammen, Weltläufigkeit und Patriotismus, Rebellion und konservativer Geist. Die Hörner sind dem Uristier entlehnt. Zusammen mit der Mistgabel bekommt dieser Tell eine gewisse Ähnlichkeit mit einer Teufelsfigur mit Dreizack. «Daran habe ich nicht gedacht, aber man kann natürlich reininterpretieren, was man will», sagt Polo Hofer.

### Als Statue auf der «Blüemlisalp»

Mit der Gestaltung des Covers ging Polo Hofer zurück zu seinen Ursprüngen. Denn der Pionier des Mundartrock ist gelernter Grafiker. Zumindest besass er ein solches Fähigkeitszeugnis. Allerdings ohne eine Grafikerlehre gemacht zu haben. Er machte eine Lehre als Handlithograf (Herstellung von Steindrucken). Vier Jahre dauerte die Ausbildung. Kaum hatte er sie abgeschlossen, gab es diesen Beruf nicht mehr. So habe man ihm den Fähigkeitsausweis kurzerhand abgeändert auf «Grafiker». Als solcher hat er sich dann auch einige Jahre lang betätigt. Er gestaltete Fasnachtsplakate und Plattencover. Zum Beispiel das allererste der später hochehrgekrönten Rockband Krokus (1976, noch ohne Leadsänger Marc Storace).

Gemalt und gezeichnet hat Hofer auch noch als erfolgreicher Musiker. So wie viele andere Musiker auch. Die Ausstellung «Saitensprünge. Wenn Musiker malen», letztes Jahr im Berner Kornhausforum, war ein Riesenerfolg.

Hofer erzählt gerne von früher. Er sei nicht nur Pionier des Mundartrock, er sei auch der erste Rapper der Schweiz und der erste Reggae-Sänger gewesen. Was durch seinen Einfluss alles entstanden sei, gerade hier im Berner Oberland, erstaune ihn immer wieder: «Mundartmusiker wie Trauffer, Florian Ast

**WORTE ZUR SCHWEIZ**

«In der Schweiz gibt es einen unvermerkten Individualismus, der fast britisch-egozentrisch daherkommt, aber offen ist.»

Doris Dörrie, 62, deutsche Regisseurin und Schriftstellerin

oder Ritschi (ehemaliger Sänger von Plüsch) beispielsweise. Alle wohnen hier in der Umgebung.» Er sei unbeabsichtigt zum Volksgut geworden. «Jodlergruppen und Blaskapellen interpretieren meine Lieder – wer hätte das gedacht!»

Auch wenn er sich über seine Popularität lustig macht, Hofer genießt seinen Status als Polo National. Er kostet die Aufmerksamkeit aus, die er noch immer erhält. Kürzlich durfte er eine Statue von sich enthüllen, die nun den ganzen Sommer auf dem Thunersee-Dampfer «Blüemlisalp» mitfährt. «Sie ist aus Holz, so brennt sie besser», spottet er. Zudem wurde er vor einigen Wochen für seine Songtexte ausgezeichnet. Nicht gerade mit dem Nobelpreis, wie Vorbild Bob Dylan, aber immerhin mit dem Anerkennungspreis der Fondation Suisa, dotiert mit 25 000 Franken.

### Hanf half

Auch eine andere Entwicklung nimmt er mit Freude zur Kenntnis. Auf die erste Platte seiner Band Rumpelstilz von 1975 war eine Hanfpflanze gezeichnet. Seit Jahrzehnten kämpfte er für die Legalisierung der Droge. In den 1990er Jahren stand er sogar wegen Verführung zum Haschischkonsum vor Gericht. Ein Anwalt namens Moritz Leuenberger verteidigte ihn – und erwirkte einen Freispruch. «Vielleicht dank mir ist er dann Bundesrat geworden», sagt Hofer. Während seiner Chemo-

therapie, konsumierte er völlig legal Hanfproteine und Hanföl.

Hatte er, der ein Leben lang auf der linken Seite gekämpft hat, keine Hemmungen, für ein bürgerliches Blatt wie die *Weltwoche* ein Titelblatt zu gestalten? «Nein. Ich bin weder links noch rechts, ich bin ein Freidenker.» «Aber», so fährt er fort, «meine Frau wählt SVP! Wir sind in politischen Belangen fast nie gleicher Meinung.» Ein Problem sei das nicht, im Gegenteil. «Das ist gut so, dann haben wir etwas zu diskutieren.»



Ferdinand Hodlers «Tell», 1897.

### Polo Hofer ging mit der Gestaltung des Covers zurück zu den Ursprüngen.

### Weltwoche-Künstler-Cover

Es ist fast schon zur Tradition geworden, dass eine Schweizer Künstlerpersönlichkeit das Titelblatt der Sommer-Doppelnummer gestaltet. Die populären Maler Hans Erni und Rolf Knie haben in den vergangenen Jahren die Einladung der *Weltwoche* ebenso angenommen wie die international erfolgreichen Konzeptkünstler Ugo Rondinone und Pipilotti Rist. Dieses Jahr hat sich Mundart-Rocker und Maler Polo Hofer der Aufgabe gestellt. Bei der Umsetzung erhalten die Künstler jeweils gänzlich freie Hand. Einzige Vorgabe: Das Titelblatt sollte mit der Schweiz zu tun haben und in irgendeiner Form das Überthema «Zur Lage der Nation» aufnehmen. (rb)



**2012**  
Hans Erni (1909–2015) appelliert an Optimismus, Gemeinschaftssinn und Lebensfreude.



**2013**  
Rolf Knie stellt die Schweiz als Land dar, das sich gegen internationalen Druck zu wehren hat.



**2014**  
Pipilotti Rist zaubert ein Fest der Körperlichkeit auf das *Weltwoche*-Cover.



**2015**  
Ben Vautier («La Suisse n'existe pas») gibt die politische Marschrichtung vor.



**2016**  
Ugo Rondinone erhebt seine melancholische Clown-Figur zum Symbol für die Schweiz.



**2017**  
Polo Hofer (1945 – 2017) macht aus Hodlers Tell einen Iphone-Helden in «Converse»-Schuhen.

# «Die SVP ist eine Schwarzpeter-Partei»

Kurt Fluri, Nationalrat (FDP) und Stadtpräsident von Solothurn mit Dutzenden von Nebenämtern, hat sein Leben der Politik gewidmet. Im Gespräch mit der *Weltwoche* redet der fünffache Familienvater über seine Berufung, aber auch seine Rolle als Strippenzieher und Lieblingsfeind der SVP im Bundeshaus. *Von Alex Baur*

Mit einem satten Zweidrittelmehr wurde Kurt Fluri (FDP) kürzlich als Stadtpräsident von Solothurn bestätigt. Es ist seine siebte Amtszeit. Seit 24 Jahren leitet er nun die Geschicke der 16 000-Seelen-Stadt zwischen Aare und Jurasüdfuss. Und Fluri, der heuer seinen 62. Geburtstag feiert, denkt noch lange nicht ans Aufhören.

Nicht nur seine Dienstjahre sind rekordverdächtig. Je nach Zählweise 36 bis 40 Ämter und Nebenämter – Mandate als Stiftungs- und Verwaltungsrat, aber auch im Vorstand von Vereinen und Vereinigungen aller Art – sind in Fluris Curriculum Vitae verzeichnet. Fluri engagiert sich namentlich für den Landschaftsschutz, im kulturellen Bereich und in der Energiepolitik. Daneben politisiert er seit vierzehn Jahren im Nationalrat. Und das nicht etwa als Hinterbänkler.

Der Solothurner gilt als gutvernetzter Strippenzieher, der immer wieder mal für Schlagzeilen sorgt. Etwa bei der umstrittenen Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative, als deren Architekt er gilt. Als Bundesrat Didier Burkhalter im Juni seinen vorzeitigen Rücktritt ankündigte, gehörte Fluri zu den Ersten, die im Bundeshaus als potenzielle Nachfolger gehandelt wurden. Gemäss *Sonntagszeitung* wäre er leistungsmässig sogar der klare Favorit: Zählt man erfolgreiche Vorstösse, Auftritte als Fraktionssprecher und Kommissionssitze zusammen, kommt keiner an Fluri heran.

Kurzum: Kurt Fluri ist der Inbegriff des Vollblutpolitikers, der nicht nur tagsüber, sondern auch an jedem Abend in irgendeiner Mission unterwegs ist und sein ganzes Leben dem öffentlichen Dienst verschrieben hat. Warum tut er sich das an? Was treibt diesen Mann? Wir treffen ihn in seinem Amtssitz, an der Baselstrasse 7, in einem nicht protzigen, aber doch herrschaftlichen Altbau ausserhalb der alten Stadtmauern von Solothurn.

**Herr Fluri, ich gratuliere Ihnen zur Wiederwahl, aber mit Verlaub: Sind 24 Jahre nicht genug?**

Eigentlich ist so eine lange Amtsdauer schon eine Spinnerei, mindestens abnormal. Eigentlich habe ich vor einem Jahr beschlossen, aufzuhören. Aber dann kam dieses Gefühl aus dem Bauch: Ich bin noch genauso motiviert wie 1993, als alles anfang. Dann kam meine Partei, die FDP, und sagte

mir, man habe keinen geeigneten Nachfolger. Ich hätte es den Solothurnern nicht übelgenommen, wenn sie gesagt hätten: «24 Jahre sind genug.» Aber das war ja nicht der Fall.

**Konnten Sie nicht loslassen, weil Sie zu alt für etwas Neues und zu jung für den Ruhestand sind?**

Da ist vielleicht schon etwas dran. Ich arbeite fünfzig bis sechzig Stunden pro Woche allein für die Stadt, mit Leidenschaft, da kann man nicht so schnell aufhören. Aber den Horror Vacui habe ich nicht – ich hätte ja noch ein paar andere Ämter und den Nationalrat.

**Bei den Mandaten sind Sie wohl eidgenössischer Rekordhalter. Wie schaffen Sie das technisch?**

Die meisten dieser Mandate beanspruchen ja nur einige wenige Stunden pro Jahr, es sind nur etwa fünf, die richtig zu tun geben. Eine Reihe von Mandaten erfülle ich von Amtes wegen, die anderen widerspiegeln meine politischen Interessen: Landschaftsschutz, Kultur, Verkehr, Energie. Da gibt es Synergien. Und dann ist es natürlich ein Vorteil, wenn man Präsident ist (*Lacht*) – dann bestimme nämlich ich die Sitzungstermine. So bringe ich alles auch logistisch unter einen Hut.

---

**«Mit polarisierenden Leuten wird man vom Volk eben auch nicht in die Regierung gewählt.»**

---

**Sie wurden, vor allem auch von der *Weltwoche*, wegen dieser Ämterakkumulation schon harsch kritisiert. Man warf Ihnen zwischen den Zeilen Geldgier vor. Hat Sie das getroffen?**

Solche Angriffe auf die Person gehören offenbar heute einfach dazu. Natürlich trifft das einen, vor allem wenn die Vorwürfe nicht stimmen. Soweit es Pflichtmandate sind, muss ich die Sitzungsgelder ja der Stadt Solothurn abgeben, das wurde in der Berichterstattung unterschlagen. Ich arbeite sicher zu 200 Prozent, dafür ist mein Einkommen von total 230 000 Franken wohl kaum übertrieben. Entscheidend ist für mich, dass es keine Interessenkonflikte gibt, und in dieser Hinsicht war ich immer sehr streng.

**Solothurn sei der konservativste Fleck der Schweiz, beklagte sich der Musiker Chris von Rohr kürzlich in einer Kolumne. Er nennt es den Jurasüdfuss-Blues: «S isch**

**immer so gsii, s wird immer so sii.» Und von Rohr bezeichnete Sie, Herr Fluri, als Inkarnation dieses fatalen Gefühls. Was sagen Sie dazu?**

(*Lacht*) Mir hat er das nie gesagt. Von Rohr könnte sich ja für mein Amt bewerben, um es besser zu machen. Aber er ist halt auch nicht mehr der Jüngste. Natürlich ändert sich am Stadtbild äusserlich nicht viel, weil die Altstadt unter Schutz steht. Doch nach einem jahrzehntelangen Kampf ist es uns gelungen, den Durchgangsverkehr herauszunehmen. Das ist für mich der grösste Erfolg meiner ganzen Karriere. Allein all die Beizen, die in den letzten Jahren der Aare entlang entstanden sind, zeigen, wie Solothurn lebt. Nehmen Sie die Vorstadt – statt Rotlicht gibt es dort heute wieder Familien. Auch dank dem neuen «Ramada»-Hotel [heute: «H4»-Hotel] ist Solothurn beliebt für Kongresse. Wir haben ein sehr aktives Kulturleben, etwa die Literatur- und die Filmtage. Die Stadt pulsiert.

**Aber grosse Würfe sind hier kaum möglich. Das Megaprojekt «Wasserstadt» von Herzog & de Meuron zum Beispiel scheiterte grandios.**

Die Idee war an sich genial, doch ich sagte schon vor zehn Jahren, dass es so nicht gehe. Es gibt übergeordnete Gesetze – das Raumplanungsrecht, den Gewässerschutz, den Landschaftsschutz –, durch welche das Projekt von vornherein zum Scheitern verurteilt war.

**Überzeugende Argumente, die jedoch bestätigen, dass grosse Veränderungen kaum mehr möglich sind. Man redet heute noch von der «Ambassadorsstadt», eine Reminiszenz an jene Zeit, als die Reisläuferei dem Ort eine barocke Blütezeit bescherte. Davon zehrt man bis heute.**

1533 entschied sich Solothurn, katholisch zu bleiben, unter meinem Urvorgänger Niklaus von Wengi. Sie sehen sein Bild hier an der Wand über meinem Pult. Von Wengi ist mein grosses Vorbild. Als der Krieg um die Reformation auszubrechen drohte, stellte sich von Wengi vor eine Kanone und rief: «Bevor ihr euch gegenseitig erschiess, müsst ihr mich erschiessen.» Damit war der Krieg beendet. Dieser «Wengi-Geist» der Toleranz hat uns geprägt. Da Zwingli und Calvin das Söldnerwesen verboten, wurde das katholische Solothurn zum Zentrum, wo vor allem französische Ambassadeure eidgenössische Reisläufer anwarben. Das dauerte bis zu Napoleon. Und



«Genauso motiviert wie 1993»: Nationalrat Fluri.

jetzt rechnen Sie: Das war eine längere Epoche als jene von der Gründung des Bundesstaates bis heute. Das hat uns geprägt.

**Solothurn war, ähnlich wie das Tessin, trotz Katholizismus seit 1848 ein erzfreisinniger liberaler Kanton. Wie kommt das?**

Das haben wir Josef Munzinger zu verdanken – Sie sehen, das ist das zweite Bild, das über meinem Pult hängt. 1830 stürzte der liberale Munzinger die Patrizier-Regierung

in Solothurn, er wurde 1848 in den ersten Bundesrat der Schweiz gewählt. Diese Überlagerung des Katholizismus durch die liberale Idee wurde im Kulturkampf noch gestärkt. 1870 gründeten in Olten Freisinnige, die sich nicht mit dem Unfehlbarkeitsdogma des Papstes abfanden, die christkatholische Kirche. Die liberale Prägung hat auch mit der Industrialisierung zu tun, die im Kanton Solothurn früh einsetzte. Von Roll in Gerlafingen, die Papierfabrik von Miller

in Biberist, Bally in Schönenwerd, die Cellulose in Attisholz ...

**... alles einst stolze Fabriken, die längst Geschichte sind.**

Zum Teil, ja. Die Schwerindustrie konnte mit der ausländischen Konkurrenz einfach nicht mehr mithalten. Die Uhrenindustrie hat sich nach der Krise erneuert. Doch in jüngerer Zeit hatten wir einen starken Zuzug von innovativen Firmen im Medizinalbereich.

**Trotzdem ist Solothurn ein Nehmerkanton im Finanzausgleich.**

Die grossen Nettozahler machen ihr Geld vor allem mit Finanzdienstleistungen, da sind wir nicht dabei. Vergessen Sie nicht, ein grosser Teil des Kantons Solothurn, der ganze Jura, ist sehr ländlich.

**Der Kanton Solothurn ist dafür bekannt, dass es in jedem Dorf drei Turnvereine, drei Chöre und drei Arten von Beizen gibt: gelbe (FDP), rote (SP) und schwarze (CVP). Und wehe, einer verirrt sich in den falschen Stall. Die politische Couleur, habe ich mir sagen lassen, ist bis heute vererbbar.**

Das ist die klassische Dreifelderwirtschaft. (*Lacht*) In den ländlichen Juratälern hatte die SP allerdings nie viel zu berichten. Der Hauptgegner der Liberalen ist hier nicht etwa die SP, sondern die CVP. Es gab nie einen Bürgerblock im Solothurnischen. Mit den Sozialdemokraten haben Liberale historisch – von der Aufklärung und vom freiheitlichen Denken her – mehr Gemeinsamkeiten als mit den Christdemokraten. Die CVP hatte immer den Vertikalbezug, FDP und SP standen für eine horizontale Aufteilung der Macht.

**Unter diesen drei althergebrachten Parteien werden alle Ämter aufgeteilt, die SVP bleibt aussen vor, obwohl sie mittlerweile die Partei mit dem grössten Stimmenanteil ist.**

Der Aufstieg der SVP ist ein relativ junges Phänomen, das sich zuerst in den Dörfern entwickelte, die oft von einer einzigen Partei geprägt waren. Das sorgte gelegentlich für Unmut. Der Anfang war in Gerlafingen, in den 1990er Jahren: Aus einem internen Zwist bei der FDP entstand die SVP. In anderen Gemeinden gab es solche Abspaltungen von der CVP. Die SVP war hier immer eine Protestpartei.

**Mittlerweile hat sich die SVP aber doch etabliert – trotzdem stellt sie bislang keinen Regierungsrat und keinen einzigen Oberrichter.**

Das liegt an der SVP selber. Sie bringt einfach keine geeigneten Kandidaten. Mit polarisierenden Leuten wird man vom Volk eben auch nicht in die Regierung gewählt. Und wenn die Volkspartei mal einen guten Kandidaten bringt, gerät er in kürzester Zeit in Konflikt mit seiner Partei.

**Aber zeigt nicht allein schon die Tatsache, dass es eine derart starke Protestbewegung**

## **gibt, dass vielleicht etwas faul ist im Staate Solothurn?**

Die SVP feiert schweizweit Erfolge. Es liegt im Geist der Zeit: Man fordert, ist aber nicht bereit, dafür etwas zu geben. So fordert die SVP permanent Steuersenkungen, doch wehe, wenn eine Leistung gestrichen wird. Im Kanton Solothurn hat die SVP nur bei den nationalen Wahlen Erfolge. Auf kantonaler Ebene ist die FDP die stärkste Partei, und in den Gemeinden sind wir mit Abstand die stärkste Kraft. Auf lokaler Ebene, dort also, wo sie am nächsten beim Volk wäre, wo man effektiv etwas umsetzen könnte, ist die Volkspartei am schwächsten.

**Tatsache ist, dass gerade die Freisinnigen im Duell mit der SVP stark Federn lassen mussten. Man weiss nicht mehr so recht, wofür die FDP überhaupt steht. Sie selber gelten als Linkliberaler.**

Ich bin einfach ein Gegner der Blockpolitik. Das Leben ist zu vielfältig, als dass man alles in Schwarz und Weiss aufteilen kann. Ich bin schon für eine klare Linie, aber die muss man im konkreten Sachgeschäft festlegen. Und das kann zu sich ändernden Koalitionen führen. In gesellschaftspolitischen Fragen habe ich als Liberaler mehr Gemeinsamkeiten mit der SP als mit der SVP, etwa bei der gleichgeschlechtlichen Ehe. Wenn es aber um die Finanzdisziplin, wirtschaftliche Freiheit und Regulierungen geht, bin ich sehr bürgerlich.

**Wie halten Sie's eigentlich mit Christoph Blocher?**

2003 habe ich Christoph Blocher auf Kosten von Ruth Metzler (CVP) in den Bundesrat gewählt, weil ich der Meinung war, dass die SVP im Bundesrat angemessen vertreten werden müsse. Vier Jahre später gehörte ich zu jenen, die ihn abwählten. Nach meinem Empfinden hat er seine Rolle in der Konkordanzregierung nie gefunden.

Wer mit Kurt Fluri durch Solothurn spaziert, braucht viel Zeit: Vom Randständigen bis zur Wirtin scheint ihn hier jeder zu kennen, ein Gruss ist das mindeste. Doch viele halten kurz inne, wollen dem Stadtpräsidenten zu seiner Wiederwahl gratulieren oder ihn auf ein konkretes Anliegen ansprechen. Dabei ist Fluri nicht der Typ, der sich bei seinen Wählern anbiedert. Mit stoischer Gelassenheit hört er etwa den Vortrag einer Rentnerin an, die sich über die ihrer Meinung nach ungerechte Privilegierung von getrennten Paaren empört. Er werde sich kundig machen, versichert er der Frau, mehr verspricht er nicht.

Hier in Solothurn ist Kurt Fluri aufgewachsen, in bescheidenen Verhältnissen. Sein Vater, ein Uhrmacher, starb, als er zwei Jahre alt war. Seine Mutter zog ihre beiden

Söhne – der ältere war an Kinderlähmung erkrankt und brauchte eine besondere Betreuung – alleine gross, als Heimarbeiterin. Für Ferien reichte es nie, doch Hilflosenentschädigung wollte sie auf keinen Fall beantragen.

Sein Studium der Rechtswissenschaften in Bern und Basel finanzierte Kurt Fluri selber, mit Stipendien und Darlehen, die er später zurückzahlen musste, sowie als Teilzeitpöstler. Nach der Rekrutenschule brachten auch die dreissig Franken Taggeld einen Zustupf, die er als Offizier bei der Schweizer Armee während der Dienstzeit erhielt und zur Seite legte. Den einzigen Luxus, den sich der junge Fluri leistete: Im Sommer kaufte er sich jeweils einen Inter-

---

**«Die Zuwanderung wird nicht unendlich lang anhalten. Wir spüren ja bereits eine Abflachung.»**

---

rail-Pass, mit dem er Europa bereiste, von Portugal bis Skandinavien. In der Studentenverbindung nannte man ihn deshalb «Polo», in Anlehnung an den Weltenbummler Marco Polo.

Mit siebzehn Jahren trat er aus der reformierten Landeskirche aus, aus «liberaler Überzeugung», wie er sagt, mit achtzehn meldete er sich bei der Freisinnigen Partei in Solothurn. Dort erklärte man ihm, dass es in der Sektion noch keine Jungpartei gebe. Also gründete er eine. Nach Abschluss des Studiums arbeitete Fluri neun Jahre lang als freier «Feld-Wald-und-Wiesen-Anwalt». Ausser Steuerrecht («Zu gefährlich») machte er alles, vor allem auch Pflichtverteidigungen. Es war eine lehrreiche Zeit, in der er nicht nur die Gefängnisse in der



### **WORTE ZUR SCHWEIZ**

«Der Nationalcharakter der Schweizer besteht nicht in den ältesten Ahnen, noch in der Sage des Landes, noch sonst in irgend etwas Materiellem; sondern er besteht in ihrer Liebe zur Freiheit, zur Unabhängigkeit, er besteht in ihrer ausserordentlichen Anhänglichkeit an das kleine, aber schöne und teure Vaterland, er besteht in ihrem Heimweh, das sie in fremden, wenn auch den schönsten Ländern befällt. Wenn ein Ausländer die schweizerische Staatseinrichtung liebt, wenn er sich glücklicher fühlt bei uns als in einem monarchischen Staate, wenn er in unsre Sitten und Gebräuche freudig eingeht und überhaupt sich einbürgert, so ist er ein so guter Schweizer als einer, dessen Väter schon bei Sempach gekämpft haben.»

Gottfried Keller (1819-1890),  
Schweizer Schriftsteller und Politiker.

Gegend von innen kennenlernte, sondern auch einiges über seelische und menschliche Abgründe erfuhr.

Als Fluri seine heutige Frau kennenlernte, eine ehemalige Bankmitarbeiterin, war er bereits Stadtpräsident. Sie wusste also, worauf sie sich einliess, als sie mit ihm fünf Kinder zeugte. Von Montag bis Samstag ist ihr Mann selten vor Mitternacht zu Hause. Am Wochenende, so versichert er, nehme er nach Möglichkeit nur Termine wahr, bei denen die Familie zugegen sein könne. Seine Frau konvertierte nach der Geburt der Kinder zur christkatholischen Kirche, in der sie heute als Kirchenschreiberin amtiert. Fluri selber blieb konfessionslos.

**Es heisst, der Armeeschaffer Andi Gross (SP) sei Ihnen näher als Ihre bürgerlichen Gschpänli in Bern. Stimmt das?**

Es kommt drauf an. Mit Gross habe ich in der Staatspolitischen Kommission (SPK) gut zusammengearbeitet. Mit ihm bin ich der Meinung, dass die Schweiz ein Verfassungsgericht braucht, weil das Parlament die juristischen Fragen nicht mehr bewältigen kann oder zu wenig ernst nimmt. Bezüglich der Armee habe ich mit Andi Gross überhaupt nichts am Hut, da sind wir Gegner.

**Für die SVP sind Sie ein «Weichsinniger».**

Was mich an der SVP am meisten stört, sind die permanenten Angriffe gegen die Person. Sachlich kann ich über alles streiten, aber wenn man gegen die Person schießt, muss es schon handfeste Gründe geben. Ich bin nicht der Typ, dem man öffentlich alle Schlötterlinge anhängen und den man danach kumpelhaft zu einem Bier einladen kann. Was ich inhaltlich nicht goutiere bei der SVP: dass sie internationale Verträge missachten will. Das geht einfach nicht.

**Konflikte zwischen nationalem und internationalem Recht gab es immer schon, es ist einfach die Frage, was Priorität hat. Sie haben vorher das Verfassungsgericht erwähnt, das die Schweiz stets abgelehnt hat, weil es sich mit Fragen befasst, die bei uns nicht juristischer, sondern politischer Natur sind. Doch der Strassburger Gerichtshof hat sich zu einer Art Verfassungsgericht gemausert, das unter Berufung auf die Menschenrechte über solche politischen Fragen urteilt. Das ist undemokratisch und unehrlich, das darf man doch kritisieren.**

Wir haben die Europäische Menschenrechtskonvention (EMRK) unterschrieben, wir haben uns dem Gerichtshof freiwillig unterstellt, niemand hat uns dazu gezwungen. Wenn man das falsch findet, dann kann man die Kündigung der EMRK fordern. Aber man kann nicht einfach sagen: «Wir respektieren die Gerichtsentscheide nur noch, wenn es uns gerade passt.» Das Gleiche gilt für die Personenfreizügigkeit. Man kann



«Gewählt und abgewählt»: Bundesrat Blocher.

nicht einfach sagen: «Wir setzen uns einfach über den Vertrag hinweg», wie dies die SVP bei der Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative fordert.

**Bis in die 1990er Jahre galt die Lehrmeinung, dass im Konflikt das nationale Recht überwiege und dass es Sache des Gesetzgebers sei, die Gesetze den zumeist unscharf abgefassten internationalen Normen anzupassen oder eben nicht. Die meisten Länder handhaben das so, nur die Schweiz will den Musterknaben spielen.**

Mit dem Bilateralismus gibt es diesen Spielraum nicht mehr, die Vereinbarungen mit der EU sind detailliert und klar formuliert. Wir haben sechs Mal demokratisch über die bilateralen Verträge abgestimmt, Kohäsionsmilliarde inklusive. Daran müssen wir uns halten. Wenn die SVP ehrlich wäre, müsste sie eine Initiative zur Kündigung der EMRK oder der bilateralen Verträge lancieren. Aber das tut sie eben nicht, weil sie genau weiss, dass sie damit keine Chance hätte. Wenn es darum geht, klare Verhältnisse zu schaffen, windet sich die Schwarzweiss-Partei immer, dann wird sie zur

Schwarzpeter-Partei, welche die Verantwortung den andern zuschiebt.

**Bei der Abstimmung über die Personenfreizügigkeit redete der Bundesrat von höchstens 10 000 Zuwanderern pro Jahr, stattdessen waren es dann bis zu 80 000. Macht Ihnen das, gerade als Umwelt- und Landschaftsschützer, keine Sorgen?**

Diese Zuwanderung wird nicht unendlich lang anhalten. Wir spüren ja bereits eine Abflachung. Wir haben aber auch noch ein Verdichtungspotenzial. Statt Einkaufszentren und Lagerhallen im Grünen zu bauen, sollten wir zum Beispiel vorhandene Industriebrachen besser nutzen. Die Frage ist, ob man die Zuwanderung politisch, also über Kontingente, oder über die Wirtschaft, also über den Markt, steuern will. Als Liberaler bin ich klar für die zweite Option. Ich sehe auch die Zuwanderung ganzer Völkerscharen nicht als reale Bedrohung.

**Bei der Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative (MEI) zogen Sie den geballten Hass der SVP auf sich. Man warf Ihnen vor, sich über einen Volksentscheid hinwegzusetzen.**

Die Kritik geht daneben, weil sie auf der falschen Annahme beruht, dass nur der letzte Volksentscheid gelte. Wenn wir nun aber zwei sich widersprechende gleichwertige Bestimmungen in der Verfassung haben – im konkreten Fall die SVP-Vorlage und die Verpflichtung auf das Völkerrecht –, müssen wir versuchen, mit der Auslegung die Harmonie wiederherzustellen. Als Vizepräsident der Staatspolitischen Kommission (SPK) habe ich mich immer für eine vertrags-treue Umsetzung der MEI eingesetzt. Auf breiter Ebene haben wir mit allen Parteien und Interessenverbänden diskutiert. Wir einigten uns darauf – Gregor Rutz (SVP) inklusive –, auf Kontingente und Höchstgrenzen zu verzichten, sogar Blocher war einverstanden. Dann schwenkte die SVP plötzlich um, da mussten wir halt andere Mehrheiten suchen. Ich war bei der Ausarbeitung der Umsetzung massgeblich mit-

beteiligt, das stimmt, aber ins Kreuzfeuer der Kritik geriet ich als Sprecher der Kommissionsmehrheit. Das ist halt der SVP-Stil, sie braucht immer einen Bösewicht, sie braucht den Einzelfall, weil sie nicht abstrakt politisieren kann.

**Das Leben ist halt nicht abstrakt, was am Ende zählt, ist die Realität und Menschen aus Fleisch und Blut. Auch Professoren und Statistiker irren sich immer wieder.**

Aber das Gesetz ist abstrakt und allgemeingültig. Natürlich sind es Einzelfälle, die uns auf Missstände hinweisen. Nehmen wir das Thema der Missbräuche im Sozial- und Ausländerbereich. Es ging eine Weile, bis man die Probleme erkannte, aber dann hat man gehandelt. Wo man einst vielleicht zu hart war, wurde man zwischendurch zu lasch, jetzt schlägt das Pendel wieder zurück. Ich plädiere für Mässigung auf beiden Seiten, mit pragmatischen Lösungen.

**Nicht immer mit Erfolg. Seit 2011 hat die FDP Solothurn erstmals keinen Ständerat mehr in Bern. Sie haben damals gegen Pirmin Bischof von der CVP verloren, und zwar deutlich.**

Das war meine grösste Niederlage. Zum einen wurde meine Wahl wegen parteiinterner Querelen hintertrieben, auch das gehört zur Politik. Dann kam Fukushima – und ich war einer der wenigen Atombefürworter, die nicht umgeschwenkt waren und an ihrer Linie festhielten. Mein Kontrahent setzte dagegen voll auf die Energiewende. Drittens hatte ich nicht die Präsenz in den nationalen Medien, namentlich in der «Arena», auf die Bischof zählen konnte.

**Gemäss Sonntagszeitung wären Sie trotzdem der grosse Favorit als Nachfolger für Bundesrat Burkhalter.**

Bundesrat ist ein verlockendes Ziel für jeden Politiker, doch der Trichter ist so schmal, dass jene, die unbedingt Bundesrat werden wollen, in der Regel nicht gewählt werden. Man muss zur richtigen Zeit am richtigen Ort sein. Jetzt ist ein Tessiner an der Reihe, ich werde Ignazio Cassis unterstützen.

**Sommer Geschenk:**

**400.-**  
auf die besten Matratzen

Vergleichen Sie unsere Favoriten und profitieren Sie vom 400-Franken-Sommer-Geschenk:

Aktion gültig bis 15. August 2017, Grösse 90 x 200 cm, Preise in CHF.

**Schlafwohl**

Markenmatratzen & Bettsysteme

---

**TEMPUR Breeze 22**

**Jetzt 1'290.-**  
Statt 1'690.-

**TEMPUR**

**BICO KlimaLuxe**

**Jetzt 1'599.-**  
Statt 1'999.-

**bico**  
OF SWITZERLAND

**riposa SUPERNOVA LUXE**

**Jetzt 2'050.-**  
Statt 2'450.-

**riposa**  
SWISS SLEEP

**Superba Excelsior SEP**

**Jetzt 1'675.-**  
Statt 2'075.-

**superba**  
Für einen guten Tag

- Persönliche und unabhängige Fachberatung
- Alle Matratzen zum garantiert besten Preis
- Probeschlafen bei Ihnen zu Hause
- Gratis Lieferung, Montage und Entsorgung

**Unsere Fachgeschäfte:** Zürich | Bern | Basel | Baar | Chur | Mellingen | St. Gallen

[www.schlafwohl.ch](http://www.schlafwohl.ch)



Es grünt: Nationalrat Girod.



Wiedererwaches Selbstbewusstsein: Nationalrätin Mazzone (Grüne).

# Motiviert bis in die Zehenspitzen

Die Jugend von heute ist nicht nur partygeil. Forsch und fordernd greift sie in die politische Debatte ein. Die Ü-40-Generation muss sich warm anziehen.

Von René Zeller (Text) und Linda Pollari (Bilder)

Pierre Maudet gilt seit Jahren als Nachwuchshoffnung des Freisinns. Nach der Rücktrittsankündigung von Didier Burkhalter avancierte der Genfer Regierungsrat subito zum potenziellen Bundesratskandidaten. Er sei aber schon noch jung, vielleicht noch nicht ganz flügge für den Abflug nach Bern, mäkelten Auguren.

Wie alt und weise muss man in der Schweiz sein, um in der politischen Arena ernstgenommen zu werden? Pierre Maudet ist 39 Jahre jung. Er ist drei Monate jünger als Emmanuel Macron, der soeben zum französischen Sonnenkönig der Neuzeit gekürt worden ist. Maudets Handicap besteht zurzeit darin, dass er erstens ein Mann und zweitens ein Westschweizer ist. Aber zu jung ist er definitiv nicht. Alain Berset war noch nicht vierzigjährig, als er im Dezember 2011 in die Landesregierung gewählt wurde. Vielleicht war sein Alter aufgrund seiner schon damals spärlichen Haartracht kein Stein des Anstosses.

Man sollte den Spiess umdrehen. Die Generation der unter Vierzigjährigen ist zurzeit im Bundesrat krass untervertreten. Genauer: Sie ist dort gar nicht vertreten. Das ist insofern asymmetrisch, als die junge Generation mächtig Dampf macht. Sie setzt Themen, lanciert Volksinitiativen. Sie strebt nach Parlamentssitzen, Respekt, Macht. Wir schreiben hier über das politische Comeback der Junioren.

## Babys im Bundeshaus

Im angelaufenen Abstimmungskampf zur Rentenreform mischen sich bürgerliche Jungparteien lautstark ein. Sie verlangen Gehör. Sie fordern Solidarität zwischen den Generationen. Die vom mittelalterlich bestückten Parlament konstruierte Lösung sei abzulehnen, weil sie der Jugend einen ungedeckten Check ausstelle. Auf der Gegenseite strengen die Jungsozialisten das Referendum gegen die Reform «ihres» Bundesrats Alain Berset an. Die geplante Erhöhung des Frauenrentenal-

ters auf 65 Jahre sei inakzeptabel, wettern die Juso ebenso unüberhörbar. Faktum ist: Um die Jungen kommt die Schweiz in der Debatte über die Altersvorsorge nicht herum.

Wer glaubt, die mit Smartphone und Facebook aufgewachsene Generation sei politikfaul, irrt gewaltig. Das Gegenteil ist richtig. Das Engagement von politisch infizierten Jungspunden ist in den letzten Jahren sprunghaft angestiegen. Und deren fordernde Gangart trägt Früchte. Im Bundeshaus ist die Zahl der unter 40-Jährigen bei den Parlamentswahlen 2011 emporgeschossen, von 22 auf 36 im Nationalrat. Dieses hohe Niveau konnte 2015 gehalten werden (vgl. Grafik).

Die verstärkte Präsenz der Generation Facebook im Bundeshaus beeinflusst die politische Agenda unmittelbar. Immer öfter sind in den Ratssälen schwangere Parlamentarierinnen anzutreffen. Stolze Väter führen ihren Nachwuchs in der Wandelhalle spazieren. Daraus resultieren gesellschaftspolitische Ansprüche,





*Drückt das Durchschnittsalter:* FDP-Ständerat Müller.



*Rasante Karriere:* SP-Nationalrätin Allemann.

zum Beispiel die Forderung nach einem vierwöchigen Vaterschaftsurlaub, eingepackt in eine Volksinitiative. Der 31-jährige Aargauer SP-Nationalrat Cédric Wermuth, Vater einer zweijährigen Tochter, verlangte unlängst in einem Vorstoss, die Sessionsen seien elternfreundlicher auszugestalten. Sinnvoll wäre auch eine Kinderkrippe im Bundeshaus, die von der öffentlichen Hand mitzufinanzieren sei, befand Wermuth. So viel Service public

war dem Nationalrat ungeheuer. Der Vorstoss des einstigen Juso-Rebellen und Jungvaters fand keine Mehrheit. Aber er belegt, wie veränderte gesellschaftliche Rollenbilder auf die Traktandenliste gelangen. Die persönliche Betroffenheit junger Erwachsener gerinnt zu politischen Wunschzetteln.

### Willkommene Repolitisierung

Es ist kein alleiniges Privileg der Schweiz, dass sich die Jungen wieder stärker einmischen. In Grossbritannien muss Premierministerin Theresa May konstatieren, dass ihr Kontrahent Jeremy Corbyn, obschon im Seniorenalter, bei den Junioren ungleich besser punktet. In Frankreich hat der jugendfrische Emmanuel Macron bei seinesgleichen abgeräumt. Die Repolitisierung der jungen Generationen ist vielerorts sichtbar. Das ist willkommen.

Beim Lupenblick auf die Schweiz lässt sich feststellen, dass junge Erwachsene nicht einseitig links verortet sind oder unisono rechts ticken. Die zurzeit 36 Nationalrätinnen und Nationalräte, die noch nicht vierzigjährig sind, verteilen sich auf fast alle Fraktionen (Ausnahme: BDP). So unterschiedlich ihre Auffassungen sind, an Gemeinsamkeiten mangelt es nicht. Die meisten parlamentarischen Nachwuchskräfte haben ihre Spuren in den jeweiligen Jungparteien abverdient. Sie haben auf die klassische Ochsentour (Ämtchen

in lokalen Behörden, Kantonsparlament, Verbandspräsidium, Bundeshaus) verzichtet. Sie sind bis in die Zehenspitzen motiviert.

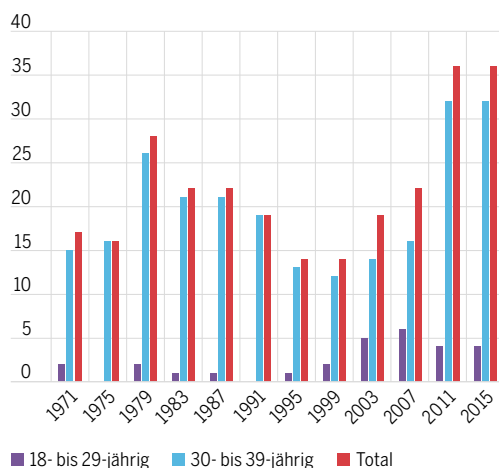
### Karrierewege nach oben

Eine prototypische Karriere hat in der SP die 29-jährige Nationalrätin Mattea Meyer hingelegt. Die Winterthurerin wurde bei den Juso sozialisiert. Bei den Kantonsratswahlen 2011 war sie als jüngste Kandidatin erfolgreich. Darauf wirkte sie als persönliche Mitarbeiterin der Nationalräte Cédric Wermuth und Marina Carobio. Seit 2015 ist Meyer selber Nationalrätin.

Ähnlich rasant verlief die Karriere der heute 39-jährigen Berner Genossin Evi Allemann. Sie eroberte 1998 als jüngste (noch nicht 20-jährige) Gewählte einen Sitz im Kantonsparlament. 2003 schaffte sie den Sprung in den Nationalrat, wenige Monate nach Abschluss ihres Studiums. Seither ist Allemann faktisch Berufspolitikerin. Nebenbei agierte sie als Mentorin der ambitionierten Berner Jungsozialistin Nadine Masshardt. Seit 2013 sitzt die heute 32-jährige ebenfalls im Nationalrat. Unter den Genossen sticht neben Cédric Wermuth der 29-jährige Walliser Mathias Reynard heraus. Im zarten Alter von sechzehn Jahren schloss er sich den Jungsozialisten an, 2011 hielt er im Bundeshaus als jüngster gewählter Parlamentarier die Eröffnungsrede im neu konstituierten Nationalrat. >>>

### Anzahl Nationalräte unter 40

Erhebung seit Einführung des Frauenstimmrechts



QUELLE: BUNDESAMT FÜR STATISTIK

*Sprunghafter Anstieg in den letzten Jahren.*

## «Wir müssen uns einmischen»

**Salomé Vogt, Leiterin des Diskussionsforums Avenir Jeunesse, will Junge für die Politik begeistern. Parteiübergreifend und narrenfrei.**



«Jetzt geht die Post ab»: Salomé Vogt.

**Sie haben soeben Ihr Masterstudium in Politikwissenschaften, Recht und Gender Studies abgeschlossen. Warum mischen Sie sich jetzt in die Politik ein?**

Als junge Schweizerin darf ich ein privilegiertes Leben führen. Unsere Vorgängergenerationen haben unseren Wohlstand erstritten. Die damit verbundenen Freiheiten sind nicht einfach gegeben. Wir müssen weiterdenken. In unserem demokratischen System können sich alle gut einbringen, auch wir Jungen.

**Es gibt bereits Jungparteien. Weshalb braucht es noch eine Jugendabteilung im Schoss der Avenir Suisse?**

Ich bin überzeugt, dass es Foren ausserhalb der bestehenden Parteienlandschaft braucht. Bei weitem nicht alle Jugendlichen wollen sich in bestehende Parteistrukturen einordnen. Die Welt wird komplexer, unsere Gesellschaft wird immer vernetzter. Es stellen sich neue Fragen, die wir parteiübergreifend angehen sollten.

**Sind Sie selber in einer Partei?**

Nein. Bewusst nicht. Ich finde es wichtig, dass relevante Themen über Parteigrenzen hinweg diskutiert werden können. Bei Avenir Jeunesse sind wir unbelastet. Wir müssen uns nicht von vornherein einer politischen Linie unterordnen.

**Trotzdem sind Sie beim prononciert liberalen Think-Tank Avenir Suisse angestellt. Erhalten Sie keine Direktiven?**

Wir sind sehr frei. Bei Avenir Jeunesse haben wir quasi Narrenfreiheit. Wir bearbeiten Themen, die wir selber spannend finden. Natürlich teile ich die liberale Gedankenwelt, sonst würde ich ja nicht bei Avenir Suisse arbeiten.

**Eine Repolitisierung der Jungen ist spürbar. Einverstanden?**

Den Jungen stehen mit den Social-Media-Kanälen neue Gefässe zur Verfügung, um politische Inhalte zu vermitteln. Diese tragen entscheidend dazu bei, dass der Diskurs angekurbelt wird. Es sind spannende Zeiten. Politische Satire hat Konjunktur, Trump trägt dazu bei. Junge Leute werden motiviert, mitzumachen.

**Welche Themen beschäftigen Junge?**

Wir fokussieren uns bei Avenir Jeunesse auf Aspekte, die die junge Generation direkt oder indirekt tangieren. Die Digitalisierung der Arbeitswelt ist wichtig, neue Arbeitsformen interessieren uns, damit verbunden auch Bildungs-, Ausbildungs-, Karrierefragen. Viel Potenzial haben Themen der Ökologie. Weit vorn stehen auch die Migration und die Flüchtlinge. Und im Zusammenhang mit dem Terrorismus natürlich auch Sicherheitsaspekte.

**Topaktuell ist die Altersvorsorge. Werden die Jungen ernst genommen?**

Meines Erachtens sind die Jungen im bisherigen Diskussionsprozess zu wenig einbezogen worden. Sie kommen erst jetzt, im Abstimmungskampf, richtig ins Spiel. Jetzt aber geht die Post ab. Ich finde es problematisch, dass die Vorlage primär die über 45-Jährigen anspricht. Ich hoffe, dass möglichst viele Junge an die Urne gehen. Es ist keine gute Reform. Sie sichert die Zukunft der jungen Generation nicht ab.

**Junge beanspruchen vermehrt politische Ämter.**

Ich hoffe natürlich, dass Junge nachrücken. Es fällt schon auf, dass die Jungparteien in den Medien stärker beachtet werden als auch schon. Wir werden politischer, das ist gut! Viele Werte sind verhandelbar geworden. Deshalb ist Engagement unumgänglich. Wir müssen uns einmischen.

**Wann kandidieren Sie selber?**

Sobald ich merke, dass ich parteiübergreifend nichts mehr bewirken kann, mache ich mir dazu Gedanken. Das ist aber mit Avenir Jeunesse nicht der Fall, hier können wir etwas bewegen.

Avenir Jeunesse ist ein Projekt des unabhängigen, aber nicht neutralen Think-Tanks Avenir Suisse. Die 29-jährige Salomé Vogt leitet die seit Anfang 2017 bestehende Plattform.

Interview: René Zeller

Mit zehn Nationalräten, die das vierzigste Altersjahr noch nicht erreicht haben, ist auch die SVP zukunftsweisend unterwegs. Und ihre Jungen verstecken sich nicht. Die 38-jährige Genferin Céline Amaudruz flankiert Albert Rösti als Vizepräsidentin, die 37-jährige Berner Nationalrätin Nadja Pieren hat diese Charge bereits hinter sich. Der gleichaltrige Zuger Thomas Aeschi, der in seinem Heimatkanton eine Blitzkarriere hinlegte, hat sich bereits als Bundesratskandidat versucht. Der St. Galler Nationalrat Lukas Reimann gehört als 34-Jähriger schon zu den alten Hasen im Bundeshaus. Er dirigiert die Aktion für eine unabhängige und neutrale Schweiz und wälzt unablässig Ideen für neue Volksinitiativen. Vorangegangen war in St. Gallen Toni Brunner. Der ehemalige SVP-Präsident ist zwar schon 42-jährig, aber sein jugendliches Image haftet ihm immer noch an. Dabei hat er beste Chancen, demnächst zum Alterspräsidenten der eidgenössischen Räte zu avancieren.

Auch in der FDP drängen junge Köpfe ans Licht. Im Ständerat drücken der 37-jährige Ausserrhoder Andrea Caroni, der gleichaltrige Neuenburger Raphaël Comte und der 32-jährige Luzerner Damian Müller das Durchschnittsalter nach unten. Dass liberale Leidenschaft ein Erfolgsmodell sein kann, verdeutlicht auch der 33-jährige Walliser Nationalrat Philippe Nantermod. Seit 2003 kandidierte er beharrlich für einen Sitz im Nationalrat, 2015 hat er reüssiert. Ausserhalb seines Heimatkantons fiel er erstmals auf, als er für die von der Zürcher FDP lancierte Verbandsbeschwerdeinitiative fast im Alleingang ein voluminöses Unterschriftenpaket aus der Westschweiz beisteuerte. Als Vizepräsident und Co-Präsident verpasste er den Jungfreisinnigen eine lustvoll-kämpferische Note. Dem so geputzten Jungbrunnen ist Andri Silberschmidt entstiegen. Der 23-jährige Betriebswirt aus Zürich und derzeitige Präsident der Jungfreisinnigen ist Bannerträger der jungbürgerlichen Rentenreform-Gegner.

Vorarbeiter der jungen CVP-Garde ist der 36-jährige Bündner Martin Candinas. 2001 gründete er mit Gleichgesinnten die Junge CVP Surselva. 2006 schaffte er die Wahl ins Kantonsparlament, 2011 wechselte er in den Nationalrat. Gleichwohl blieb er bis 2014 Bannerträger der Jungen CVP Graubünden. Als Christophe Darbellay den Hut des Parteipräsidenten niederlegte, verzichtete der Senkrechstarter nicht zuletzt aufgrund elterlicher Pflichten – er ist Vater dreier Kinder – auf eine Kandidatur. Zur Gilde der aufstrebenden Christdemokraten zählen auch der 34-jährige Tessiner Nationalrat Marco Romano und sein 35-jähriger Genfer Ratskollege Guillaume Barrazzone. Letzterer hatte seine Karriere im zarten Alter von achtzehn Jahren als Präsident der Jungen CVP Genf gestartet. Auch bei den Grünen grünt es. Die 29-jährige Genferin Lisa



*Aufstrebender Christdemokrat:* Nationalrat Romano.



*Zukunftsweisend:* SVP-Nationalrätin Pieren.

Mazzone verkörpert das wiedererwachte Selbstbewusstsein der ökologischen Gruppierung. Demgegenüber gehört der 36-jährige Zürcher Bastien Girod bereits zu den arrivierten Figuren im Parlament. Die Jungen Grünen, Mazzones politische Startrampe, liefern sich mit den Jungsozialisten einen aktionistischen Wettstreit um mediale Aufmerksamkeit. Gleichzeitig bilden grüne und rote Falken Seilschaften in unzähligen Netzwerken: IG Velo, Gruppe für eine Schweiz ohne Armee, Gewerkschaften, Bündnisse für den Frieden, gegen Trump, für soziale Gerechtigkeit, gegen Reiche.

Aus dem Rahmen fällt in der Mitte des Parteienspektrums die BDP. Nachwuchskräfte haben es schwer, die angejahrte Gründergeneration abzulösen. Das Bestreben, der Partei mit einem forcierten Support der LGBT-Community (Lesbian, Gay, Bisexual, Transgender) Frischluft zuzuführen, hat bislang nicht gefruchtet.

Zukunftsfähiger präsentieren sich die Grün-

liberalen. An jungen ökologischen Freigeistern, die sich weiterhin von der zehnjährigen Partei angesprochen fühlen, mangelt es nicht. Hinter dem abtretenden Präsidenten Martin Bäumle haben sich jüngere Kräfte bestens etabliert. Die 38-jährige Zürcher Nationalrätin Tiana Angelina Moser führt seit über fünf Jahren die Bundeshausfraktion, ihre gleichaltrige Ratskollegin Kathrin Bertschy wäre prädestiniert gewesen, Martin Bäumle als Galionsfigur der Grünliberalen abzulösen. Sie lässt aber dem um zehn Jahre älteren Jürg Grossen den Vortritt.

### Demokratie ist hip

Die Diagnose, die sich angesichts der ans Licht drängenden Frischlinge ausstellen lässt, lautet: Politikverdrossenheit ist out. Demokratie ist hip. Die junge Generation will mitreden, nicht abseitsstehen. Sie will mitentscheiden.

Das politische Comeback der Jugend hat viele Ursachen. Die Weltlage ist unsicher, Migration, Terrorismus, Klimaprognosen, lokale Arbeitsplatzsorgen, explodierende Gesundheitskosten schrauben das Sorgenbarometer nach oben. Das geht uns alle an, vor allem auch die Jungen. Also ist es wichtig und richtig, dass sie sich zu Wort melden, Lärm machen, an die Töpfe der Macht drängen. Neue Organisationsformen – Operation Libero, Forum Foraus, Avenir Jeunesse – sind

willkommene Türöffner, sie bereichern die Debatte. Abseits des Scheinwerferlichts dreheln clevere junge Köpfe erfolgreiche Kampagnen. Andrea Arezina, 32-jährige Co-Präsidentin der Zürcher SP, lehrte im Kampf um die Unternehmenssteuerreform III das Wirtschaftsestablishment das Fürchten. Im CVP-Sekretariat hält die 27-jährige Kampagnenleiterin Laura Curau ihre Partei analog und digital auf Trab.

Die Parteifunktionäre von links bis rechts müssen wissen: Wer nicht auf die Jungen setzt, sieht alt aus. Folgerichtig prognostizierte der SP-Shootingstar Cédric Wermuth in der Sommersession während der Debatte über sein Postulat «Vereinbarkeit von Familie und Parlament»: «Das Parlament wird sich in den nächsten Jahren noch stärker verjüngen.» Worauf gründet seine Zuversicht? «Das ist der Nachvollzug einer gesellschaftlichen Entwicklung», ist Wermuth überzeugt. «Auch im Berufsleben übernehmen die Menschen früher Verantwortung, das wird weiter auf die Politik durchschlagen.»

Es ist nichts dagegen einzuwenden, wenn der Generationenwechsel in der politischen Arena fortschreitet. Über flankierende Massnahmen darf allerdings gestritten werden. Wir finden zum Beispiel, eine staatlich besoldete Kinderkrippe im Bundeshaus sei nicht vonnöten. ○

### WORTE ZUR SCHWEIZ

«Der Stamm der Helvetii ist reich an Gold, aber friedfertig.»

Poseidonios (135 v.Chr.–51 v.Chr.), griechischer Geschichtsschreiber.



«Möglichst viel Handlungsspielraum»: Chefdiplomatin Baeriswyl.

## «Ich mache keine Parteipolitik»

Pascale Baeriswyl, Staatssekretärin im Eidgenössischen Departement für auswärtige Angelegenheiten, schultert viel Verantwortung. Die Welt sei gefährlich geworden, aber nicht verrückt, sagt sie. Ob der EU-Beitritt langfristig schubladisiert bleibt, will sie nicht voraussagen. *Von Roger Köppel und René Zeller*

Wenn Pascale Baeriswyl von ihrem Arbeitsplatz im Westflügel des Bundeshauses durchs Fenster schaut, schweift ihr Blick hinab zum Marzilibad und über die Aare hinweg zum Berner Hausberg Gurten. Doch der berufliche Horizont dieser Frau erstreckt sich bis in die fernsten Länder. Die 49-jährige Pascale Baeriswyl amtiert seit Dezember 2016 als Staatssekretärin.

Bei ihr laufen die Fäden des diplomatischen Korps zusammen, als linke Hand des noch amtierenden Aussenministers Didier Burkhalter koordiniert sie die heiklen Verhandlungen mit Brüssel. Wir treffen die Spitzenbeamtin, die an der Universität Basel zwei Studien – Geschichte, Recht – abschloss und nach einer dreijährigen Amtszeit als Richterin im diplomatischen Korps durchstartete, am runden Tisch. Diplomaten sind normalerweise stumm wie Fische. Nicht so die temperamentvolle Pascale Baeriswyl.

### Was macht für Sie die Faszination der Schweiz aus?

Ich weilte vor kurzem mit Bundespräsidentin Leuthard beim französischen Präsidenten Macron. Er lobte die Schweizer Berufsbildung ebenso wie Ivanka Trump oder der belgische König. Dieser Exportschlager basiert auf unserer Kultur des Konsenses zwischen Wirtschaft, Politik und Gesellschaft. Ein System wie die Berufsbildung wäre ohne diesen starken Konsens gar nicht möglich. Er erlaubt uns, unserer Jugend eine Zukunft zu bieten, egal, ob man eine Lehre macht oder an einer Hochschule studiert.

### Wo orten Sie Schwächen?

Es besteht das Risiko, dass wir unseren Chancenreichtum, unseren Wohlstand und unsere Sicherheit für selbstverständlich halten. Unser Wohlstand ist ebenso wenig ein Selbstläufer wie der Frieden in Europa. Es wäre fatal, wenn wir uns selbstzufrieden zurücklehnten. In einer direkten Demokratie

braucht es den Einsatz von uns allen, sei er auch noch so klein.

### Sie sind als Staatssekretärin eine dekorierte Botschafterin der Schweiz. Worauf gründet Ihre Mission?

Ich bin in Basel aufgewachsen und früh mit Grenzen in Berührung gekommen. Wir erlebten Grenzen aber nicht als etwas Trennendes, sondern als den Beginn von etwas Neuem. Im Dreiländereck gross zu werden, hatte auch etwas Spielerisches. An der Fasnacht ist der Elsässer Waggis eine böse und gleichzeitig eine liebenswürdige Figur.

### Jetzt aber haben Sie explizit schweizerische Interessen zu vertreten.

Ich bin mit einem Fuss im Röstigraben aufgewachsen, und wir hatten verwandtschaftliche Beziehungen zur romanischen Schweiz. Das hat früh mein Bewusstsein für die Willensnation Schweiz geschärft. Mein Vater war im internationalen Eisenbahngüterverkehr tätig. Wir hatten ein offenes, gastfreundliches

Haus. Es hat mir stets Freude bereitet, unseren Gästen die Schweiz vorzustellen.

**Was ist von Ihren Basler Wurzeln geblieben? Sind Sie Fasnächtlerin und obendrein fussballverrückt?**

Ich fühle mich der Basler Kulturszene verbunden. Als Saxofonistin habe ich in Jazzbands gespielt. Während der Fasnacht ging ich Ski fahren. Aber die Musikalität von Basel, denken Sie nur an Piccolo und Trommel, gefällt mir schon sehr. In meiner Jugend war ich auch gelegentlich im Fussballstadion. Geprägt hat mich aber mehr das soziale und politische Basel.

**Wie würden Sie sich selber charakterisieren?**

Diese Einschätzung überlasse ich andern. Ich kann Ihnen höchstens sagen, was ich an Menschen bewundere: Respekt, Toleranz, Grosszügigkeit, Kreativität, Bescheidenheit.

**Sie bezeichnen sich als Frauenrechtlerin, als überzeugte Feministin. Was treibt Sie um?**

Ich habe mich immer engagiert für das, was in der Bundesverfassung steht, nämlich für gleiche Rechte für Mann und Frau. Das ist nicht spektakulär, sondern selbstverständlich. Oder sehen Sie das anders?

**Wir sehen nicht, wir fragen. Wo orten Sie zurzeit feministischen Handlungsdruck?**

Haben Sie im Kino «Die göttliche Ordnung» gesehen?

Ja.

Dieser Film ist sehr gut, nicht urteilend, feinfühlig, lustig. Er zeigt aber den Leidensdruck, den es brauchte, bis das Frauenstimmrecht Realität wurde, und zwar für Männer und für Frauen. Wir waren spät dran in der Schweiz. Und es bleibt noch viel zu tun.

**Hätten Sie Freude, wenn eine Frau das Aussendepartement übernehmen würde?**

Spekulationen überlasse ich anderen. Ich freue mich, noch einige Monate mit unserem hervorragenden Aussenminister zusammenarbeiten zu dürfen und danach seine Nachfolgerin oder seinen Nachfolger bestmöglich einzuarbeiten.

**Sie haben als Mutter zweier Kinder erfolgreich Karriere gemacht. Ihr Rezept?**

Mein Amtsvorgänger hatte fünf Kinder, sein Vorgänger zwei. Grundsätzlich geht es berufstätigen Vätern und Müttern gleich. Es ist eine Chance und anstrengend zugleich, mehrere Aufgaben unter einen Hut zu bringen. Ich hatte das Glück, einen Partner zu haben, der trotz Berufstätigkeit gerne Vaterpflichten übernommen hat. Wichtig ist aber auch, dass wir im Departement moderne Arbeitsbedingungen anbieten können, damit wir nicht gute Leute aufgrund ihrer Mehrfachbelastung verlieren. Daran müssen wir weiterarbeiten.

**Welche Rolle messen Sie dem Staat beim Thema Vereinbarkeit von Familie und Beruf zu?**

Wir haben in der Schweiz hervorragend ausgebildete Frauen. Es lohnt sich, diese in

der Arbeitswelt zu behalten. Der Staat spielt insofern eine wichtige Rolle, als er möglichst gute Rahmenbedingungen schaffen muss. Das kommt der Wirtschaft zugute und senkt auch die Zuwanderung.

**Sie sind Sozialdemokratin. Weshalb?**

Ich wollte mich für das Gemeinwesen engagieren und bin jener Partei beigetreten, die meinen Idealen am meisten entsprach.

**Welche sozialdemokratischen Ideale sind für Sie bestimmend?**

Als Staatssekretärin übe ich im Aussendepartement keine parteipolitische Funktion aus. Ich bin wie alle meine Vorgänger, die meist ebenfalls einer Partei angehörten, Beamtin. Anders als beispielsweise im amerikanischen System ist in der Schweizer Verwaltung in der Regel nur der Minister ein Politiker. Das gibt unserem System Kontinuität und Stabilität.

**Trotzdem werden Sie Leitlinien für sich definiert haben.**

Die aussenpolitischen Ziele, die unsere Verfassung vorgibt, stehen für mich im Zentrum. Engagement für Demokratie und Frieden, Linderung von Not und Armut, Einsatz für eine nachhaltige Umwelt, Förderung des Wohlstands. Diese Prinzipien habe ich auch in der Sozialdemokratie gefunden, aber nicht nur. Die genannten Werte entspringen letztlich einem Wertekonsens, der in der Schweiz breit abgestützt ist und diese ausmacht.

**Die SP propagiert in ihrem Programm den EU-Beitritt, und sie will den Kapitalismus überwinden. Als Staatssekretärin müssen Sie für Wohlstand und Unabhängigkeit kämpfen. Wie schaffen Sie diesen Spagat?**

Ich mache keine Parteipolitik, sondern Aussenpolitik. Da gibt es keine Vermischung von Rollen. Wenn im Bundesrat etwas beschlossen würde, was nicht mit meiner persönlichen Auffassung übereinstimmt, dann gehört es zu meiner Aufgabe, das im Sinne des Gesamtwohls mitzutragen.

**Ihnen obliegt es, mit Brüssel über die Zukunft des bilateralen Wegs zu verhandeln. Gibt es neue Rauchzeichen?**

Im April sind Bundespräsidentin Leuthard und EU-Kommissions-Präsident Juncker politisch übereingekommen, alle Dossiers zu deblockieren. Das Verhältnis hat sich seither wieder normalisiert. Ich war letzte Woche in Brüssel. Dort habe ich den Eindruck erhalten, dass wir in den einzelnen Verhandlungsdossiers wieder vorankommen. Über Einzelheiten sprechen wir aber nicht öffentlich.

**Besteht weiterhin das Ziel, die Verhandlungen bis Ende 2017 abzuschliessen?**

Der Bundesrat hat immer gesagt, dass der Inhalt der Abkommen zentraler ist als der Zeitplan.

**Der Bundesrat befürwortet die dynamische Übernahme von EU-Recht, den Europäischen Gerichtshof als massgebende Instanz,**



## WORTE ZUR SCHWEIZ

«Was ist aus der Welt geworden, wenn man nicht einmal mehr einem Schweizer Banker vertrauen kann?»

James Bond in «The World Is Not Enough» (1999).

**und er bietet Hand zu Sanktionen, genannt Ausgleichsmassnahmen. Ist das richtig?**

Der Bundesrat betont in erster Linie, dass er über den Fortgang der Verhandlungen nicht öffentlich sprechen will. Es ist für die Schweiz nicht von Vorteil, wenn Brüssel unsere Verhandlungsstrategie den Medien entnehmen kann. Nach den Verhandlungen besteht dann genügend Zeit, um innenpolitisch das Ergebnis zu debattieren und allenfalls auch zu kritisieren.

**Was antworten Sie den misstrauischen Bürgern, die argwöhnen, Staatssekretärin Baeriswyl wolle die Schweiz durch die Hintertür in die EU führen?**

Die Frage erstaunt mich insofern, als auch Sie ganz genau wissen, dass man nicht durch die Hintertür in die EU gelangt.

**Dann fragen wir anders. Würden Sie einem Vegetarier die Aufgabe erteilen, in Bern ein neues Steakhouse zu eröffnen?**

Noch einmal: Die Schweiz bringt man nicht einfach so in die EU, sogar wenn man wollte. Darüber würde auf jeden Fall das Volk entscheiden. Im Übrigen fühle ich mich wie Sie dem Bundesrat und dem Volk verpflichtet. Weder die Regierung noch vermutlich eine Mehrheit der Bevölkerung möchten derzeit der EU beitreten. Es existiert ja auch kein Beitritts-gesuch mehr.

**Ihr Parteikollege Tim Guldemann findet, der EU-Beitritt bleibe langfristig ein Ziel. Finden Sie das auch?**

Ich habe in der Politik gelernt, dass sich die Lage sehr schnell und drastisch verändern kann. Wer hätte vor wenigen Monaten gedacht, dass Emmanuel Macron französischer Präsident wird? Kurzfristig und mittelfristig ist der EU-Beitritt keine Option für die Schweiz. Langfristig kann ich es nicht wissen. Ich bin keine Prophetin. Wichtig ist, dass eine Lösung immer im Interesse der Schweiz sein muss.

**In verrückten Zeiten, wenn es überall kracht, sollte die Schweiz nach der Devise agieren: «Achtung, relative Autonomie behalten.» Einverstanden?**

In einer gefährlichen Welt sollte man sich möglichst viel Handlungsspielraum wahren. Es braucht Brückenbauer, die Gesprächsplattformen bieten und sich ohne direkte Eigeninteressen für Frieden engagieren. Das tut die Schweiz. Dabei sollte sie flexibel bleiben, aber nicht abseitsstehen. >>>

**Sie befürworten die institutionelle Annäherung an die Europäische Union. Damit limitiert die Schweiz ihren Handlungsspielraum.**

Wir brauchen für die über 120 Verträge mit der EU einen Rahmen, der Rechtssicherheit schafft. Letztlich geht es darum, den bilateralen Weg zu verstetigen.

**Schauen wir über Europa hinaus. Ihre erste diplomatische Station war Hanoi: Was haben Sie im real existierenden Sozialismus erlebt?**

Vietnam gehörte vor zwanzig Jahren zu den ärmsten Ländern der Region. Es hat sich, inspiriert vom Modell von Deng Xiaoping in China, für eine wirtschaftliche Öffnung bei Wahrung des Einparteiensystems entschieden. Das Land hat sich wirtschaftlich sehr dynamisch entwickelt. Es war eindrücklich, welche Opferbereitschaft das Volk zeigte. Inzwischen hat sich Vietnam in der Region zu einem Land mit mittlerem Einkommen heraufgearbeitet, und die Schweiz ist von der klassischen Entwicklungszusammenarbeit zur Wirtschaftsförderung übergegangen.

**Von 2005 bis 2008 waren Sie Botschaftssekretärin auf der EU-Mission. Haben Sie Brüssel als Hauptquartier des Bösen erlebt?**

Mein wichtigster Eindruck war, dass es die EU als monolithischen Block nicht gibt. Es gibt eine Kommission, ein Ratssekretariat, ein Parlament und 28 Mitgliedstaaten. Die EU ist viel facettenreicher, als viele glauben.

**2008 haben Sie nach New York in die Schweizer Uno-Mission gewechselt.**

Wir sind mitten in der Finanzkrise nach New York gezogen. Man konnte zusehen, wie ein Laden nach dem andern in Konkurs ging. Dann kam Obama, ein Hoffnungsträger, fast ein Messias. Es war klar, dass er die in ihn gesteckten, viel zu hohen Erwartungen nicht erfüllen konnte, obschon er gute Arbeit geleistet hat. Beobachten konnte man aber vor allem die starke Polarisierung im Zweiparteiensystem, die bereits vor Präsident Obama begonnen hatte. Noch ein Grund mehr, um politischen Konsens bei uns sorgfältig zu pflegen.

**Was hat sich für die Schweiz geändert, seit Trump regiert?**

Wir setzen in unseren bilateralen Kontakten immer auf Kontinuität, und Interessen gibt es in beide Richtungen. Vom Investitionsvolumen her sind wir so gross wie Deutschland oder Frankreich. Aussenpolitisch haben wir das Schutzmachtmandat zwischen den USA und dem Iran inne. Natürlich haben wir auch Differenzen, zum Beispiel beim Klimaschutz.

**Das ist sehr diplomatisch gesprochen. Was halten Sie von Trump?**

Wir wissen noch nicht genau, wohin die Reise geht. In einer US-Administration

müssen bei einem Parteiwechsel rund 4000 Personen ausgewechselt werden, das führt zwangsläufig zu einer längeren Transition.

**Immerhin ist die Meinung verbreitet, Donald Trump sei schuld daran, dass die Welt verrückt geworden ist.**

Lassen Sie mich zunächst etwas zur verrückten Welt sagen. «Verrückt» kommt von «verrücken». Vergleichen wir die Weltgemeinschaft mit einer Wohngemeinschaft. «Verrückt» würde bedeuten, dass man eines Morgens aufwacht, und die Zimmernachbarin hat das Mobiliar komplett von seinem angestammten Platz verrückt. Momentan leben wir aber in einer Welt, wo wir uns über die Konventionen, wie wir dieses Mobiliar aufstellen sollten, gar nicht mehr im Klaren sind. Das kann sehr schnell gefährlich werden. Hört man den Verantwortungsträgern der Welt zu, tönt das alles sehr rational. Häufig spricht man aber aneinander vorbei. Es braucht also Orte, wo wir uns über die Wohnungseinrichtung unterhalten können. Das sind multilaterale Plattformen auf der Basis des Völkerrechts. Für ein Land wie die Schweiz ist das zentral.

**Was tun in dieser gefährlichen Welt?**

Wir haben weltweit über 15 000 Atomwaffen, fast 2000 sind unmittelbar einsatzbereit. Wir haben eine schwere Hungerkrise in Afrika. Im Jemen wütete eine Choleraepidemie. Sechzig Millionen Menschen sind auf der Flucht. Es ist sehr dringend, dass man nach Lösungen für diese Menschen sucht. Die Weltmächte sind genauso gefordert wie die Schweiz mit ihrer humanitären Tradition.

**Die Zusammenkünfte der Mächtigen dieser Welt erinnern aber oftmals eher an Stelldicheins von Pfauen, die sich selbstverliebt aufplustern. Haben Sie den Eindruck, der G-20-Gipfel in Hamburg habe Substanzielles gebracht?**

Zunächst verurteile ich die Gewaltexzesse in Hamburg aufs schärfste. Aber dafür können die Mächtigen nichts. Gewalt ist stumpf, ob von links oder von rechts verursacht. Ja, es gibt Konferenzen, die keinen Sinn ergeben. Aber wie schon gesagt, wir leben weniger in einer verrückten als in einer gefährlichen Welt. Es ist wichtig, dass die Verantwortungsträger direkt miteinander reden. Daran führt kein Weg vorbei.

**Würden Sie sich wünschen, dass die Schweiz im Uno-Sicherheitsrat mitwirkt?**

Für die Schweiz läge es in der Logik der Uno-Mitgliedschaft, dass sie früher oder später auch während zweier Jahre in diesem Gremium Verantwortung übernimmt.

**Was wünschen Sie der Schweiz zum Geburtstag?**

Ein Feuerwerk an kreativen Ideen, Innovationskraft, Wirtschaftskraft, humanitäres Engagement, Solidarität. Das Feuerwerk soll fulminant sein, damit die Schweiz so stark bleibt, wie sie ist.



Leben

## Gottvertrauen

Eine Gebrauchsanleitung.  
Von Gottfried W. Locher

**Der Pfarrer von Bagdad** — Auf Kirchenbesuch im Libanon: Wir sitzen an der Corniche, Beiruts einstmals prächtiger Strandpromenade, und essen zu Abend. Mit dabei der Pfarrer von Bagdad, ein bedächtiger alter Herr mit wachen Augen und feinen Gesichtszügen, ein Geistlicher im Kollarhemd. Das Gespräch beginnt belanglos, über die streikende Kehrlichtabfuhr und das Beiruter Verkehrschaos.

Doch das Menü wird orientalisch üppig, der Wein fliesst reichlich, die Herzen werden freier, und irgendwann fehlen mir die Hemmungen für die naheliegende Frage: «Wie ist das denn so, als Pfarrer in Bagdad?» «Schwierig ist es», sagt Brother Farouk. «Es fehlt an allem, Stadtverwaltung, Polizei, Feuerwehr, Ambulanz, Schulen, Spitäler, Gerichte, nichts funktioniert. Das Leben ist gefährlich, Anschläge, Bomben und Überfälle, jeden kann es treffen, überall. Für Christen ist die Lage akut bedrohlich, für einen Pfarrer erst recht. Wer es vermag, zieht weg, emigriert, vornehmlich nach Amerika. Zwei Millionen irakische Christen gab es um die Jahrtausendwende, vor zehn Jahren noch 600 000, jetzt sind es schätzungsweise etwa 100 000, und der Exodus hält an. Wenn sich nichts ändert, verschwindet das Christentum in absehbarer Zeit ganz aus dem Irak.»

Warum er denn nicht auch weggehe, frage ich. Er sei doch gerade erst gekommen, erwidert er lächelnd. Zwanzig Jahre lang habe er als Ingenieur in Australien gearbeitet, habe ein gutes Leben gehabt, Karriere, Wohlstand. Aber nun werde er zu Hause im Irak gebraucht. Die Not sei gross. Die Leute in seiner Kirche seien verzweifelt. Ein 2000-jähriges Erbe werde innert weniger Jahrzehnte ausgelöscht. Überhaupt, er sei überzeugter Christ, er glaube an den Vater und den Sohn und den Heiligen Geist, und wenn das bedeute, dass er dafür leiden müsse, dann halt. «So be it.» Damit sei er übrigens nicht allein, das wür-

den viele Leute in seiner Gemeinde so sehen. Christ sein heisse nun einmal, Christus zu bezeugen, und das sei halt gefährlich. Im Übrigen vertraue er in allem auf Gott. Darauf haben wir mit einem ziemlich starken Arak angestossen.

**Erstens: Stresstest** — Gottvertrauen? Der Pfarrer von Bagdad ist weder naiv noch denkfaul. Ein belastungsfähiges Gottvertrauen entsteht ja nicht beim Schwärmen und Träumen, sondern im Ernstfall. Der Mann hat das Elend der Welt von nahem gesehen. Wie kann er von Vertrauen sprechen? Vielleicht ist das die erste und wichtigste Einsicht: Tragfähig wird das Gottvertrauen erst in der Krise.

Wer vertrauenswürdig ist, das zeigt sich generell nicht bei schönem Wetter, sondern erst,

nen späteren Weg mit Gott selber und ohne Mutter. Wir alle gehen unseren Weg selber, manchmal mit anderen, aber doch immer wieder alleine, mindestens die allerletzte Etappe. Erfahrungsgemäss führt dieser Weg mehrmals in Enttäuschungen, denn Gott hält sich unangenehmerweise nicht an unsere Vorstellungen von vertrauensbildenden Massnahmen. Daran ändert auch das zuweilen penetrant vorgetragene, angeblich unerschütterliche Gottvertrauen einiger Leute nichts. Für den eigenen Weg ist es irrelevant. Vertrauen wächst in jedem selber, gelegentlich mühsam und schmerzhaft. Darum merke: «Dein Weg oder kein Weg zum Gottvertrauen.»

**Drittens: Der Gute und das Gute in mir** — Gottvertrauen liefert die Energie, die Wollen in

damit nicht unbegrenztes Vertrauen ist angebracht. Wir sind nun einmal fehlerbehaftete Wesen – «die Sünde hat uns fest im Griff», sagt die Theologie. Es sehe sich also vor, wer uns vertraut! Hier liegt der realitätsbejahende Sinn des Gottvertrauens: Es ist das einzig absolute Vertrauen, das wir sinnvollerweise verschenken. Gottvertrauen schützt vor Illusionen und fördert realistische Erwartungen an die Vertrauenswürdigkeit unserer Mitmenschen – inklusive unserer eigenen, notabene. Merke: «Vertraue ausschliesslich Gott ganz, allen anderen nur wie dir selbst.»

**Fünftens: Grundhaltung des Lebenserproben** — So viel sollte jeder und jede über Gottvertrauen wissen. Wer es darüber hinaus noch beherzigt und sogar verwirklicht im Tun und Reden, dem gilt die fünfte Einsicht: Gottvertrauen ist die Grundhaltung des Lebenserproben. Bedauernswert der Unerfahrene, der sich selbstgebastelten Illusionen hingibt! Derjenige, der nicht das sieht, was ist, sondern sich und andern das vormacht, was ihm passen würde. Gottvertrauen dagegen ist das Ergebnis einer sich klärenden Sicht auf die Menschen und die Welt. Nur wer ihr in die Augen schaut, dieser Welt, wer ihrem manchmal lieblichen, oft aber abgrundbösen Blick standhält, nur der soll von Gottvertrauen sprechen. Gottvertrauen ist ultimative Nüchternheit im Leben und im Sterben. Merke: «Weisheit und Gottvertrauen sind Geschwister.»

**Sechstens: Ostern kommt immer** — So bleibt die Einsicht: Der Karfreitag hat nicht das letzte Wort. Zwar wird es irgendwo immer Karfreitag, Leidenstag, Todestag, wenn nicht hier, dann anderswo. Gelitten wird immer. Gottvertrauen heisst nicht, das zu verdrängen. Aber es heisst, noch im schlimmsten Elend darauf zu vertrauen, dass das letzte Wort nicht gesprochen ist. Gottvertrauen heisst, stets mit neuer Hoffnung zu rechnen. In der Welt, wie wir sie kennen, lebt eine Kraft zum Guten, eine stützende Hand, ein liebevoller Wille, grösser und stärker als alle Gewalten des Unheils. Der Karfreitag hat nie das letzte Wort – das spricht nämlich ein anderer, an Ostern, und Ostern wird es immer, immer wieder, immer neu. Das nicht zu vergessen, das ist Gottvertrauen. Sehr empfehlenswert, wie gesagt, als Grundhaltung, nicht nur in Bagdad. Es lebt sich gut damit, seit mindestens 2000 Jahren.

Der Theologe **Gottfried W. Locher** ist Präsident des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbunds und seit 2015 geschäftsführender Präsident der Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa.



*In dem, was du tust, zeigt sich, wem du vertraust.*

wenn's blitzt und donnert. Unter Belastung wird klar, auf wen Verlass ist. Das gilt nicht nur in Bagdad, sondern auch hierzulande, im Team am Arbeitsplatz, auf Gletschertouren, in der Ehe, und es gilt eben auch im Umgang mit Gott. Garantien gibt es keine, Gottvertrauen hat Geschenkcharakter, erzwingen lässt es sich nicht. Hingegen: Garantiert kein Gottvertrauen wächst bei langanhaltendem Lebensschönwetter. Ohne Stresstest bleibt die Gottesbeziehung unverbindlich – wie jede Beziehung übrigens. Darum merke: «Deine nächste Krise ist deine nächste Chance für mehr Gottvertrauen.»

**Zweitens: Keine Umfahrung der via dolorosa** — Gottvertrauen ist nicht übertragbar. Ausgewachsen, lässt es sich in kein fremdes Herz einpflanzen. Es gibt keine stellvertretende Vertrauensbildung. Allenfalls können Samen gesetzt werden, das tut die Mutter beim Abendgebet mit ihrem Kind, zum Beispiel. Aber das Kind geht dann sei-

Handeln verwandelt. Viele wollen Gutes, wenige tun es dann auch wirklich – eine lapidare Einsicht. Weniger lapidar ist, dass eine zuversichtlich am Guten ausgerichtete Grundhaltung wirklichkeitsverändernde Impulse erzeugt. Wer Gott vertraut, vertraut dem Guten überhaupt und damit auch dem Guten in sich selbst. Das schafft Selbstvertrauen, kein beliebiges und übersteigertes, sondern eine präzise an Gottes Wille orientierte Handlungssicherheit. Die Wahrnehmung der eigenen Fähigkeiten verschiebt sich weg von Versagensangst hin zur Selbstüberwindung. Merke: «In dem, was du tust, zeigt sich, wem du vertraust.»

**Viertens: Keine Illusionen** — Zur Abwechslung eine ernüchternde Einsicht: Menschen sind nicht Gott, wir sollten ihnen deshalb auch kein absolutes Vertrauen schenken. Abgründiges Misstrauen wäre sicher falsch, aber ein realistischer Sinn für menschliche Grenzen und

# Don DeLillo in Tiefencastel

Ich liebe schwitzende, mächtige, übergrosse, gescheite amerikanische Literaten. Da tritt, aus der Bäckerei Stgier, überraschend Joseph Ratzinger auf den Gehsteig. Eine Kurzgeschichte von Dieter Zwicky und Chris Menke (Illustration)

Eines Mittwochs im Hochsommer 2015 stand hinter der Postautostation Avauc-la am Dorfausgang von Tiefencastel gleich neben der Bäckerei Stgier plötzlich Don DeLillo neben mir, der weltbekannte US-amerikanische Autor. Ich verspürte an jenem Tag einen starken Drang zu niesen, weshalb ich mich wiederholt gezwungen sah, die Augen zusammenzukneifen. Aber es bestand kein Zweifel; Don DeLillo ist ja eine unverkennbare Gestalt. Er ist fast zwei Meter zwanzig gross und bringt fraglos hundert-siebenzig Kilo auf die Waage. Weil er ein fröhlicher, unbeschwerter, ja ausgelassener Mensch ist, schwitzt er pausenlos stark und lacht unverdrossen vor sich hin, hell, seltsam hoch, bisweilen äusserst laut, aber nie krachend. Überdies trägt er wie ein Erkennungszeichen stets eines dieser grellen, kitschhellgrünen Kurzarmhemden, die man angeblich nur bei einem Baumwollbesticker namens Clyde Priscillo in Des Moines, Iowa, erhält. Ich bin nie in Des Moines gewesen. Aber ich weiss, dass das kommerzielle Angebot dieser Stadt nur grossen, grossen Amerikanern vorbehalten ist. Wirklich bedeutende Intellektuelle vom Schlage eines DeLillo reisen mindestens zweimal jährlich wie der motivierte Vortrupp attraktiver, gutgelaunter Stierkämpfer eigens nach Des Moines; sowohl in den betreffenden Hotellobbys als auch im eigentlichen Einkaufsbezirk der Stadt zeigen sie sich dann in wirklich bestechender Form, strahlen, riechen nach Borotalcum, ihre Vacheron-Uhren verströmen am Handgelenk den Geruch jener metallurgisch aufgewürzten Säure, die einen augenblicklich an Amerikas bebende Hochkultur aus den sublimen, gepflegten neuenglischen Denktempeln von Long Island denken lässt. Ich liebe schwitzende, mächtige, übergrosse, gescheite amerikanische Literaten! Wenn sie vor einem, etwa am Ess- oder Küchentisch, sich die Zeilen eines späteren Buchtexts im Kopf drin vorformulieren, erinnern die mimischen Ausläufer ihrer Anstrengungen ans silberfarbene Geschehen in einem bestens oxidierten Gebirgsforellenbach. Der natürliche Kiemenschleim von Seiten der Forellen und – selbstverständlich – das herrliche Kühl des Bachs werden für einen in jeder Hinsicht abenteuerlichen, schwingenden, aber durchaus auch nachdenklichen, insgesamt vor allem eleganten Schreibstil sorgen, man spürt das und ist augenblicklich erregt. Don DeLillo hat 1975 – im sogenannten Sommerheft des famosen *New Yorker* – «das Kühl» zu seiner absoluten Lieblingsvokabel erklärt. Auf dieses so

sträflich selten verwendete deutsche Substantiv, bemerkte er im betreffenden Interview im Tonfall eines onirischen Silberfischs, reagiere er – «Bronx' verstohlenster Sedativumschlucker» – augenblicklich mit Schlaflosigkeit, er werde auf der Stelle krank vor Eifer, vor Arbeitssucht. Er beginne sich – überall – am Körper zu kratzen, seine während der Schreibversuche stets bläuliche Zunge suche wie jene des Idaho-Rinds in manischer Beharrlichkeit die Eingangspforten der Nase. «Nur dieses eine deutsche Wort, und ich fühle mich hochgepeitscht, an die Zimmerdecke geschwemmt. Meine Lebenspartnerin Gil, wahrlich eine überlegte Frau, hat deswegen einst die Feuerwehr alarmiert», gestand DeLillo im *New Yorker*. «Aber diese Idioten hatten eine Reifenpanne und kamen und kamen nicht. Ich offerierte Gil Grapefruits sowie Trockenfleisch aus Tiefencastel. Gil und ich lieben uns. Und wie wir uns lieben! Als Gil starb, schrieb ich im Kühl der Badewanne meines Backsteinhauses in Park Slope innert dreier Wochen «The Body Artist», um Gil wiederzuerwecken. Es ist mir gelungen, ich habe Gils Tod besiegt, nicht wahr?» – «Ja, verehrter Herr DeLillo, ja!», lautet meine späte, aber herzhaftere Antwort. «Der Tod ist seither besiegt! Auch in der Schweiz. Auch in Araschgen, beispielsweise, der krankhaft sensiblen Schwestergemeinde Passuggs. Sagen Sie dreimal «Passugg», Herr DeLillo! Passugg macht glücklich und sportlich. Aus Passugg kommt ein sterbendes schweizerisches Mineralwasser. Das Leben

Passuggs und Araschgens ist um Ihre absolut hinreissenden Buchseiten auf entscheidende Weise verlängert worden.» Da tritt, aus der Bäckerei Stgier, Tiefencastel, überraschend Joseph Ratzinger auf den Gehsteig und lächelt und überquert wie ein ultraleichter Mitarbeiter vom Seerettungsdienst die Strasse; Benedikt XVI. wird wohl das Postauto nach Chur nehmen? Und in Chur auf versponnene Weise nach Liechtenstein umsteigen?

Die legendären roten Schuhe des Papstes: Sie sind gar nicht rot! Obgleich ich immer wieder niese, verlässt mich mein Farbensinn nicht: Ratzinger trägt stahlfarbene Brylonstrümpfe und wasserblaue Sandaletten – jene mit den ungezählten Lederfensterlein, die der Pädagogische Dienst des Kantons Zürich in den sechziger Jahren allen kleinen Menschlein zur Einschulung gratis abgab. Der Zehenbereich war also gleich vom ersten Schultag an fabelhaft pilzfrei, wir waren frische, harmlose Engel, die über Hönggs und Altstettens Asphalt schwebten. Wir berührten – genauso wie dieser filigrane Papst in Tiefencastel! – die Strassen bloss unmerklich. Nur ist es nicht wahr, dass wir gleich auch noch geflogen wären, damals; Ratzingersandalen (wenigstens jene Modelle aus der bayrischen Manufaktur Mephisto) funktionierten ohne Düsenaggregat; sie waren aus psychischem Leder. Wenn wir Schülerlein damals weinten, weil ein Lehrer Leder eingesetzt hatte, kullerten uns nur Tränen, nicht Perlen über die Wangen. Was haben wir täglich geweint. Das Leben war doch ein Scheissgeschäft. Niemand da, der uns vor dem Kindertod bewahrte. In der Nacht träumte ich einmal von einem Drachen, der sich am Widumweg auf mich legte, um mich zu erdrücken. Der Traum endete mit einem grossen Loch im Kopf. Ich erwachte, stand auf, ass Flocken, schluckte tapfer zwei Kapseln Walfettöl und trug die Kopföffnung ins Schulhaus Imbisbühl.

«Wie ist das mit dem guten Leben, Herr DeLillo?»

«Werden Sie dick und schwer!», forderte mich der Amerikaner in Tiefencastel auf. «Schwitzen Sie wie ein Schwein! Lachen Sie ungemehmt! Beginnen Sie möglichst bald damit, Papst Benedikt zu gleichen, ebenso schwer zu werden wie Ratzinger. Fahren Sie mit dem Gewicht hoch! Dieselbe Fettverteilung, dieselben Hautwölbungen auf Höhe des Brustbeins. Darum legte ich vor zwanzig Jahren noch einmal fünfunddreissig Pfund zu, ich hatte eben



## WORTE ZUR SCHWEIZ

«Der Schweizer Schlitten ist wie ein altes Auto. Am Sonntag setzen sich bei schönem Wetter sämtliche Dorfbewohner, vom Grossmütterchen bis zum Lausbuben, mit gespannter Miene auf dieses Gefährt, eine Art erhöhter Pfannkuchen. Der Schlitten gleitet sofort los und erreicht binnen kürzester Zeit eine Geschwindigkeit, die mich überraschte. Um eine Kurve zu fahren, strecken die Leute ein Bein aus und stemmen den Fuss in den Schnee.»

Ernest Hemingway (1899–1961), amerikanischer Schriftsteller, der sich 1922 mehrere Monate in der «Pension de la forêt» in Chamby oberhalb von Montreux aufgehalten hatte.





### Wie ist das mit dem guten Leben?

die Herrlichkeit des Papstes gesehen! Ich blickte in den Toilettenspiegel und stand im Bann eines Geheimnisses. Und dann lachte und schwitzte ich und war so glücklich darüber, mich dem Ratzinger augenscheinlich anzugleichen, allmählich, huh – obgleich Joseph doch dünn und schmal wie ein alter Parkettschleifer war. Stellen Sie sich vor: diese unerhörten Unterschiede, die uns antreiben, die Fettverteilung, die menschliche Herrlichkeit – oh, sie

machen einen glücklich, bedingen diesen unseren brutalen Lebensseifer in New York...

Und reisen Sie vor allen Dingen nach Des Moines, verdammt! Clyde Priscillo, der alte Heiland, wird Sie schon am Flughafen mit Geschenken überhäufen. Clyde riecht nach langem Leben. Clyde trägt sein Haar blond, urblond. Er atmet wie ein Luchs. Er schielt. Wie intelligent er ist! Nur entkoppelte Provinz ge-

biert intelligente, schöne Monster. Für uns alle ist Clyde Priscillo schlicht der alte Heiland. Die *arrival hall* des Flughafens ist ein Bijou. Ich stürme jeweils auf Priscillo zu, sofort stecken wir die Köpfe zusammen und tuscheln wie Eiderenten vor der Nestwahl. Er besitzt zwei köstliche Brillen aus dem Panzer der Karettschildkröte. Des Moines ist himmlisch flach; von weitem schon erkennt man, zwischen zwei schmalen katholischen Kirchtürmen, Marie-Louise, Clydes Frau. Raumgreifenden Schritts scheint sie uns entgegenzustürmen, die bleiche Verfahrenstechnikerin. Mit Clyde Priscillo zusammen hat sie 1954 der verblüfften Öffentlichkeit ein Gerät zur Fleischtrocknung vorgeführt. Auch Clyde war überglücklich. 1962 dann ihre bahnbrechende Erfindung des Bündnerfleischs; Sie hören diese Erfolgsgeschichte aus Iowa vielleicht zum ersten Mal.

Und ein Letztes. Meiden Sie fortan Zurich», sagte Don DeLillo. «Is by no means this Greater Aerea. This is <zerschlissenes Kuchenblech>, wie sie in Iowa sagen! Vor Jahren lag ich hoch oben am nördlichen Blechrand von Zurich in weissem Bettzeug (dabei hatte ich doch hellgrünes gefordert!) und Leinenpyjama mit <Dolder Grand>-Emblem und fand über schrecklich viele Stunden keinen Schlaf. Ich dachte an den fehlenden Himmel hier und an Marie-Louise. Ich dachte an Coppélia, das Mädchen mit den Glasaugen; ein vifer, schlanker Bursche mit Strahlaugen und ziemlich ähnlich klingendem Namen hatte mich abends zuvor vor der versammelten landesweiten Journalistenclique unbeschreiblicherweise der Marter seiner moderatorischen Eloquenz ausgesetzt und, wenn auch erfolglos, zum amerikanischen Landeswunder Baseball auszufragen versucht. Hätte er nicht tun sollen, nein. Hätte er mich doch zum Bündnerfleisch ausgehört, zu Clydes Verfahrenstechnikerin! Zu den beiden katholischen Kirchtürmen neben Marie-Louise! Wenigstens zum herrlichen Kühl des *Lake Zurich*, in dem ich, bei Küsnacht, am Nachmittag ein Erfrischungsbad genommen hatte! Ich lag erschöpft auf dem kläglichen Bettweiss, lachte, obgleich ich verzweifelt war. Dann schrieb ich, gegen sieben Uhr morgens, schwitzend mein bisher einziges lyrisches Langgedicht, ein peinvolles Elaborat mit Namen <Coppélia, Kissing the Nights> über einen vifen, jungen Mann und Schreiber in der leeren Alten Welt, der zu viel wissen wollte.»

Ein vatikangelbes, busähnliches Gefährt näherte sich der Station AvaucLa und hielt auf unser Verlangen.

Dieter Zwicky, 59, studierter Theologe, lebt als Schriftsteller und Korrektor in Uster. 2016 erreichte er beim Wettbewerb um den Ingeborg-Bachmann-Preis in Klagenfurt den zweiten Platz. Dieses Jahr erhielt er von Bundesrat Alain Berset den Schweizer Literaturpreis. Zuletzt erschien von ihm die Erzählung «Hihi – Mein argentinischer Grossvater».

# Tour de Romandie

Die Westschweiz reduziert sich für viele Deutschschweizer auf Klischees. Die *Weltwoche* hat in jedem welschen Kanton eine interessante Persönlichkeit getroffen. Die Vielfalt auf engem Raum ist beeindruckend. *Eine Reportage von Philipp Gut und François Wavre (Bilder)*

Biegt man bei Oensingen von der Autobahn A1 Zürich–Bern ab, um durch die enge Klus von Balsthal in den Jura hochzufahren, passiert man bald die solothurnische Ortschaft Welschenrohr und danach die Sprachgrenze. Welschenrohr ist ein sinniger, wenn auch etymologisch anders hergeleiteter Name für den Übergang in eine ferne und doch so nahe Welt: Die französische Schweiz, das sticht auf dieser eher selten befahrenen Route hervor, liegt gleich um die Ecke.

Ich durchquere Moutier, die Gemeinde, die sich vor wenigen Wochen von Bern losgesagt hat und nun zum Kanton Jura wechselt, und nehme beim Kantonshauptort Delémont die Transjurane A16 in Richtung Porrentruy, deutsch Pruntrut, im Bezirk Ajoie. Im «Buffet de la Gare», im Bahnhofsbuffet, erwartet mich mein erster Gesprächspartner.

## François Lachat «Vater des Jura», Pruntrut

Schon von weitem streckt mir der grauhaarige Herr im offenen Hemd die Hand entgegen: «Bonjour, Monsieur Gut!» Er hat ein stolzes und zugleich vertrauenerweckendes Gesicht, aus seinen Augen blitzen Neugier und spitzbübischer Charme. Wir setzen uns an einen Tisch auf dem Bahnhofplatz, Fontänen schießen aus dem Boden wie in Bern vor dem Bundeshaus, nur kleiner. Die Reminiszenz an die Bundes- und Kantonshauptstadt steht in ironischem Kontrast zu diesem Mann, der mir da unter der Julimittagssonne gegenüber sitzt und Crevettenspiesschen mit Salat sowie mehrere Gläser Eistee bestellt. Man nennt ihn hier respektvoll «père du Jura», Vater des Jura. Immer wieder kommen Passanten für einen kleinen Schwatz. Tatsächlich verkörpert François Lachat eines der aufregendsten Kapitel der jüngeren politischen Geschichte der Schweiz: die Geburt des Jura, dieses Nachzüglers unter den Kantonen.

Lachat, Katholik, CVPLer, war schon als Student der Literatur und der Rechte im Mouvement universitaire jurassien tätig, er war Sekretär der Association pour

la Défense des Intérêts du Jura, dann Präsident des Gremiums, welches Mitte der 1970er Jahre «très rapide», sehr zügig, die Verfassung ausarbeitete, und schliesslich nach der Gründung des Kantons 1979 dessen erster Regierungspräsident. Sechzehn Jahre prägte er die jurassische Exekutive, so lange, wie es die Amtszeitbeschränkung zulies. Dann liess er sich in den Nationalrat wählen, wo er nochmals acht Jahre eine wichtige Rolle spielte, unter anderem als Präsident der aussenpolitischen Kommission. Nach sechzehn Jahren an den Schalthebeln der Macht im Jura erschien ihm der Parlamentsbetrieb «etwas langweilig».

Politisiert hat Lachat die Niederschlagung des Ungarnaufstands 1956 durch die Truppen des Warschauer Pakts unter Führung der Sowjetunion: «Ich begriff nicht, warum ein Volk für ein anderes Volk entscheiden soll», sagt er. Diese Frage habe sich dann «automa-

tisch» auch für den Jura gestellt. Von 1970 bis 1976 sass Lachat im Grossen Rat des Kantons Bern, dann trat er zurück: «Die Berner machten die Gesetze für sich, wir waren nicht Herr über unsere Angelegenheiten.» Doch Lachat will nicht nur Brücken abreißen: Im jurassischen Verfassungstext, betont er, sei die «coopérati-

---

**«Die Berner machten die Gesetze für sich, wir waren nicht Herr über unsere Angelegenheiten.»**

---

on», die Zusammenarbeit mit den übrigen Kantonen und dem Bund, grossgeschrieben. Es war auch ein bewusster Erziehungsakt für das eigene Volk: Das siegreiche Ringen um die Autonomie habe viele etwas aufgeblasen. «Ich wollte zeigen, dass es auch andernorts kluge und fähige Leute gibt.»

Und heute? Nach einer gewissen Baisse gehe es mit dem Jura wirtschaftlich, politisch und kulturell wieder aufwärts, so Lachat. Es gibt hier viele Zulieferer für die Uhrenindustrie, und wenn die grossen Marken in die Krise kämen, spüre man das schnell. Für Lachat, dieses leidenschaftliche *animal politique*, das auch mit 75 einen ansteckenden Tatendrang versprüht, sind die Jurassier fast «zu angepasst, zu normal» geworden. Die Mission ist für ihn nicht abgeschlossen. Nach dem Ja Moutiers zum Übertritt zum Jura am 18. Juni brach Lachat in Tränen aus. «Moutier est rentrée à la maison», sagt er, es sei nach Hause zurückgekehrt. Im September werden zwei weitere bernjurassische Gemeinden über den Wechsel zum Kanton Jura abstimmen. Wie weit soll das noch führen? Lachats Wunsch, wenn auch nicht seine Prognose, ist es, dass der ganze französischsprachige Teil von Bern die Seiten wechselt und so eine komplette «réunification», Wiedervereinigung, stattfindet.

In seinem alten Opel nimmt mich Lachat anschliessend mit auf eine kleine Rundfahrt durch Pruntrut. In den Gassen hängen Fahnen mit dem städtischen Wappen-



*Ringens um die Autonomie:* François Lachat.



«Wie Ferien das ganze Jahr»: Yasmina Assal.

tier, dem *sangler* (Wildschwein), weiter Flaggen des Bezirks Ajoie und des Kantons. «Sehen Sie, wie das Schloss dort oben dominiert?», fragt er. Es war Sitz der ehemaligen Herren, der Fürstbischöfe von Basel, jetzt Sitz der kantonalen Justiz. Vom Schlosshügel sieht man die besondere Lage der Region: Die Höhenzüge des Jura, grünwaldig über goldgelben Kornfeldern, liegen nicht etwa in Richtung Frankreich, sondern in Richtung Eidgenossenschaft. Es sei eine «Absurdität», zu meinen, die Leute im Pruntruter Zipfel tendierten zum nahen Nachbarn. Bern ist ihnen dann doch noch lieber als Paris. «Fahren Sie nicht zu schnell!», ruft mir Lachat hinterher, als ich mich nach drei Stunden hochunterhaltssamer Geschichts- und Gegenwarts- lektion von ihm verabschiedete. Es wartet ein

Rendezvous mit der schönsten Frau der Romandie.

#### **Yasmina Assal** **Miss Suisse romande 2017, Neuenburg**

Der rascheste Weg vom etwas entrückten Pruntrut nach Neuenburg führt über die A16 via Biel. Yasmina Assal hat für unser Treffen die Terrasse des Hotels «Beau Rivage» gewählt, weil dieses unmittelbar am Ufer des Neuenburgersees liegt. Sie liebe ihn über alles, erklärt sie bei unserem tea-time talk, der später in einen Apéro an der Hotelbar übergehen sollte, welche über zwanzig Sorten des sagenumwobenen Lokal- likörs Absinth führt. Halleluja.

Aufgewachsen ist Yasmina Assal in Le Locle und La Chaux-de-Fonds, oben in den Bergen,

«en haut», wie die Einheimischen sagen. Jetzt wohnt sie in der Kantonshauptstadt, «en bas». Hier zu leben, sei ein bisschen «wie Ferien das ganze Jahr». Sie arbeitet als Empfangsdame im Casino, oft bis drei oder vier Uhr nachts. Mitspielen ist den Angestellten untersagt, damit nicht der Verdacht auftaucht, das Spiel sei getürkt.

#### **Schüttelbecher der Natur**

Wer hat noch mal gesagt, angesichts einer weiblichen Schönheit solle man nicht reden, sondern die Schönheit für sich selber sprechen lassen? In Yasminas Adern fliesst neben Schweizer Blut auch italienisches, deutsches und marokkanisches. Sie ist der wandelnde Beweis dafür, dass der Schüttelbecher der Natur oft mit leichter Hand zu Höherem führt.

Die schönste Westschweizerin, vor zwei Jahren anlässlich der dreitägigen Fête des vendanges, des berühmten Winzerfests, bereits als schönste Neuenburgerin ausgezeichnet, ist im Sternchenrummel des Missengeschäfts sich selber geblieben. Sie stehe mit beiden Beinen auf dem Boden und hasse es, wenn die Leute die Nase hoch tragen, sagt sie. Sie vergöttere feines Essen und ein gutes Glas Wein. «Je suis très épicurienne», ein Genussmensch. Man glaubt es ihr gern und fragt sich insgeheim, ob eine Miss aus der Deutschschweiz auch so offen und unbeschwert wäre.

Über dem See ziehen von Yverdon-les-Bains her Gewitterwolken auf; wir rufen unseren Fotografen François und ziehen das Shooting vor – wo sonst, wenn nicht am Wasser? Auf einem eleganten Steg moderner Bauart, der schwankend in die Fluten hinausragt, posiert Yasmina in ihrem schwarzen Dress und ihren schwarzen High Heels. Sie bleibt locker und zu Spässen aufgelegt, auch wenn sie aufpassen muss, dass sich ihre Absätze nicht in den Spalten zwischen den Holzbohlen verfangen. Während der Wind um ihr glattes dunkles Haar streicht, amte ich als Kleiderständer, in der einen Hand ihren dunkelgelben Umhang, in der anderen die Stola mit der Aufschrift «Miss Suisse romande 2017».

Später am Abend, die Schöne hat sich längst zu einem auswärtigen Diner verabschiedet, kehre ich noch einmal auf den nun einsam liegenden Steg zurück. Der Wind über der weiten Wasserfläche bläst hart, die Wellen klatschen ans Ufer. Fühlt es sich nicht fast an wie an einem Meer? Riecht die Luft nicht nach Salz? Oder ist das die Wirkung des Absinths? «Ja kein Wasser trinken am nächsten Morgen!», hatte Yasmina gewarnt. Sonst komme der Rausch zurück. *On verra.*

#### **Alain de Raemy** **Weihbischof, Freiburg**

«Kennen Sie Freiburg?», steht in grossen Lettern und mit noch grösserem Fragezeichen auf einer Tafel an der Autobahn A12 von Bern nach Vevey. Ich nehme die Ausfahrt Freiburg Nord

und frage mich, was uns das sagen will. Würde jemand ein Plakat aufstellen, auf dem steht «Kennen Sie Zürich?» oder «Kennen Sie Genf?» Ist es der sympathische Slogan eines Underdogs? Oder deutet das Tastende, Tentative dieser Formulierung eher auf einen kollektiven Minderwertigkeitskomplex hin?

Alain de Raemy, dem ich diese Frage später auch stelle, winkt ab. «Dem Freiburger fehlt nichts, aber er weiss, dass die Stadt nicht bekannt ist.» Stolz seien die Freiburger durchaus, aber es sei ein bescheidenerer Stolz als etwa jener der Walliser. Hier hause ein Menschenschlag, der sich durch Anpassungsfähigkeit und Offenheit ausgezeichnet habe, bevor überhaupt Fremde aufgetaucht seien – bedingt durch die Zweisprachigkeit des Kantons, dieser Miniaturschweiz unter umgekehrten Vorzeichen (wer Deutsch spricht, ist in der Minderheit). Und bedingt auch dadurch, dass die Freiburger «fest auf einem Sockel der Traditionen stehen», wie es de Raemy ausdrückt. Neues sähen sie nicht als Problem, son-

## Jeder Ortsname ist trinkbar und eine Verheissung für den Weinfreund.

dern als Herausforderung und Chance. Ein Beispiel seien die grossen Firmen, die sich in den letzten Jahrzehnten im ländlich geprägten Kanton angesiedelt haben, so etwa eine Filiale von Michelin oder das imposante Nespresso-Zentrum in Romont.

### «Hast du Liebeskummer?»

Wir befinden uns an der Rue de Lausanne 86 in der Freiburger Altstadt, der Zentrale der Diözese Lausanne, Genf und Freiburg. Der Ort verrät viel über die besondere Geschichte des Katholizismus in der Romandie. Nach der Reformation in den 1530er Jahren hätten die welschen Protestanten den katholischen *compatriotes* die Kathedrale von Lausanne «weggenommen», erzählt Weihbischof de Raemy. Über viele Jahrhunderte gab es nicht einmal einen offiziellen Bischofssitz. Die meist adligen Bischöfe residierten in ihren privaten Palästen an unterschiedlichen Orten. Das hatte nicht nur mit der Politik zu tun, sondern auch mit der Rivalität der Katholiken untereinander. Die mächtigen Chorherren von Freiburg bildeten sich etwas ein auf ihre Unabhängigkeit von Lausanne, und auch Genf, das 1815 zur Eidgenossenschaft stiess, hatte seine eigene Kirchengeschichte. Nachgeben und dem anderen den Vorsitz überlassen wollte niemand. Das Bistum in seiner gegenwärtigen Form wurde erst 1924 geschaffen, mit der Erhebung der Freiburger Stiftskirche Sankt Nikolaus zur Kathedrale erhielt die Diözese ihre heutige Bezeichnung.

Alain de Raemy ist eine hohe, weltmännisch wirkende Figur. Er ist in Barcelona aufgewach-



## WORTE ZUR SCHWEIZ

«Die Schweiz ist ganz einfach ein grosser, klumpiger Felsen, über den eine dünne Grashaut gespannt ist.»

Mark Twain (1835–1910),  
US-amerikanischer Schriftsteller

sen, in einer «sehr säkularen, heidnischen Stadt mit starken antiklerikalen Tendenzen». Dort besuchte er die Schweizer Schule, zusammen mit vielen Kindern unterschiedlicher politischer und religiöser Herkunft – es war die Zeit des Diktators Francisco Franco, und die staatlichen spanischen Schulen waren streng konfessionell. De Raemys Vater beharrte darauf, dass die Familie jeden Sonntag zur Messe ging. Als er ins Gymnasium kam, schickte man ihn von Barcelona in die Stiftsschule von Engelberg, ein kleiner Kulturschock. Er wollte ursprünglich Architekt werden, merkte dann aber, dass ihm das Technische nicht so lag. Damals entdeckte er sein Interesse für philosophische und theologische Fragen, und bald war ihm klar, dass er Priester werden würde.

Seine Mutter sorgte sich ob dem Entscheid («Hast du Liebeskummer?»), der fromme Vater freute sich. Später wurde de Raemy Kaplan der Päpstlichen Schweizergarde in Rom. Eine strenge, aber schöne Zeit sei es gewesen, geprägt von intensiver Seelsorge für die jungen Leute in einem Lebensalter, in dem sich vieles entschied: Beruf, Karriere, Familie. Er habe sich «wie im Ausnahmezustand eines Lagers gefühlt, das nicht eine Woche, sondern Jahre dauerte».

Freiburg mit seiner katholischen Universität und den vielen von Ordensbrüdern oder -schwestern geführten Kollegien war einst so



Von Barcelona nach Engelberg: Alain de Raemy.

etwas wie das Rom der Schweiz, das geistige Zentrum der hiesigen Katholiken. Was ist davon geblieben? Diese Bedeutung habe schon nachgelassen, sagt de Raemy. Man merke es an den jährlich schwindenden Kirchenkollekten für die Uni und auch daran, dass die Theologische Fakultät weniger Studenten anziehe als früher, etwa aus dem frankofonen Afrika. Der Priestermangel führe zu gewissen Problemen: Eine Pfarrei umfasse oft mehrere Gemeinden, mit der Folge, dass «aus Pfarrern Manager und Personalchefs mit grossen Teams» würden, was nicht jedem gegeben sei. Manche vermissten den Kontakt zur Bevölkerung.

Vielleicht könne die Kirche ja etwas von der Freiburger Bevölkerung und dem Kantonswappen lernen: Es sehe auf den ersten Blick etwas langweilig aus, als ob es «im Zeitalter des Schwarzweiss-Fernsehens stehengeblieben» sei, witzelt der Weihbischof. Das täusche allerdings: Die Freiburger seien Meister darin, aus Dunklem Helles zu machen, sprich: mit allem, gerade auch mit Schwierigem, weiterzukommen. Die Landschaft tue dazu das ihre: Der höchste Freiburger Berg, der Moléson in den Voralpen, 2002 Meter über Meer, sei ja nicht so hoch, dass er den Horizont verschliesse. Er helfe eher dabei, «auf die andere Seite zu schauen».

## Louis-Philippe Bovard Erneuerer des Waadtländer Weins, Cully

Neben den interessanten, freundlichen Menschen mit ihrer eleganten Sprache faszinieren mich auf dieser Tour de Romandie immer wieder die auf engem Raum wechselnden Landschaften. Atemberaubend ist etwa die Aussicht, die sich mir bietet, als ich mein nächstes Etappenziel ansteuere, das Weinbau- und Fischerdorf Cully in der Waadt. Ich verlasse bei Chexbres die Autobahn A9, die eben noch durch Kuhweiden führte, und biege auf eine kleine Strasse mit dem sprechenden Namen Bellevue ein. Nach einer Rechtskurve öffnet sich der Blick auf die steilen Rebberge des Lavaux, den Genfersee und die französischen Alpen am jenseitigen Ufer. Das spektakuläre Panorama verleiht Glücksgefühle, wie man sie sonst vielleicht nur an der Amalfiküste oder an der Riviera bei Monaco empfinden mag.

Weiter geht es auf der Route de la Corniche, jeder Ortsname ist trinkbar und eine Verheissung für den Weinfreund: Hier biegt der Chemin du Dézaley ab, dort passiert man das Dorf Epresses, dessen Strassen teilweise so eng sind, dass die Autos jeweils nur in eine Richtung fahren können, geregelt durch eine Lichtsignalanlage.

Im Dorf Cully, direkt am See, neben einem Pärkchen mit einer uralten Platane, die in stolzer Erhabenheit ein Schild ihres Pflanzjahres, 1798, um den dicken Stamm trägt, liegt die Domaine Louis Bovard. Neben fünf anderen Produzenten in diesem Land darf sie sich «Ikone des Schweizer Weins» nennen, weil sie



Nie mehr als dreissig Meter vom Ufer entfernt: Louis-Philippe Bovard.

nicht nur exzellente Flaschen hervorbringt, sondern die Weinkultur einer ganzen Region prägt. Im Degustationsraum seiner Kellerei empfängt mich Louis-Philippe Bovard. Er führt das Familienunternehmen – wer kann das schon von sich sagen – in zehnter Generation. Die Inhaber, erzählt er, hätten stets den Namen Louis oder, wenn es eine Frau war, denjenigen einer Louise getragen. Die Vorfahren waren neben Winzern Fischer und Bootsführer, die Waren vom Simplon und vom Rhonetal nach Westen spedierten. Louis-Philippe Bovard folgte diesem Brauch, auch er fuhr einige Jahre lang täglich als Berufsfischer auf den See hinaus. Das Wasser ist neben dem Wein sein Lebenselement. Er habe «nie mehr als dreissig Meter» vom Ufer entfernt gelebt.

Das Gut übernahm Bovard relativ spät, mit 49. Er hatte Jura und Wirtschaft studiert und war unter anderem Direktor des Comptoir Suisse in Lausanne. Weil er zwanzig Berufsjahre lang etwas anderes gemacht habe als Weinbau, habe er den «Druck der Tradition» etwas weniger gespürt und sich neu orientieren können. Er sei ein Outsider, der immer versucht habe, es anders und besser zu machen. Das ist ihm gelungen: Er pflanzte neue Rebsorten an, ein kleines Sakrileg in einem Gebiet, in dem der Chasselas die absolute Herrschaft beanspruchte Sauvignon blanc zum Beispiel – oder beim Roten Merlot und Syrah.

Von einer anderen Innovation zeugt die Karte, die hinter Bovard an der Wand hängt. In Zusammenarbeit mit der ETH Lausanne liess er das

ganze Lavaux-Gebiet wissenschaftlich untersuchen, beispielsweise das Mikroklima, das sich von Parzelle zu Parzelle unterscheidet. Solche Klimastudien würden helfen, die Qualität des Weins zu verbessern. Heute liefern mehrere Satelliten täglich die aktuellen Temperaturdaten. Mit über achtzig hat der Pionier «viele neue Ideen» im Kopf: «Man muss neugierig bleiben! So überlebt man.» Er tüftelt mit den Ingenieuren an einem System, das den Wasserkonsum der Rebstöcke untersucht, und von dem er hofft, dass es Aufschluss über die ideale Bewässerung gibt. Er verhilft alten, fast vergessenen Rebsorten zu einem Comeback und will den Chasselas, der einst in der Überproduktion gleichsam versoffen ist, zu einer «Edelmarke» trimmen.

#### «Sieh, wo du hier bist»

Der Weinbau ist im Waadtland nicht nur Lifestyle, er ist Wirtschaftsfaktor. Im Lavaux gibt es rund 200 Winzerfamilien. Im ganzen Kanton beträgt die Anbaufläche 3800 Hektaren, die Winzer erzielen einen Umsatz von 400 bis 500 Millionen Franken. Besonders zur Erntezeit sei der Bedarf an ausländischen Arbeitskräften gross, berichtet Bovard. Wenn einer seiner Leute einmal nicht zufrieden sei, nehme er ihn zur Seite und lenke seinen Blick auf die Schönheit der Landschaft: «Sieh, wo du hier bist.» Den Gast aus der Deutschschweiz braucht er nicht zu überzeugen. Mit einem Glas «Médinette», seinem Grand-Cru-Spitzen-Dézaley, stossen wir an. *Vive le Pays de Vaud!*

#### Albane Schlechten Herrin über das Nachtleben, Genf

Auf dem Autobahnabschnitt von Lausanne nach Genf muss man vorsichtig sein, im gefühlten Abstand von einem Kilometer steht ein feindselig dreinblickender Blechpolizist nach dem anderen. Ich bin im «Café du Grütli» (Rütli) im Genfer Universitätsviertel auf der linken Rhoneseite verabredet. Das Lokal ist für einen Nachmittag unter der Woche belebt, die Kundschaft gemischt. Am Nachbartisch spielt ein farbiges Kind, man begegnet Studenten, Familien, Senioren. Das «Grütli» ist nicht nur Gaststätte, sondern auch Theater, Kino, Tanzstudio. Ich treffe hier Albane Schlechten. Die junge Politologin sitzt seit 2015 für den Parti socialiste im Genfer Stadtparlament, vor allem aber ist sie so etwas wie die Herrin des welschen Nachtlebens und eine intime Kennerin der Jugend- und Alternativkultur. Sie ist Koordinatorin für die Romandie bei Petzi, dem Dachverband der Schweizer Musikklubs und Festivals.

Angefangen hatte sie vor zehn Jahren bei «L'Usine», einer Kultstätte in Genf. Das Kulturzentrum im Quartier Jonction, untergebracht in einem ehemaligen Goldschmelzwerk, sei vergleichbar mit der Berner Reithalle, erklärt Schlechten. Es vereinigt achtzehn verschiedene Organisationen und ist vor allem am Wochenende ein Magnet für die Jungen. >>>

Später gründete Schlechten den Musikklub «La Gravière», der Platz für 400 Leute bietet. Auch er ist in einem alten Industriegebäude einquartiert: in einem Parfümlager in einer stillgelegten Chemiefabrik. Manchmal rieche man das noch ein bisschen, scherzt die sympathische Aschblonde. Der Klub funktioniert nach dem Modell der «subvention en mur»: Das Gebäude gehört dem Staat, die Betreiber müssen keine Miete bezahlen.

Ihr Einstieg in die Politik, berichtet Schlechten, habe mit ihrem Engagement für die Musik- und Kulturszene zu tun gehabt. Ein neues Gesetz brachte eine Flut an Regulierungen und Vorschriften, einige Lokale hätten deswegen schliessen müssen. Die Jungpolitikerin setzte sich mit anderen für eine Revision der bürokratischen Vorgaben ein, mit Erfolg. Die unsinnigsten Regelungen seien gestrichen worden.

Stimmt es, was Liebhaber in der Deutschschweiz munkeln, dass nämlich Nachtvögel in der Romandie und besonders am Arc lémanique, am Genferseebogen, ein grandioses Reservoir haben? Albane Schlechten nickt und zeigt eine Grafik, die dies belegt. Die höchste Konzentration von Klubs und Festivals in der Schweiz findet sich hier; Zürich, Basel, Bern folgen auf den Rängen. Als Mekka für Nachtschwärmer gilt Lausanne. Die grössten Festivals der Region mit internationaler Ausstrahlung sind das Paléo Festival Nyon und das Jazz Festival Montreux, die traditionell im Juli stattfinden.

### Harte Revierkämpfe

Weniger bekannt sind diesseits der Saane etwa das Festival de la Cité de Lausanne in den Strassen und auf den Plätzen der Stadt («Gutes Programm»). Zu den Favoriten der Insiderin gehört das Genfer Festival Antigal, das jeweils im Winter an unkonventionellen Orten, beispielsweise in einem Schwimmbad, inszeniert wird. Für Liebhaber elektronischer Musik empfiehlt sie das Electron Festival, Genf, oder das Superette in Neuenburg. Zur Qualitätssteigerung des Musiklebens trage der Wettbewerb zwischen den Genfersee-Kapitalen Lausanne und Genf bei: «Beide denken, sie seien besser.» In der zwar sehr internationalen, aber doch überschaubaren Rhonestadt finde zwischen unterschiedlichen Szenen geradezu eine «bataille du territoire», ein Revierkampf, statt. Das sei überhaupt typisch für Genf, hier trafen die Gegensätze härter und unversöhnlicher aufeinander als in anderen Landesteilen; die Suche nach Kompromissen gestalte sich schwieriger, nicht zuletzt in der Politik.

Während draussen ein Platzregen niederprasselt, bitte ich Schlechten um einen letzten Tipp: Welche welschen Bands, die bei uns noch zu entdecken sind, empfiehlt sie dem Deutschschweizer Publikum? Voilà: erstens Impure Wilhelmina («mächtig, neugierig, kreativ»), zweitens das Orchestre Tout Puissant Marcel Duchamp («übersinnlich, erfinderisch, ein fröhliches



### WORTE ZUR SCHWEIZ

«Herrgott, ist es schön, Schweizer zu sein.»

Philipp Etter (1891–1977), Schweizer Bundespräsident, anlässlich der Eröffnung der Landesausstellung 1939 in Zürich

Chaos»), drittens Gipsy Sound System Orkestra («grosszügig, festlich, verbindend»).

### Grégoire Bordier Privatbankier, Genf

Bei Genf, der international bekanntesten Schweizer Stadt, weichen wir von unserer selbst-

verordneten Regel – ein Porträt pro Kanton – ab. Zwei Häuserblocks vom «Café du Grütli» entfernt liegt an der Rue de Hollande eine Genfer Institution, seit über 170 Jahren: die 1844 als Kommanditgesellschaft gegründete Privatbank Bordier & Cie. Ich werde in den zweiten Stock in ein Sitzungszimmer geleitet und bestaune die Architektur gewordene Dezenz des Hauses: Die klaren kubischen Formen und perfekt abgestimmten dunklen Farbtöne erwecken den Eindruck, als ob man sich im Innern einer Schatulle bewege. Im Gebäude sind mehrere Bücher aus der Firmengeschichte ausgestellt, mit kleineren und grösseren Ein- und Auszahlungen, hinter denen sich Glück und Unglück, glänzende Erfolge, krachende Niederlagen und existenzvernichtende Abstürze verbergen. Hier kreuzen



Grandioses Reservoir für Nachtvögel: Albane Schlechten.

sich die Schicksale einer halben Stadt, male ich mir aus.

Grégoire Bordier, dunkler Anzug, gestreiftes Hemd, blaue Krawatte, leitet die Geschicke der Bank mit einem Bruder und einem Partner. Sein Curriculum Vitae sei «très court», sehr kurz. Nach dem Studium und einem MBA in New York arbeitete er für die Credit Suisse in London und an der Wall Street im Investmentbanking. 1997 trat er in das Familienunternehmen ein, in dem meist mehrere Bordiers vertreten waren.

In Französisch mit einigen unwillkürlichen englischen Einsprengeln erläutert Bordier am Beispiel seines Hauses, wie die Privatbanken funktionieren, die den Ruf des Genfer Finanzplatzes um den Globus getragen haben. Bordier & Cie ist als einfache Gesellschaft organisiert, Aktionäre gibt es keine. «Es zählt nur das Produkt der Arbeit.» Für die Gesellschafter gilt die *responsabilité illimitée*, sie haften mit ihrem persönlichen Vermögen in unbeschränkter Höhe. Dies führe dazu, dass die Interessen von Kunde und Bankier deckungsgleich seien, was bei börsenkotierten Unternehmen nicht immer der Fall sei: Was besser ist für die Analysten, kann für die Kunden unter

Umständen schlechter sein. Weil sie ihre Zahlen nicht veröffentlichen müssten, könnten sie eine sehr langfristige Perspektive verfolgen. Anders etwa als bei einer Goldman Sachs könnten sich die Teilhaber nicht bereichern, indem sie Aktienpakete verkauften. Eine weitere Besonderheit, die Stabilität und Kontinuität fördert, sei, dass der Hauptgewinn nicht an die aktiven, sondern an die ehemaligen *associés* gehe. Dies wirke wie eine Barriere gegen allfällige Verkaufsabsichten. Die Verantwortung, das Unternehmen für die neue Generation zu erhalten, wiege schwer, so Bordier, sie sei aber auch Ansporn, hart zu arbeiten.

### Bremssende Vorschriften

Den Schweizer Bankenplatz generell hält er weiterhin für sehr konkurrenzfähig, allerdings wirkten die zahlreichen Vorschriften bremsend. In einer überregulierten Branche, gehe niemand mehr ein Risiko ein, dies sei weder im Sinn des Kunden noch der Banken noch der Allgemeinheit. Bordier & Cie führt, um kompetitiv zu bleiben, strategische Stützpunkte in Paris, London, Montevideo und Singapur. Zwar verfolge die Bank die Politik, «bewusst klein» zu sein, doch die Bedürfnisse der internationalen Kundschaft erforderten dies, sagt Grégoire Bordier. «Es ist



«Es zählt nur das Produkt der Arbeit»: Grégoire Bordier.



«Klage nicht über andere, mache es selbst»: Anne-Laure Couchepin Vouilloz.

ein kleiner Stein, den wir der grossen Mauer hinzufügen.» Dieser Mauer, die seit 1844 steht.

### Anne-Laure Couchepin Vouilloz Stadtpräsidentin, Martigny

Um die letzte Station meiner Reise zu erreichen, fahre ich am Genfersee entlang zurück und das Rhonetal hinauf bis nach Martigny im Unterwallis. Auffällig nach der lieblichen Seelandschaft die Kahlheit und Schroffheit der Berge. Als ich aus dem Wagen steige, bläst mir ein forscher Wind ins Gesicht. Man begreift instinktiv, dass diese Natur die Menschen hier anders formt und fordert als drunten der Paradiesgürtel zwischen Montreux und Genf.

Meine Gastgeberin empfängt mich im *hôtel de ville*, dem mächtigen Stadthaus. Anne-Laure Couchepin Vouilloz (FDP) ist seit Anfang Jahr Stadtpräsidentin von Martigny, ein Amt, das einst ihr Vater, alt Bundesrat Pascal Couchepin, innehatte. Wir sitzen im Sitzungszimmer des Stadtrats, sie im Präsidentenstuhl, der mit rotem Leder überzogen und etwas höher ist als die übrigen Stühle am ausladenden Tisch. Martigny ist eine Festung der *Libéraux-Radicaux* (PLR), wie die Freisinnigen in der Romandie heissen. Nie stellte eine andere Partei den Stadtpräsidenten, die PLR haben

in der Regierung die absolute Mehrheit. Allerdings ist der Wahlsieg von Couchepin Vouilloz mehr wert als der ihrer Vorgänger: Sie ist nicht nur die erste Frau in einem solchen Amt im Unterwallis, sie musste erstmals in der Geschichte von Martigny gegen einen Herausforderer kämpfen (einen von der CVP). Die SVP ist nicht einmal mehr im Parlament vertreten.

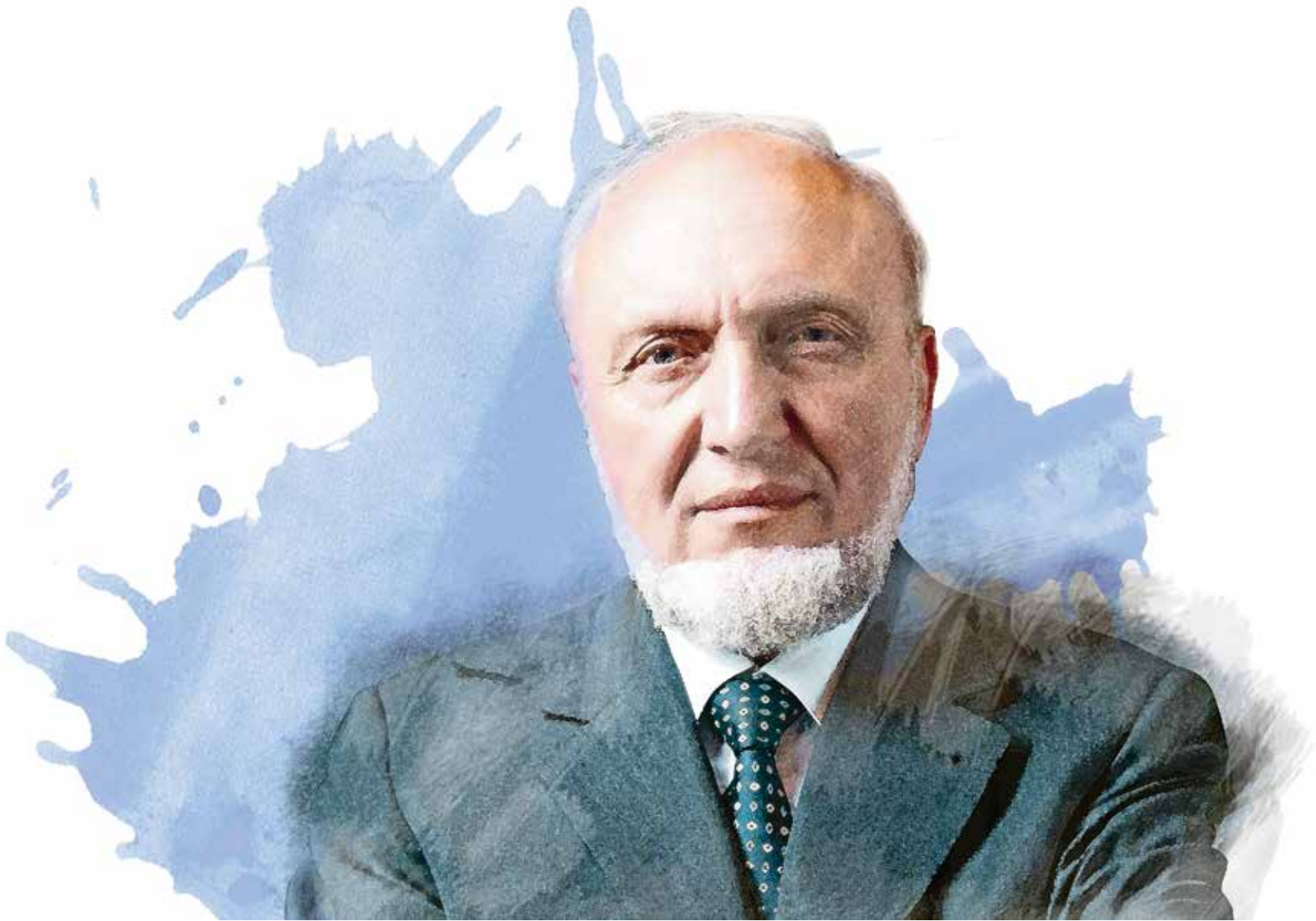
Die Stadt habe bald 18000 Einwohner, erzählt die Präsidentin, sie sei stark gewachsen in letzter Zeit. Fast ein Drittel der Bewohner sind Ausländer. Die schiere Grösse sei allerdings kein erstrebenswertes Ziel, vielmehr bestehe das Risiko, dass der soziale Zusammenhalt leide, sagt Couchepin Vouilloz. Die Regierung unternehme viel, um die Verbindung der Leute untereinander zu stärken. So dürften die Sportklubs beispielsweise die Infrastrukturen gratis benützen.

Als typisch für das Unterwallis gilt die traditionelle Rivalität zwischen Martigny, der zweitgrössten Stadt des Kantons, und Sitten. Ist dieser Eindruck richtig? Die Gegensätze seien in letzter Zeit etwas abgeflacht. In Sitten, das die Macht, auch die religiöse des Bischofs, repräsentierte, regiert seit einigen Jahren erstmals ein Parteikollege von Couchepin Vouilloz. Das mag

die Beziehungen etwas entspannt haben. Jedenfalls seien die früheren Differenzen einer «guten Dynamik ohne Konkurrenz» gewichen.

Selbstverständlich will ich auch wissen, wie man sich die Tischgespräche im Hause Couchepin vorstellen müsse. Die Politik sei natürlich Bestandteil der Diskussionen gewesen, nicht im Sinne der Parteipolitik, sondern eher themenorientiert. «Es hat mich immer interessiert, wie die Gesellschaft funktioniert», sagt die Stadtpräsidentin. Als Leitsatz habe sie mit auf den Weg bekommen: «Klage nicht über andere, mache es selbst.» Journalisten, die sie über ihren Vater ausfragen, antworte sie, sie müssten ihn interviewen. «Moi, c'est moi» («Ich bin ich»). Uns verrät sie über Pascal Couchepin: «Er ist ein exzellenter Grossvater.»

Kaum Kontakte bestünden zum deutschsprachigen Oberwallis. «Le Haut-Valais reste spécial», es bleibe etwas Eigenes und Sonderbares. Lieber orientierten sich die Unterwalliser zur Romandie hin. Nichts gegen die Oberwalliser, aber nach meiner faszinierend vielfältigen Tour durch die Westschweiz kann ich das verstehen. Kein Widerspruch dazu ist der Satz, den ich unterwegs erstaunlich oft vernommen habe: «La Romandie n'existe pas», das Welschland als eine Einheit gebe es nicht. ○



«Aus Verlegenheit zur Ökonomie gekommen»: Wirtschaftswissenschaftler Sinn.

## «Man will die Lasten lieber verstecken»

In Europa gibt es eine zunehmende Umverteilung auf Kosten Deutschlands. Doch Hans-Werner Sinn ist optimistisch: Wenn man die Mängel des Euro erkenne, könne man sie beheben. Die EU werde nicht auseinanderbrechen. *Von Beat Gygi und Florian Schwab*

Der 69-jährige Hans-Werner Sinn zählt zu den bekanntesten und profiliertesten Ökonomen in der Wissenschaft wie auch in wirtschaftspolitischen Debatten. Er legt wirtschaftliche Zusammenhänge so dar, dass ein breites Publikum begeistert zuhört, in Vortragssälen oder Seminarräumen. Geht es um den Euro, Griechenland, die Europäische Zentralbank, grüne Energie, Demografie oder Migration, erhält er mit seinen Beiträgen grosse Aufmerksamkeit. Früher war er eher im Zusammenhang mit der deutschen Wiedervereinigung, dem Steuersystem oder der Bankenregulierung in Erscheinung getreten. Er hat in seiner Karriere als Leiter des Ifo-Instituts und als Professor an der Universität München das internationale CESifo-Forschernetzwerk und das Forschungsinsti-

tut CES aufgebaut und geführt. Seit 2016, nach seiner Emeritierung in München, ist er ständiger Gastprofessor an der Universität Luzern.

**Herr Sinn, Sie haben in Ihrer langen Karriere viel erlebt. Was hat die Ökonomie der Gesellschaft Ihrer Ansicht nach gebracht?**

Die Ökonomie hat der Gesellschaft Effizienz und Stabilität gebracht. Denken Sie einmal an Deutschland. Da haben die ersten Ökonomen seinerzeit die bismarckschen Sozialgesetze vorbereitet. Sie wurden als Kathedersozialisten beschimpft, aber sie haben es dadurch ermöglicht, die sozialistische Revolution in Deutschland zu verhindern. Die sozialstaatlichen Grundeinrichtungen wie Rentenversicherung, Krankenversicherung, Unfallversicherung

und später auch die Arbeitslosenversicherung sind heute Selbstverständlichkeiten in praktisch allen Ländern und haben sich als sinnvolles Korrektiv der reinen Marktwirtschaft herausgestellt.

**Sozialsysteme werden aber auch zur Belastung.**

Ja, viele Länder übertreiben es, das ist die Kehrseite, aber kaum jemand würde heute sagen, dass wir keine staatliche Rentenversicherung und keine Arbeitslosenversicherung brauchen. Und denken Sie an den Wiederaufbau der Marktwirtschaft in Deutschland. In der Nachkriegszeit waren Ökonomen in Deutschland sehr wichtig, um den Kurs Ludwig Erhards zu begründen. Erhard war ja selber ein Ökonom der Marktwirtschaft, die Freiheit von Preisregulierung



gen war sein Erfolgsmodell. Oder nehmen Sie die schröderschen Reformen, an der Ökonomen mitgewirkt haben. Ökonomen haben viele Entwicklungen massgeblich geprägt.

#### War für Sie Ökonomie von Anfang an das Wunschfach?

Als junger Abiturient wollte ich eigentlich Biologie studieren. Dann sah ich, dass das wohl zum Beruf des Biologielehrers

#### «Wir haben seit der Finanzkrise eine Bewegung zurück zu mehr Staat.»

führen würde; das wollte ich aber nicht werden und bin dann mehr oder weniger aus Verlegenheit zur Ökonomie gekommen. Das war damals die 68er Zeit, es gab viele politische Diskussionen, es war spannend. Ausserdem dachte ich: «Ökonomie hat mit Geld zu tun, Geld muss man ja irgendwie verdienen, so schlecht kann das also nicht sein.» Und ich habe es nie bereut. Das Fach hat mich fasziniert, gleich von Anfang an, und diese Faszination hat sich über fünfzig Jahre erhalten. Vor genau fünfzig Jahren fing ich an zu studieren.

#### Was war das Faszinierendste für Sie?

Vor allem als es um die Funktionsweise von Märkten ging, als man das erste Mal begriffen hat, dass Märkte effizient sein können, dass es so etwas gibt wie eine Ordnung, die dezentral, aus der scheinbaren Anarchie resultiert, was zunächst ja überhaupt nicht naheliegend erscheint. Später war es die Finanzwissenschaft als Lehre von der Grenzlinie zwischen staatlicher und privater Aktivität, auch die Frage: Welche Güter und Aufgaben gibt es überhaupt? Was können Private machen, und was kann nur der Staat machen? Wo genau liegt die Grenzlinie?

#### An dieser Grenzlinie wird ja hin- und hergezerrt.

Immer wieder. Wir haben seit der Finanzkrise eine Bewegung zurück zu mehr Staat. Unter Reagan und Thatcher hatte es eine Deregulierungswelle gegeben, die neoklassische Theorie der Ökonomie war damals politisch sehr populär geworden. Aber jetzt sehen wir ein Erstarken des Keynesianismus. Es ist erstaunlich, dass nicht nur die Linken dafür sind – die sind immer für staatliche Interventionen –, sondern dass jetzt auch die Vertreter der Kapitalmärkte es so richtig toll finden, wenn ihre Portefeuilles durch eine staatliche Geldschwemme gerettet werden. Da ist eine für mich fast unheimliche Koalition zwischen den Linken und beispielsweise der City of London entstanden.

#### Ist denn heute der ordnungspolitische Kompass verstellt?

Der Staat setzt die Spielregeln, aber er muss sie richtig setzen. Früher stand diese Systemdiskussion noch im Vordergrund, da gab es ja den Kommunismus noch und im Westen die Marktwirtschaft. Die Systeme miteinander zu vergleichen und zu sehen, was funktioniert und was nicht funktioniert, war sehr spannend. Manchmal mache ich mir einen Spass mit der Vorstellung, man hätte eine kleine Region mit einem echten Kommunismus als Anschauungsbeispiel für die Studenten erhalten, damit sie begreifen, warum solch ein System nicht funktioniert. Aber die Wirklichkeit ist leider so, dass viele Leute heute manche sozialistischen Gedanken wieder gut finden.

#### Stimmen denn die Spielregeln noch, wenn die Staatsschulden derart in die Höhe schnellen können? Ist die Demokratie überhaupt stark genug, um die Politik zu kontrollieren?

Tatsächlich neigen viele Staaten zu sehr zur Verschuldung, weil die Staaten heute Geschenke zu Lasten von Bürgern verteilen können, die noch gar nicht mitstimmen können, nämlich zu Lasten zukünftiger Generationen. Nun kann man sagen: Die zukünftigen Generationen sind ja die Kinder der heute Wahlberechtigten – wieso sollte man also befürchten, dass sie im Übermass belastet werden? Aber nicht alle Leute haben Kinder, die Verbindung von der Gegenwart in die Zukunft ist nicht so klar. Könnten in der Demokratie Eltern auch die Stimmen ihrer Kinder geltend machen, wäre die Verschuldung sicher geringer.

#### Wer verschuldet ist, fürchtet ja Zinserhöhungen. Wenn nun die US-Notenbank – das Fed – Zinsschritte nach oben macht – was erwarten Sie für Europa?

Käme es in Europa zu Zinssteigerungen, gerieten die verschuldeten Länder Südeuropas in enorme Schwierigkeiten, denn sie alle haben sich auf niedrige Zinsen eingestellt. Vor allem Italien, Spanien und Griechenland wären stark betroffen. Sollten hingegen die Europäer weiteren amerikanischen Zinsschritten nicht folgen, käme es zu einer erneuten Euro-Abwertung. Die Folge wäre ein Inflationsschub, so dass die Europäische Zentralbank (EZB) mit ihrer Politik der Null- und Negativzinsen in Erklärungsnöte käme, da sie ja eigentlich Preisstabilität anpeilen sollte.

#### Welche Ziele verfolgt die EZB genau?

Sie verfolgt eine Mischung aus dem Auftrag des Maastrichter Vertrags, die Preise stabil zu halten, und aus dem selbstgesetzten Ziel, die Schuldenstaaten Südeuropas zu retten. Damit liegt die EZB aber ausserhalb ihres Mandats. Sie darf nicht Staatenrettung betreiben, sie darf auch keine Kapitallenkung betreiben, und sie weicht stark vom Ziel der



#### WORTE ZUR SCHWEIZ

«Als Schweizer geboren zu werden, ist ein grosses Glück. Es ist auch schön, als Schweizer zu sterben. Aber was tut man dazwischen?»

Alexander Roda Roda (1872-1945), österreichischer Schriftsteller

blösen Preisstabilisierung ab. Sie will sich bei diesem Thema so verhalten wie die US-Notenbank Fed, obwohl sie ein ganz anderes Mandat hat.

#### Also Vorbild Amerika?

Im Grunde geht die EZB noch viel weiter. Mit dem sogenannten SMP-Kaufprogramm hat sie die nationalen Notenbanken gezwungen, von den Krisenländern Staatspapiere im Umfang von über 220 Milliarden Euro zu erwerben, und dann im Zuge des OMT-Programms sogar noch versprochen, sie notfalls unbegrenzt zukaufen zu lassen. Ausserdem werden die Notenbanken des Euro-Systems im Zuge des QE-Programms bis Ende des Jahres für 1800 Milliarden Euro Staatspapiere gekauft haben. Das alles gibt es in Amerika nicht. Da kauft das Fed gar keine Papiere der Einzelstaaten, ähnlich wie die Schweizerische Nationalbank ja auch keine Obligationen der Kantone kauft.

#### Warum kann die EZB so leichtfüssig und ungestraft rote Linien überschreiten?

Man hat beim Festlegen der Entscheidungsregeln der EZB zu wenig Gewicht auf qualifizierte Mehrheiten gelegt. Die meisten Beschlüsse werden mit einfacher Mehrheit gefasst, und das in Gremien, in denen Malta das gleiche Stimmengewicht hat wie Deutschland. Es sollte mehr über Konsens entschieden werden. Es ist ein Unding, dass die Notenbank des grössten Euro-Landes,

#### «Der freie Personenverkehr ist ein Wert an sich, den würde ich nicht gerne opfern.»

die Bundesbank, die immerhin für einen Viertel der Verluste haftet, permanent überstimmt wird.

#### Tut die Bundesbank wirklich alles, was in ihrer Macht steht, um sich zu wehren?

Die Bundesbank beschränkt sich auf verbale Proteste, ohne dass sie von der Möglichkeit Gebrauch macht, sich an bestimmten Aktionen nicht zu beteiligen – was natürlich sofort enorme Turbulenzen zur Folge hätte. Eines Tages könnte sich aber die Frage stellen, ob die Bundesbank weiterhin einfach die Beschlüsse der Mehrheit des EZB-Rats ausführen soll, wenn offenkundige Rechtsverstösse begangen werden. >>>

Beim deutschen Bundesverfassungsgericht wurde schon mehrmals gegen Deutschlands Mitmachen beim Euro geklagt. Das Gericht sagte, es gebe eine Grenze, die sei aber noch nicht erreicht. Ginge die Schaffung eines Euro-Finanzminister-Posten nun zu weit?

Ein Euro-Finanzminister, der über eine Steuer- und Verschuldungshoheit verfügte, würde die Budgetrechte des Deutschen Bundestags einschränken. Und so etwas kann nicht beschlossen werden ohne eine Vertragsänderung, die aber der Bundestag nicht ratifizieren könnte, weil das Budgetrecht des Bundestags zu den Rechten mit Ewigkeitsgarantie gehört, dessen sich der Bundestag auch im Fall einer hundertprozentigen Zustimmung nicht entledigen kann. In dem Fall wäre also eine verfassungsgebende Versammlung oder ein Volksentscheid nötig, um letztlich eine Neugründung der Bundesrepublik Deutschland herbeizuführen.

**Wie sehen Sie das Risiko Italien, wenn die Schulden wieder zum Thema werden sollten?**

Laut dem IWF, dem Internationalen Währungsfonds, sind bei Italiens Banken 18 Prozent der entrichteten Kredite notleidend, also faul. Das sind 85 Prozent des Eigenkapitals der italienischen Banken insgesamt; das italienische Bankensystem ist extrem angeschlagen. Viele Banken sind nicht mehr solvent. Ähnliches gilt für Portugal, wo der Anteil der faulen Kredite noch höher ist als in Italien.

**Sollte es auf Biegen oder Brechen gehen – wäre eher ein Schuldenschnitt oder eher die Rettung durch die anderen Länder zu erwarten?**

Es geht tatsächlich um die Wahl zwischen Schuldenschnitt und Transferunion. Wenn die Schuldenstaaten sich übernommen haben, hilft letztlich nur ein Schuldenschnitt, oder aber man richtet eine Transferunion ein, um ihnen regelmässig Geld zuzuschieben. Die dritte Variante, die Verbesserung der Wettbewerbsfähigkeit durch Sparen, Niedrighalten der Kosten und damit der Inflationsraten, ist viel schwieriger zu erreichen.

**Was ist Ihre Prognose?**

Wahrscheinlich wird sich Deutschland einlassen auf eine Transferunion – auch um selber die eigentlich notwendigen Abschreibungen nicht vornehmen zu müssen. Der deutsche Staat ist ja durch die Rettungsaktionen des Jahres 2012 an die Stelle eines Teils der privaten Gläubiger Griechenlands getreten. Ein Schuldenschnitt zwänge ihn zur sofortigen Verbuchung des Verlusts, und das ist relevant für die Berechnung des Staatsdefizits, da käme der ganze Haushalt durcheinander.



Staatenrettung: EZB-Präsident Draghi (l.), Kanzlerin Merkel, Deutsche-Börse-Chef Francioni, 2015.

**Ein Schuldenschnitt würde Ehrlichkeit bedeuten.**

Ja, aber man will die Lasten lieber verstecken. Die Rückzahlung der Schulden verschiebt man auf den Sankt-Nimmerleins-Tag, und die Zinsen senkt man gegen null. Aus ökonomischer Sicht sind das natürlich auch Schuldenschnitte, auch wenn es buchhalterisch anders aussieht. Der Verlust für die Gläubiger ist in jedem Fall da.

**Das heisst, dass Deutschland letztlich die Hauptlast aufgebürdet wird?**

Ja, aber Deutschland wird das wohl nur so lange akzeptieren, wie die Konjunktur noch gut läuft. Das wissen die anderen auch. In dem Moment, da die Deutschen in eigene Probleme geraten – Wirtschaftsentwicklungen verlaufen nun mal in langen Wellen –, dürfte die Bevölkerung aufbegehren, dann wird es schwierig. Denken Sie nur an die in zehn bis fünfzehn Jahren anstehende Verrentung der Babyboomer-Generation, der Deutschland derzeit seine Stärke verdankt.

**Oft kommt aber das Argument, Deutschland profitiere so stark vom Euro, dass es als Gegenleistung füglich die anderen tragen könne.**

Das stimmt eben nicht. Das sind vordergründige Argumente. Man sagt, die Exportüberschüsse seien ein Zeichen der Gewinne Deutschlands, das ist Unsinn. Denn sie resultieren aus einer Unterbewertung des Euro, was eigentlich heisst, dass Deutschland für die Exporte zu wenig Importe zurückerhält. Zudem erhält es für die Überschüsse Schuldforderungen, die zur Hälfte aus blossen Buchforderungen der Bundesbank, sogenannten Target-Forderungen, bestehen und praktisch wertlos sind. In einem normalen Unternehmen wird eine

solche Forderung – ohne Fälligkeit mit einem Zins von null – mit einem Erinnerungswert von einem Euro in der Bilanz verbucht. Wenn die Bundesbank das auch so handhaben würde, dann wäre jetzt schon klar, dass die Hälfte der deutschen Exportüberschüsse nie bezahlt werden. Man kann ja wohl nicht behaupten, Deutschland profitiere, wenn es die Hälfte seiner Exportüberschüsse verschenkt. Über die Aussage, Exportüberschüsse würden einem Land helfen, haben sich schon Generationen von Ökonomen aufgeregt, aber man bringt das aus den Köpfen der Politiker nicht raus.

**Die Exportindustrie aber profitiert doch?**

Ja, natürlich. Zu Lasten der Konsumenten und Steuerzahler.

**Wie sehen Sie das Ergebnis der Währungsunion für Deutschland, grob zusammengefasst?**

Die Deutschen werden ihre Forderungen gegenüber dem Euro-System niemals ganz zurückerhalten, das waren zur Jahresmitte 861 Milliarden Euro. Ausserdem ist zu bedenken: Deutschland war bezüglich Pro-Kopf-Bruttoinlandsprodukt 1995, als am Gipfel von Madrid die Beteiligung am Euro beschlossen wurde, auf Platz zwei der jetzigen Euro-Länder hinter Luxemburg. Mit der Einführung des Euro fiel es in den ersten Jahren auf Platz acht zurück und hat sich wegen der vergleichsweise guten Entwicklung seit 2010 inzwischen wieder auf Platz sechs vorgerobbt. Wie man daraus schliessen kann, Deutschland sei ein Gewinner des Euro, ist mir schleierhaft.

**Kann die EU überleben?**

Ja, natürlich. Ich sehe nicht, wieso die EU auseinanderbrechen sollte, wenn die Fehler

des Euro korrigiert werden, ganz im Gegenteil. Die EU war für Europa ein Segen, der Euro nicht.

**Wie sehen Sie den freien Personenverkehr in der EU, wird dieser Ihrer Ansicht nach in den nächsten fünf bis zehn Jahren Bestand haben?**

Der freie Personenverkehr ist ein Wert an sich, den würde ich nicht gerne opfern, insofern bedaure ich die Brexit-Entscheidung. Aber wenn ein Land die Freizügigkeit nicht möchte, muss man das respektieren. Insofern soll man die Briten auch nicht abstrafen. Freihandel hilft gerade dann besonders viel, wenn die Menschen nicht wandern können. Was wir auf jeden Fall ändern sollten, ist das sogenannte Inklusionsprinzip, das war ja auch Camerons Ziel. Es sollte zum Beispiel eine Karenzfrist geben, bevor EU-Zuwanderer ins Sozialsystem eintreten können.

**Ist die Zuwanderung in den Sozialstaat denn verbreitet?**

Niemand wird bestreiten, dass die Zuwanderer wegen Einkommensdifferenzen nach Deutschland kommen. Sie vergleichen die Summe aus Lohnzahlungen und Sozialleistungen mit dem, was sie zu Hause kriegen. Ich habe vorgeschlagen, dass man bei EU-Migranten unterscheidet zwischen ererbten und erarbeiteten Sozialleistungen. Erarbeitete Leistungen sind an das Arbeitsverhältnis geknüpft. Man denke an die Rente oder die Arbeitslosenversicherung. Ererbte sind alle anderen: die soziale Grundsicherung, Kindergeld, alles, was nichts mit der Arbeitsleistung zu tun hat. Diese müssten eigentlich vom Heimatland bezahlt werden. Da ja jedes Land der EU ein Sozialstaat ist, fällt niemand durchs Raster.

**Die derzeitigen Inklusionsregeln fordern Gleichbehandlung aller EU-Einwohner.**

Es ist doch eine Gleichbehandlung, wenn jeder Bürger eines Staates gleich behandelt wird, egal, ob er im In- oder Ausland lebt. Wieso soll das der Gleichbehandlung widersprechen? Schweizern erzähle ich nichts Neues, sie haben ja das Prinzip der

Heimatgemeinde mit Fürsorgepflicht lange gehabt. Das wäre die richtige Regel für Europa. **Staatsfonds aus dem Nahen Osten und chinesische Investoren mit Staatshintergrund kaufen in Europa Firmen, ist das in Ordnung?**

Nein. Da muss man ganz vorsichtig sein, denn dahinter könnte eben auch ein strategisches Interesse liegen, sich Know-how anzueignen. Man müsste Sperrgrenzen einführen – dass beispielsweise nur eine Minderheitsbeteiligung käuflich ist. Die Firmen verkaufen ja nicht nur das, was ihnen gehört, sondern verkaufen das ganze Branchenwissen mit, also etwas, was ihnen gar nicht gehört. Da darf man nicht blauäugig sein. Das nationale Wissen muss man auch irgendwie schützen.

**Was ist nationales und was privates Wissen der Firmen?**

Alle Firmen der Branche kennen sich genau und wissen, wie bestimmte Dinge gemacht werden, sie schauen das einander ab, entwickeln Produktionsmethoden in der Branche. So wird das Know-how über die Art der Produktion zu einem kollektiven, Teil-öffentlichen Wissen. Wenn ein Management jetzt ausschert und die Firma verkauft, verkauft sie dieses öffentliche Wissen der Branche mit an die Ausländer. Das ist häufig kein Problem, doch bei Kuka in Deutschland sehe ich das zum Beispiel ganz anders. Dieses Unternehmen ist von grosser strategischer Bedeutung für Deutschland und Europa.

**Grenzen spielen also eine wichtige Rolle?**

Ja, weil Klugtüter im Spiel sind. Auch das Wissen kann solch ein Klugtüter sein. Grenzen haben den Sinn, Eigentumsrechte zu garantieren und zu respektieren und den Tausch zu ermöglichen. Eine Welt ohne Eigentumsrechte ist eine Welt der Anarchie, wo der Raub vorherrscht. Jürg Niehans, der grosse Schweizer Nationalökonom, hat einmal in einem Seminar in den siebziger Jahren gesagt, eine der grössten kulturellen Errungenschaften der Menschheit sei der Stacheldraht. Das hat uns Studenten natürlich aufgebracht, aber auch gezwungen, über die tiefe Weisheit, die er da im Auge hatte, nachzudenken.

**Sind Sie als Ökonom eigentlich optimistisch?**

Die Kategorisierung optimistisch/pessimistisch gefällt mir nicht. Ich bin im Prinzip ein optimistischer Mensch, der versucht, die Dinge, bei denen Verbesserungen nötig sind, an die Hand zu nehmen und in Ordnung zu bringen. Dazu gehört aber auch, dass man sieht, wo etwas nicht funktioniert. Ich muss ja zuerst einmal Fehler, auch in meinem persönlichen Umfeld, erkennen, um sie anschliessend korrigieren zu können.

## Taten statt Worte Nr. 102



### Wir haben alles für eine saubere Zukunft aufgegleist.

Gemeinsam mit unserer Tochterfirma railCare transportieren wir immer mehr Waren auch mit dem Zug statt nur mit dem Lastwagen – selbst bei kurzen Strecken. Das entlastet die Strassen und das Klima: 2016 konnten wir den CO<sub>2</sub>-Ausstoss um 8400 Tonnen reduzieren. Für unseren ökologischen Warentransport erhielten wir den Zurich Klimapreis sowie den Schweizer Umweltpreis.

[taten-statt-worte.ch](http://taten-statt-worte.ch)

### WORTE ZUR SCHWEIZ

«Die Arbeitsteilung, die es unter den Menschen gibt, gibt es auch unter den Nationen, von denen jede produziert, was sie am besten kann. Russland ist von Natur dazu bestimmt, Brot zu erzeugen, England und Belgien Stoffe und die Schweiz – Gouvernanten.»

Fürst Pjotr Kropotkin (1842-1921), russischer Anarchist und Schriftsteller

railCare

**coop**

Für mich und dich.

# «Das Problem liegt im Tempo»

Avaloq-Gründer Francisco Fernandez treibt seit zwanzig Jahren die Digitalisierung voran. Doch dem bevorstehenden Automatisierungsschub sieht er mit gemischten Gefühlen entgegen. Wie kann sich die Schweiz vorbereiten? *Von Florian Schwab*

Ein amerikanischer Traum made in Switzerland – so könnte man den Werdegang von Francisco Fernandez beschreiben. Als Sohn spanischer Einwanderer in der Schweiz geboren, studierte er an der ETH Informatik und gründete 1985 – direkt nach dem Studium – das IT-Unternehmen Avaloq, spezialisiert auf die Entwicklung von Bankensoftware. Heute beschäftigt die Firma über 2000 Mitarbeiter und gilt als Pionier der Automatisierung im Bankensektor – des Trends also, der in naher Zukunft zahlreiche Branchen auf den Kopf stellen könnte.

**Herr Fernandez, die Befürchtung ist in aller Munde: Automatisierung durch künstliche Intelligenz führe zu einem massiven Verlust an Arbeitsplätzen. Wie ernst ist die Lage?**

Künstliche Intelligenz ist in der Tat gewaltig auf dem Vormarsch, vor allem dank der heute verfügbaren Rechner- und Speicherleistung. Doch seit es die Menschheit gibt, gibt es Fortschritt. Als man das Automobil erfand, wurden Pferdepfleger, Hufschmiede et cetera massenhaft arbeitslos. Aber langfristig nahm die Zahl der neukreierten Stellen zu. Technologien wie Robotik, Spracherkennung, Chatbots, künstliche Intelligenz eliminieren massenweise Jobs. Aber sie kreieren auch unzählige neue.

**Also kein Problem?**

Das Problem liegt im Tempo, denn Fortschritt verläuft häufig exponentiell. Wenn plötzlich Massen von Jobs in einem Segment wegfallen, dann kann die Arbeitslosigkeit nicht sofort aufgefangen werden. Die Angst vor Jobverlust durch günstigere Arbeitskräfte oder Roboter kann im schlimmsten Fall zu gewaltigen sozialen Unruhen führen. Vorboten davon sind die Wahl von Donald Trump oder das, was vor kurzem in Hamburg passiert ist. Auch in der westlichen Welt gibt es Existenzängste, Unzufriedenheit und Orientierungslosigkeit.

**Häufig werden Parallelen zur Industrialisierung im 19. Jahrhundert gezogen. Die Massenarbeitslosigkeit war die Grundlage für den Marxismus und sozialistische Umstürze.**

Die Politik muss den Bürgern bei diesen Transformationen helfen. Wichtig ist aber auch die Geisteshaltung des Bürgers selber: Eine Jobgarantie fürs Leben, das gibt es nicht mehr. Heute muss ein Mensch bereit sein, im Verlaufe seines Lebens mehrere



«Den Bürgern helfen»: Avaloq-Chef Fernandez.

Jobs zu erlernen und auszuüben. Ein Beispiel: In den USA gibt es 8,5 Millionen *professional drivers*. Und wir wissen, dass schon heute fast alle renommierten Autofirmen wie Mercedes, BMW, Tesla und Nicht-Autofirmen wie Google oder Apple selbstfahrende Autos bauen, die sich ihren Weg auch durch ein städtisches Verkehrschaos bahnen können. Das bedeutet 8,5 Millionen potenziell arbeitslose Fahrer allein in den USA.

**Was ist zu tun?**

Man kann nicht jeden dieser Fahrer zu einem neuronalen Netzwerkprogrammierer um-

schulen. Im Wesentlichen müssen wir bei der Bildung und der Erziehung ansetzen. Wir müssen lernen, effizienter zu lernen, und das ein Leben lang. Erziehung muss ständige Bereitschaft zur Veränderung als einen Wert vermitteln. Die Schweiz ist heute im «Global Innovation Index» die Nummer eins und wird es hoffentlich bleiben.

**Wenn Sie die Schweizer Wirtschaft ansehen: Wie gut sind wir gewappnet?**

Gut, weil die Schweiz ein extrem hohes Bildungsniveau hat, nicht nur im akademischen Bereich. Die Schweiz ist eine Ur-Demokratie

– in so einer Kultur kann es jedermann wagen, den Status quo und die Obrigkeit in Frage zu stellen.

### Die wichtigen Trends im Internet gehen trotzdem vom Silicon Valley aus.

Wir haben eine gewaltige Innovationskraft. Google Maps basiert beispielsweise auf einer Schweizer Idee. Das Problem ist: Es fehlt uns eine Risikokultur. Man kann zwar schnell und pragmatisch ein Start-up gründen und bekommt das Startgeld aus dem Bekanntenkreis. Aber die zweite oder dritte Runde ist hier viel schwieriger als im Silicon Valley oder in London, zum Beispiel wenn es darum geht, zwei bis zehn Millionen zu bekommen. Das führt zu einem Exodus erfolgreicher Start-ups. Zudem haben wir in der Schweiz eine innovationsfeindliche Fehlerkultur. Wenn du hier als Unternehmer einen Fehler machst, wird der Zugang zu Kapital unter Umständen sehr schwierig. Das Gegenteil im Silicon Valley: «Wenn du nicht weisst, was Scheitern und Wiederaufstehen bedeutet, kannst du gar nicht Unternehmer sein.» Da sind wir schon etwas zu wenig weitsichtig, auch zu wenig risikobereit.

### Was müsste die Politik tun, um den Standort zu fördern?

Ein Anfang ist die Initiative «Digital Switzerland», mit einem Fonds von 500 Millionen Franken. Ich habe zwei Milliarden vorgeschlagen, um ein Zeichen zu setzen. Zudem hat sich der Staat finanziell nicht engagiert, sondern die private Wirtschaft zu Investitionen aufgerufen. Dafür brauchte es keine politische Initiative. Wenn Sie sehen, wie das im Silicon Valley, in Indien, in Singapur, in Irland und Grossbritannien läuft: Da macht der Staat grosse Commitments, auch finanziell. Wenn die Schweiz den digitalen Zug nicht verpassen soll, dann müssen wir auch einen Teil des Steuersubstrats investieren oder unternehmerische Tätigkeiten mit Steuererleichterungen mitfinanzieren.

### Und die Arbeitsgesetze liberalisieren?

Wir haben zwar im europäischen Kontext ein relativ liberales Arbeitsrecht, aber gerade für junge Unternehmen kann es sehr herausfordernd sein. In Start-ups in China, Indien, im Silicon Valley, in Berlin, London arbeitet man 70 bis 80 Stunden pro Woche. Wie sollen Start-ups in der Schweiz mit maximal 42,5 oder 50 Stunden inklusive Überzeit konkurrieren können? Unmöglich. Zudem zahlen Start-ups dünne Saläre aus. Um trotzdem an die benötigten Top-Talente zu kommen, machen sie ihre Angestellten zu Mit-Unternehmern. Statt 300 000 Franken gibt es dann vielleicht einen Lohn von 70 000 Franken plus Aktien des eigenen Unternehmens. Sobald das Unternehmen dann erfolgreich ist, meldet

sich der Fiskus in Sachen Steuern und Sozialabgaben auf diesen «Mitarbeiter-Aktien», ungeachtet der enormen unternehmerischen Risiken, die so ein Top-Talent eingegangen ist. Da müsste man, wenn man die Schweiz als Start-up-Standort attraktiv machen will, vieles verändern. Unternehmerische Tätigkeit muss sich lohnen.

### Sprechen wir über den Finanzplatz: Ihr Unternehmen ist 1991 gestartet als Entwickler von Bankensoftware. Wo steht Avaloq heute?

Wir haben zwanzig Jahre lang Software entwickelt und verkauft. Weltweit. In der grossen Finanzkrise 2008 haben Banken ihre IT-Budgets reduziert. Da kam unser klassisches Softwarelizenz-Verkaufsmodell unter Druck. Wir haben daraufhin unsere Strategie diversifiziert, sind einem Megatrend gefolgt und bieten heute «Software as a Service» [SaaS]. Und wir sind sogar noch einen Schritt weitergegangen: Wir haben unsere eigene Software genutzt, um eine Verarbeitungsplattform für Banken zu lancieren. Banken versuchen, ihre Kosten zu senken und ihre Effizienz zu erhöhen, indem sie mehr oder

### «Erziehung muss ständige Bereitschaft zur Veränderung als einen Wert vermitteln.»

weniger erfolgreich ganze Divisionen nach Indien verlagern. Wir erreichen das durch höchste Automationsraten und Effizienz im Einsatz der Software. Dadurch können wir in den hochentwickelten Finanzmärkten operieren, die typischerweise Hochlohnländer sind. Der Vorteil: Unsere Ingenieure sind hier viel näher an der Innovation, am jeweiligen Regulator und am Endkunden, so verstehen sie die Problemstellung sofort.

### Sergio Ermotti will eine einheitliche Informatikplattform für den Schweizer Bankenplatz unter dem Dach der Six.

Diese Diskussion ist zwanzig Jahre alt. Wir bei Avaloq reden nicht drüber, wir haben es gemacht: Unser Avaloq-Verarbeitungszentrum in der Schweiz arbeitet für 27 Banken.

### Das Bankenwesen wäre ja ein Paradebeispiel für Effizienz durch Automatisierung. Aber die administrativen Wasserköpfe sind kaum weniger umfangreich als vor zehn Jahren.

Die meisten wagen es nicht, grössere Schritte zu tun. Man versucht sich in Evolution statt Revolution. Die nötigen Veränderungen bedingen grosse, komplexe Projekte. In der Grossbankenstruktur ist es aber schwierig, solche Entscheidungen zu treffen. Zum Teil fehlt der Mut, zum Teil wirkt die Komplexität abschreckend. Und zum Teil fehlt schlicht das Geld, denn sehr oft sehe ich bei Grossbanken weltweit, dass das Verwalten des Status quo das ganze IT-Budget auffrisst. Wie der Harvard-Professor Clayton Christensen sagt,



## WORTE ZUR SCHWEIZ

«Kein Nachbar ist angenehmer als die Schweiz, für die es ein Grundsatz ist, ihr Eigentum zu schützen, nichts Fremdes zu erstreben und lieber zu nützen als zu schaden.»

Samuel von Pufendorf (1632–1694), deutscher Naturrechtsphilosoph

ist dabei Quartalsdenken nicht förderlich – «IRR-Kultur» [Internal Rate of Return] schadet der Innovation, genauso wie manche Incentive-Modelle.

### Wenn man mit Grossbankenvertretern spricht, hat man schon den Eindruck, es gehe etwas. Es gibt sogenannte Inkubatoren, die komplett ausserhalb der Linie operieren und der obersten Führung unterstellt sind, um innovative Ideen zu entwickeln.

Mittlerweile gibt es fast mehr solcher Inkubationsplattformen als Unternehmer. (Lacht) Ich wage zu behaupten, dass die Kultur von Grossbanken und grossen Instituten inkompatibel ist mit der Kultur eines Start-ups. Avaloq war gestern noch selber eines. Mit Geld allein ist es nicht getan. Innovation erfordert eine Vision, eine klare Strategie, die richtigen Prozesse, die nötigen Mittel und Anreize, die richtige Kultur und vor allem die richtigen Menschen.

### Wenn Sie die heutigen Top-Tech-Firmen aus dem Silicon Valley ansehen: Wo sehen Sie die interessantesten Dinge?

An vielen Orten Cloud-Technologie, künstliche Intelligenz, Spracherkennung, Robotics, Peer-to-Peer-Plattformen – diese Bereiche sind sehr spannend. Aber nicht nur im Silicon Valley. China darf man nicht aus den Augen verlieren. Alibaba hat 600 Millionen oder noch mehr Kunden – im Heimmarkt! Wenn ich hier im Schweizer Markt etwas mache, dann komme ich, bei hundert Prozent Marktanteil, gerade auf acht Millionen Konsumenten. Also müssen wir von Anfang an global denken. Denn wenn ich über die Schweizer Grenze hinausgehe, dann habe ich Europa nicht als eine Jurisdiktion, sondern 26 Jurisdiktionen.

### Also, der Binnenmarkt Europa funktioniert in dem Bereich nicht?

Im Finanzbereich nicht. Jedes Land in Europa hat hier ein anderes Regelwerk. Konkurrenten in den USA, Indien oder China haben den Vorteil, dass sie viel simpler bauen können: für einen gewaltig grossen Markt. In der Schweiz müssen wir von Anfang an mit Vielfalt umgehen, etwa mit verschiedenen Währungen, Rechtssystemen, Buchhaltungsstandards und Sprachen. Das macht es viel, viel komplexer. Aber gerade deshalb haben viele international erfolgreiche Bankensoftware-Systeme ihre Wurzeln in der Schweiz.

# «Ich bin eben ein bisschen böse»

Sie hätten beide als TV-Bachelorette nach Liebe suchen sollen, bevorzugten aber das Unternehmertum – in zwei der letzten Männerdomänen. Mit Innovation und viel Gespür für den Zeitgeist sind die Müll-Prinzessin Karin Bertschi und Fuhrhalterin Janina Martig erfolgreich im Geschäft. *Von Claudia Schumacher und Manuel Rickenbacher (Bild)*

Vor dem Interview werden die Fotos gemacht: Janina Martig, 34, ist mit dem LKW von Basel nach Hunzenschwil zum Recycling-Paradies von Karin Bertschi, 27, gefahren. Martig, die auch als Model arbeitet, posiert vor ihrem Lastwagen, während Bertschi entspannt auf der Kippe eines ihrer Müllfahrzeuge sitzt. Natürlich ist der Kontrast maximal: zwei zierliche junge Frauen und die harte, grobe Realität ihres Arbeitsalltags.

**Wenn Sie jemanden in einer Bar kennenlernen und der fragt, was Sie machen, was sagen Sie dann?**

**Bertschi:** Also ich sage eigentlich immer, ich sei in der Müllbranche tätig. Woraufhin die meisten erst mal vermuten, ich sei in der Verwaltung. Eine Frau in der Müllbranche überrascht ähnlich wie ein Mann, der in einem Kosmetikstudio arbeitet.

**Martig:** Wobei es von denen auch immer mehr gibt... Wenn mich jemand fragt, sage ich: «Transportbranche, eigene Spedition.» Hauptsächlich im nationalen Verkehr, wir verteilen Lebensmittel, Blumen, Pflanzen. Das ist mein Tagesgeschäft. Ich bin Mädchen für alles. Ich fahre selbst, betreue Kunden und kümmere mich um die Fahrpläne.

**Wie sieht ein typischer Arbeitstag aus?**

**Martig:** Bei mir ist jeder Tag anders. Ich arbeite nicht von 9 bis 17 Uhr und habe auch keine Fünftagewoche, sondern arbeite an allen Tagen. Eigentlich bin ich immer da. Neuerdings haben wir neben dem Büro in Basel auch noch eines in Wangen an der Aare. Mitunter bin ich morgens da oder dort und nachmittags am Fahren.

**Bertschi:** Bei mir gibt's auch keinen normalen Alltag. Es gibt fixe Termine, dann aber auch wieder spontane Aufgaben. Momentan bin ich vor allem für die Expansion zuständig. Wir eröffnen ein drittes Recycling-Paradies in Spreitenbach. Da ist man ziemlich absorbiert: Pläne ausarbeiten, Baueingabe tätigen, Verwaltung, Behörden und Anwohner treffen. Mein Fixpunkt: Unter der Woche um 7 Uhr findet die Morgensitzung mit der Familie statt, an der wir Tagesherausforderungen, Strategien und Probleme besprechen. Meine drei Geschwister leiten zusammen mit unseren Eltern das in dritter Generation geführte Familienunternehmen Bertschi Mulden- und Container-Transporte, also den Mutterkonzern der Recycling-Paradies AG.

**Hierarchisch gesehen, sind Sie die Chefin der Familie?**

**Bertschi:** Nein, wir trennen das: Meine Geschwister machen den Transport, und ich habe die Hauptverantwortung für die Recycling-Paradiese. Das sind auch zwei getrennte Unternehmen.

**In Ihrer beider Leben spielt der Vater eine wichtige Rolle.**

**Martig:** Mein Vater hatte ein Bauunternehmen. Er hat sehr jung angefangen, mit nur einem Lastwagen. Dann kam er vom Wallis nach Basel und hat dort einen Kipperbetrieb aufgebaut. Dadurch habe ich schon als Kind lieber mit Spielzeug-LKW als mit Barbies gespielt. Manchmal durfte ich mitfahren. So bin ich mit Diesel im Blut gross geworden. Mein Vater starb leider zu früh, als dass ich seinen Betrieb hätte übernehmen können. Aber dass es heute Janina Martig Logistics gibt, hat trotzdem mit ihm zu tun.

**«Der Beruf ist hier oft Leidenschaft, und die Damen fühlen sich dabei pudelwohl.»**

**Bertschi:** Bei mir war es der Grossvater, der anfangs, Lastwagen zu fahren. Mein Vater hat sein Transportunternehmen übernommen und ausgebaut. Mit Mulden und Containern wurden bei Privatpersonen und Firmen alle Arten von Gütern abgeholt: Abfall, Sperrgut, Kunststoffe, Eisen und Metalle. Aus dieser Dienstleistung heraus entstand die Idee, einen Recycling-Hof zu eröffnen. 1999 haben meine Eltern dann den ersten Hof in Reinach aufgebaut. Wegen grosser Beliebtheit kamen wir im Jahr 2009 langsam an die Kapazitätsgrenze. Als ich in dem Jahr vom Militärdienst nach Hause kam, boten mir meine Eltern an, das Projekt «Neue Sammelstelle» zu leiten. Mein Vater ist zwar ein grosses Vorbild, aber ich sehe mich nicht als Papas Mädchen. Nicht selten haben wir – was etwa Sammelstellengestaltung, Personalführung oder Besichtigungsangebote betrifft – andere Ansichten.

**Was machen Sie anders als Ihr Vater?**

**Bertschi:** Mir liegt zum Beispiel viel daran, dass es im Recycling-Paradies schön dekoriert ist, dass Blumen und auch Musik ein angenehmes Ambiente schaffen. Mein Vater orientiert sich mehr an den Zweckmässigkeiten: Für ihn reicht es, wenn Kunden mög-

lichst einfach entsorgen können. Allgemein bin ich wohl straffer organisiert und begegne auch dem Personal strenger. Während mein Vater jedermanns bester Freund war und auch noch ein Auge zudrückte, wenn einer zum fünften Mal verschlafen hatte, habe ich hohe Ansprüche an die Mitarbeitenden.

**Klingt nach Vertauschung der klassischen Gender-Rollen.**

**Bertschi:** Tja, ich bin eben ein bisschen böse – mein Vater dafür umso lieber!

**Frau Martig, Sie beschäftigen ausschliesslich Frauen im Fahrdienst – was ist der Hintergrund?**

**Martig:** Auf jeden Fall habe ich nichts gegen Männer, wir haben auch männliche Aushilfsfahrer. Frauen sind weder die schlechteren noch die besseren Fahrer. Mir kam die Idee einfach beim Schreiben des Businessplans. Die Vorstellung begeisterte mich, denn es war mal was anderes. Zuerst fürchtete ich, es sei nicht umsetzbar, da es kaum Fahrerinnen gibt. Aber dann bewarb sich schon bald die erste Dame. Und die zweite. Seit zwei Jahren schreiben wir auch über den Alltag der Fahrerinnen auf unserem Blog «Miles and Styles». Mit mehr als 200 000 Followern im Monat haben wir immer mehr Fans und bekommen tolle Bewerbungen von Frauen. Mittlerweile machen auch unsere Fahrerinnen die beste Werbung. Es kam schon vor, dass eine Fahrerin Landi belieferte und eine Verkäuferin dort so beeindruckt war, dass sie heute ebenfalls für uns fährt. Teils schlafen die Frauen die ganze Woche im LKW. Der Beruf ist hier oft Leidenschaft, und die Damen fühlen sich dabei pudelwohl.

**Sie arbeiten auch als Model. Ihr Berufsleben könnte nicht kontrastreicher sein.**

**Martig:** Das stimmt, es sind zwei verschiedene Welten. Mode, Werbung, TV: Das macht für den Moment Spass, ist aber sehr oberflächlich. Ich schätze die grosse Bodenständigkeit der Transportbranche. Was man schnell in dieser Männerbranche lernt: So ein Fahrer trägt zwar keinen Anzug, aber er ist ehrlich. Trucker sind freundliche, belastbare Leute. Und das schätze ich.

**Was war der dümmste Spruch, den Sie sich anhören mussten?**

**Martig:** Von den LKW-Fahrern habe ich noch nie einen dummen Spruch gehört. Was mir lediglich früher einmal passiert ist: Als ich die Prüfung gemacht habe, fand die Taxiprüfung im selben Raum statt wie die



«Wie ein Mann, der in einem Kosmetikstudio arbeitet»: Unternehmerinnen Martig (l.) und Bertschi.

zur Lastwagentheorie. Und ich wurde automatisch zur Taxiprüfung geschickt. Aber das fand ich lustig.

**Inwiefern beeinflusst die Tatsache, dass Sie Frauen sind, Ihr unternehmerisches Denken?**

**Bertschi:** Früher haben die Frauen ihre Männer geschickt, um vielleicht alle zwei Wochen den Müll bei uns abzuladen. Seit wir hier alles sauber halten und kundenfreundlich eingerichtet haben, eine Kinderspielecke und eine Tauschbibliothek bieten, kommen auch

die Frauen gerne. Und Schulgruppen, die mehr über Recycling lernen wollen. Als ich die Leitung übernahm, war es mir wichtig, alles bequemer und schöner zu machen.

**Viele Familienunternehmen stehen heute vor der Situation, dass die Kinder nicht**

mehr übernehmen. Wie war das bei Ihnen?

**Bertschi:** Eigentlich wollte ich Helikopterpilotin werden. Also bin ich 2009 als Pilotenanwärterin in die Sommer-RS der Fliegertruppen der Schweizer Armee eingetrückt. Nach abgeschlossener Rekruten- und Unteroffizierschule platzte aber mein Traum. Ich flog raus. Mit meiner direkten Art kann nicht jeder umgehen; ich bin schon immer angeekelt. So kam ich eher unerwartet wieder in den elterlichen Betrieb zurück. Dass mein Vater mir als Neunzehnjähriger die Projektleitung für das Recycling-Paradies in vollstem Vertrauen übergab, kann ich heute nur mit viel Staunen und Wertschätzung nachvollziehen.

**Sie sind auch als SVP-Frau in der Presse, und das gerne kontrovers. Beschäftigen Sie noch Flüchtlinge?**

**Bertschi:** Ich suche nicht das Kontroverse. Das findet die Presse von selber. Aber ja, ich bin der Meinung, dass sich alle Menschen



«Sehr gezielt»: Janina Martig.

in der Schweiz in irgendeiner Art und Weise einbringen sollen; ob nun an ihrem Arbeitsplatz oder durch ehrenamtliches Engagement. Da gehören in meinen Augen auch Flüchtlinge dazu, die einen Beitrag leisten sollen zum Gesamtwohl der Schweiz. Bleiben sie da, ist eine Integration unumgänglich. Gehen sie zurück, haben sie wenigstens etwas gelernt. Und ja, auf vierzig Festangestellte beschäftigen wir derzeit auch einen Flüchtling.

**Wie bekommen Sie Ihre Arbeit als Grossrätin und die Unternehmensführung unter einen Hut?**

**Bertschi:** Auch dank der Unterstützung meiner Geschwister. Die machen notfalls mal mehr für mich.

**Wie ist Ihr Stand innerhalb der Partei?**

**Bertschi:** In der Politik ist es normal, dass es auch Reibereien gibt, und ich bin nicht der Mensch, der einer Herde hinterherrennt. Grundsätzlich kann ich mich mit den zentralen Anliegen der SVP identifizieren und füh-

le mich da wohl. Andere Meinungen, etwa zur Integration von Flüchtlingen, akzeptiere ich.

**Woher kommt Ihre soziale Ader?**

**Bertschi:** Von meinen Eltern, die ebenfalls immer wieder Menschen vom gesellschaftlichen Rand beschäftigt haben. Wir haben in Reinach einen Hallenchef mit einer Dreiviertelrente wegen psychischer Beeinträchtigungen. Es spielt sicher auch mit hinein, dass wir eine sehr religiöse Familie sind. In der neuapostolischen Kirche meiner Gemeinde spiele ich regelmässig die Orgel. Ich finde, wir haben eine gewisse Verantwortung gegenüber der Welt, den Mitmenschen und den Tieren. Der Sonntag ist bei mir auch der heilige Tag. Da beantworte ich keine Mails, telefoniere nicht und mache keine Kundenbesuche.

**Apropos ungewöhnliche Hobbys: Frau Martig, was sind Ihre?**

**Martig:** Ich rette gerne Tiere und bin Botschafterin vom Tierschutz Basel. Das ist eine Aufgabe, die mich sehr erfüllt. Und ich liebe es, heimzukommen und mit meinem Hund und meinen fünf Katzen ein wenig zur Ruhe zu kommen.

**Frau Bertschi expandiert, was sind Ihre Pläne?**

**Martig:** Gerade habe ich meine erste Modenkollektion für Lastwagenfahrerinnen lanciert. Zuerst war es nur für uns im Betrieb gedacht, aber dann merkten wir auf Social Media, dass die Leute Pullis mit Schriftzügen wie «Queen of the Road» gerne kaufen würden. Und natürlich expandieren wir ebenfalls sukzessive. Vor drei Jahren hatten wir ein Fahrzeug, jetzt sind es zusammen mit einem Mietfahrzeug bereits acht.

**Hat es für Sie mehr Vor- oder mehr Nachteile, als Frauen in Männerbranchen zu arbeiten?**

**Martig:** Ich denke nicht, dass man als Frau Vorteile hat. Aber ich will auch nicht jammern. Ich bin eine Frau mit sensiblen Seiten, aber ich optimiere die Dinge für mich und merke, wie ich an meinen Aufgaben wachse und immer selbstsicherer und tougher werde.

**Bertschi:** Ich empfinde es als klaren Vorteil, eine Frau zu sein. Wenn ich das Gleiche tun würde und ein Mann wäre, wen würde es interessieren? Dadurch, dass ich eine Frau bin, kann ich für Recycling und Abfalltrennung sensibilisieren.



#### WORTE ZUR SCHWEIZ

«Die Schweiz ist nur zu ertragen, wenn sie mit Schnee bedeckt ist ... wie manche Menschen, die man nur unter einem Laken erträgt.»

Graham Greene (1904–1991), britischer Schriftsteller



«Klarer Vorteil»: Karin Bertschi.

**Sind Sie Feministinnen?**

**Bertschi:** Ich muss immer lachen, wenn die Gleichberechtigungsdiskussion aufkommt. Ich habe langsam das Gefühl, beim Feminismus in unseren Breitengraden geht es nicht mehr um Gleichberechtigung, sondern um Vorteilsbeschaffung. Ich bin für gleichen Lohn für gleiche Leistung, aber gegen die Quote: Der Beste soll den Job erhalten.

**Martig:** Neben ein paar Männern in der Administration beschäftige ich zwar nur Frauen, aber das folgt keinem Manifest. Ich bin vom Wesen her keine Frauenrechtlerin und engagiere mich da nicht aktiv.

**Sie wurden beide von 3+ als Bachelorette angefragt. Die Fernseh-Traumfrau zu spielen, war dann aber doch nichts?**

**Bertschi:** Ich habe aus Neugier die Castings mitgemacht. Und es hat mir geschmeichelt, dass ich den Job erhalten hätte. Schlussendlich aber – trotz horrendem Salär – verkörpert diese Sendung nicht die Werte, die ich vertrete.

**Martig:** Mich haben sie in meinem Büro besucht, und ich hatte meine Agentur dabei. Allerdings wollte ich nicht, da es mir nicht entspricht.

**Von Ihnen beiden findet man Boulevardgeschichten im Internet über Ihr Privatleben. Wie ist das?**

**Martig:** Ich bin seit geraumer Zeit single und fühle mich momentan damit wohl. Am Anfang meiner Modelkarriere berichteten die Boulevardzeitungen häufig auch negativ. Ich habe mich bewusst etwas aus dem Rampenlicht zurückgezogen und selektiere öffentliche Auftritte sowie Modelengagements sehr gezielt.

**Bertschi:** Mir fällt es schwer, zu begreifen, was die Leute daran interessiert. Als ich mit meinem Partner das erste Mal im *Blick* abgelichtet wurde, meinte ich zur Redaktion: «Aber das interessiert doch niemanden!» Dann meinten sie aber: «Wir haben die Story um Mitternacht aufgeschaltet, und am Morgen um 7.30 Uhr hatten wir über 100 000 Klicks.» Unglaublich. Aber solange meine Grenzen geachtet werden – was der Fall ist –, bin ich da entspannt.



# In einer anderen Welt

Klara und Herbert Zumbühl haben sich einen Traum erfüllt und sind Pächter des Bergrestaurants «Timpelweid» in der Zentralschweiz geworden. Ihr neues Leben hoch über dem Vierwaldstättersee ist so, wie es sich wohl viele Menschen wünschen: bescheiden, aber idyllisch. *Von Alex Reichmuth*

Manchmal hat Klara Zumbühl etwas Mühe mit den kulinarischen Vorlieben ihrer Gäste. «Da mache ich mir einen Riesenaufwand, selbstgemachte Hacktätschli anzubieten, aber viele wollen einfach Schnitzel, Pommes frites», sagt sie mit einem Lachen. Bratwurst und Rösti liefern auch gut, halt alles Währschafte. Die Gäste auf der Timpelweid sind Männer und Frauen vor allem im reiferen Alter. Die meisten sind im Wandertennee unterwegs, viele von ihnen scheinen mit den Zumbühls bestens bekannt zu sein. Die Pächterin streckt dem Reporter die Hand entgegen: «Ich bin Klara.» Der Umgang ist unkompliziert auf 1100 Metern über Meer.

Die erste Bekanntschaft mit den Zumbühls, zumindest akustisch, macht man schon unten in Brunnen bei der Talstation der Urmi-berg-Seilbahn. Kaum ist da die Tür der roten Sechsergondel geschlossen, tönt Herbert Zumbühls sonore Stimme aus dem Lautsprecher: «Achtung, es fährt!» In zügigem Tempo geht es den Hang hoch, von Mast zu Mast, knapp über den Baumwipfeln. Immer steiler steigt man an, schwebt bald über einer *gächen* Matte empor. Nach sieben Minuten ist man oben, und da ist auch das Gesicht zu Herberts Stimme: «Herzlich willkommen auf der Timpelweid!» Es ist eine andere Welt. Herrgott noch mal, welche Aussicht!

Über kleine Treppen geht es einige Meter hinab. Kompakt zusammengebaut ist hier alles, das Holz der alten Gebäude dunkel gefärbt vom Licht. Schliesslich sitzt man auf der Terrasse unter einem roten Sonnenschirm, vor sich ein Stück von Klaras vorzüglichem Aprikosenkuchen.

## Improvisation in der Küche

Angefangen hat alles vor zwei Jahren mit einem Inserat im Magazin *Tierwelt*: «Gesucht: kleine Alpwirtschaft zum Pachten». Es sei ein Kindheitstraum gewesen, gesteht Klara Zumbühl. Angebote gab es aus dem Berner Oberland, aus dem Wallis, und da war noch ein Anruf aus der Innerschweiz. Nach dem ersten Augenschein auf der Timpelweid kamen Zweifel: Etwas gross wirkte das Ganze – und schon etwas alt. Schliesslich erleichterte an Weihnachten 2015 ein Satz der ältesten Tochter den Entscheid: «Versucht es doch!» Als bald war der Pachtvertrag unterschrieben. Klara Zumbühl gab ihre sichere Stelle beim Kanton Luzern auf. Herbert ging vorzeitig in Pension und machte die Ausbildung zum Seilbahnbetreiber, damit man die Gäste auch hinauf-



«Versucht es doch!»: Ehepaar Zumbühl.

befördern konnte. Im Frühling letzten Jahres kamen die Zumbühls auf dem Urmiberg an. «Es war ein schönes Gefühl, aber schon eine Herausforderung», erinnert sich Herbert. Man putzte alles heraus. Tische und Stühle wurden neu gestrichen. Im April war Eröffnung. Zuvor war jahrelang unklar, wie es mit der Seilbahn und dem Restaurant «Timpelweid» weitergehe. Während Jahren wurde nach Lösungen für den verschuldeten Betrieb gesucht. Im Amtsblatt des Kantons Schwyz war von Rückbau die Rede. Zeitweise stand die Luftseilbahn still. Doch schliesslich tauchte ein neuer Besitzer auf, erneuerte die Bahn und heuerte die Zumbühls an.

Die Arbeit sei streng, gibt Klara Zumbühl unumwunden zu. Von morgens bis abends sind Gäste zu bewirten und zu bekochen, die manchmal auch in grösseren Gruppen kommen. In der kleinen Küche gilt es dann, zu improvisieren. Zum Glück stehen Aushilfskräfte bereit, wenn Stühle und Bänke bei schönem Wetter vollbesetzt sind. Herbert Zumbühl ist an hektischen Tagen meist in der Station beschäftigt, wo er die Gondeln laufen lässt, bis die Seile glühen. Mitunter fährt die Gondelbahn auch mal mitten in der Nacht, so wie kürzlich für die Teilnehmer eines Seminars in Brunnen, die sich erst spät abends zur Talfahrt entschlossen. Doch auch allerlei Material will transportiert sein. Bauer, Bäcker und Metzger liefern ihre Ware direkt zur Talstation.

Von Frühling bis Herbst halten die Zumbühls den Betrieb täglich offen. Während des Winters ziehen sie sich in ihre Wohnung im luzernischen Ruswil zurück, die sie behalten haben. Diese Wohnung dient ab und zu auch während der Saison als Rückzugsort für Herbert, sofern er auf der Timpelweid entbehrt werden kann. Klara hingegen ist den ganzen Sommer oben: «Das Pendeln ist nichts für mich.»

Die Zumbühls wollen bewusst nicht mit der grossen Kelle anrühren. Alles soll einfach bleiben. Musikberieselung, wie in anderen Ausflugsrestaurants, kommen nicht in Frage. «Das würde nur die Ruhe stören», sagt die Pächterin. Für sie und ihren Mann stünden finanzielle Interessen nicht im Vordergrund. Es ist die Freude an einer besonderen Aufgabe, die sie antreibt. «Solange diese Freude anhält, machen wir weiter.» Drei bis fünf Jahre im Bergrestaurant sollen es auf jeden Fall werden. Die Zumbühls strahlen Zufriedenheit und Glück aus, obwohl sie wohl viel mehr arbeiten als früher. Doch was ihre Idylle hier oben ausmacht, ist offensichtlich: das einfache Leben, der entspannte Umgang mit Menschen, der tolle Blick in die Urner Alpen.

«Feiner Pouletsalat», lobt ein Stammgast die Bewirtung. Er hält noch ein Schwätzchen mit den Zumbühls, bevor er sich mit dem Wanderstock in Richtung Rigi aufmacht. Es liegt gute Laune in der Luft. ○

---

# Schöner leben mit DJ Antoine

---

Er ist der vielleicht bestverkaufende Schweizer Produzent elektronischer Musik.

Das reicht ihm nicht mehr.

*Von Mark van Huisseling*



«Ich bin angekommen»: Antoine Konrad alias DJ Antoine.

An einem Abend im Juni war die Welt nach Oberwil gekommen respektive gefahren – mehrere Bentleys parkten vor einem ortsüblich unauffälligen Haus. Vor dem Eingang lag ein roter Teppich und befand sich eine Fotowand mit Reklameaufschriften. Das Haus, bei dem es sich um den frischrenovierten ehemaligen Polizeiposten handelt, gehört dem wahrscheinlich berühmtesten Neuzuzüger: Antoine Konrad. Der Discjockey, Musikproduzent und, neuerdings, Lifestyle-Unternehmer verlegte seine Büros dorthin. Und während im fünf Kilometer entfernten Basel die Art, die wichtige Kunstmesse, stattfand, lud er Gäste in seine Pop-up Gallery «Backstage». Um ihnen Art und Kulinarik auf hohem Niveau zu bieten, stand im Einladungstext.

Das Abendessen im Garten begann gegen 22 Uhr – was es wohl zum spätesten Dinner des Quartiers machte. Weniger, weil es *fashionably late* sein sollte, mehr, weil die Showblocks, die zuvor stattfanden, ihre Zeit gedauert hatten – erst wurden Gemälde eines ungarischen Künstlers mit Namen Attila Adorjan vorgeführt, die der Gastgeber für zirka 10 000 Franken je Bild verkauft; danach Uhren von Carl F. Bucherer, deren Markenbotschafter der Gastgeber ist, schliesslich wurden verschiedene Sorten von Konrad Wines degustiert, die der Gastgeber vermarktet.

Egal, die Nacht war jung, die Gäste fühlten sich ebenso (darunter Sébastien Le Page, dem der Polo Park & Country Club in Seuzach gehört; Karin Lanz und Aurélie Sulzer (Ex-Wolfensberger), die früher oft in Zürich ausgingen, oder Francesco Ciringione, Verleger von Gratiszeitschriften in Muttensz); Champagner und «Le Roi des Caves»-Rotwein von Konrad Wines flossen; knuspriger Entensalat, Madagaskar-Crevetten oder «Black Angus Prime

---

### Zur Hauptsache gehe es darum, dass Kunden ein Stück seines, Antoinés, Lifestyles kauften.

---

Beef» vom Restaurant «Hato» aus Zürich schmeckten. Bei den Tischen, nebenbei, parkte ein weiterer Bentley; die Autos waren von einem Händler aufgestellt worden.

Doch was kein Thema war während des ganzen Events, war Musik. Nicht mal einen Hinweis auf Antoinés neuste Produktion und nächsten möglichen Hit («Du und Ig» von Alex Costanzo & Ant1, am 14. Juli erschienen) gab's.

Antoine «DJ Antoine» oder «Ant1» (gesprochen «Ant-one») Konrad ist der international erfolgreichste Schweizer Musikproduzent. Sagt er. Was nicht nahelegen soll, die Aussage stimme nicht. Sie lässt sich bloss schwer prüfen – Tonträgerverkaufszahlen sind wegen Musik-Downloads nicht mehr sehr aussagekräftig, Projekte mit anderen Musikern, Live-Shows et cetera machen die Geschichte noch

unübersichtlicher. Gesichert ist, dass Antoine in unserem Land zuvorderst dabei ist im Geschäft mit elektronischer Musik. Zudem über die Landesgrenzen hinaus gefragt: Im Sommer tritt er jedes Wochenende in Italien, in Rimini zum Beispiel, oder Spanien, Lloret de Mar etwa, auf, wo auch Schweizer Ferien machen. In den vergangenen rund zwanzig Jahren hat er etwa dreissig Alben herausgebracht und dafür über siebzig sogenannte Gold-Awards (Auszeichnung für hohe Verkaufszahlen) bekommen, genau kann er das selber nicht sagen, ohne zu recherchieren.

### Ein halbes Dutzend Flaschen Dom Pérignon

Dennoch diversifiziert er seit einiger Zeit: als Lifestyle-Unternehmer – er hat dazu die Firma Konrad Lifestyle Holding gegründet – und als Anleger in Immobilien. Den Handel mit Kunst und Möbeln sowie Wein sieht er als «voll seriösen Zukunftsplan», aber auch als «voll lässig». Er bietet beispielsweise Inneneinrichtungen an; er hat sich dafür mit Theo Eichholtz, einem niederländischen Interior-Designer, zusammengesetzt. Und er kooperiert mit Weinproduzenten, die für ihn «Limited» und «Premium Editions» herausbringen, um deren Verkauf er sich dann kümmern muss. Zur Hauptsache gehe es darum, dass Kunden ein Stück seines, Antoinés, Lifestyles kauften. Wie bei jeder Marke also. Und er sagt, dass die Musik für ihn zwar noch nicht ausgespielt habe, er wolle bestimmt noch mal fünf Jahre Gas geben, «aber mit fünfzig oder sechzig will ich nicht mehr regelmässig DJ sein».

Mit 42 aber, so sieht's aus, hat er noch Spass am wochenendlichen Leben eines DJs. In einer Samstagnacht dieses Frühjahrs zum Beispiel war er Headliner einer Party in der Postgalerie, der «Top-Adresse für Erlebnis-Shopping und Freizeitgestaltung» in Karlsruhe (Eigenreklame). Mit kleinem Gefolge – zwei seiner sieben Mitarbeiter – fuhr er in einem grossen Auto, einem weissen Cadillac Escalade, von Basel 200 Kilometer zur zweiten Stadt Baden-Württembergs. In der Backstage, untergebracht in einem 300 Schritte entfernten Bürohaus, lagen ein halbes Dutzend Flaschen Dom Pérignon auf Eis, in seinem *rider* (Anforderungskatalog für Auftritte) werden zwar bloss drei verlangt – «der Veranstalter war wohl happy», sagt Antoine.

Auf dem Weg zum Veranstaltungsort, der an seinem Wagen vorbeiführte, liess er sich fotografieren mit Passanten (und seinem Auto). In der Postgalerie schliesslich, wo ein DJ die 2000 jungen Besucher unter anderem mit DJ-Antoine-Hits angewärmt hatte, wurde er stufengerecht empfangen – Schreien, Applaudieren sowie Drehen der Körper zum DJ-Pult respektive dem Popstar dahinter. Und er gab dem Publikum, ach was, den Fans, was sie wollten: Hits, ein paar neue Songs, die ähnlich tönen wie die alten, für mich zumindest, sowie eine Show, die den Auftritt vieler Plattenleger übertrifft. Nach kurzer Zeit bereits

hüpfte er auf den Umbau der Musikanlage, zeigte seine in allen Farben des Regenbogens schillernden Turnschuhe sowie den Rest von sich selber. Dann warf er den Tanzenden DJ-Antoine-Mützen und -Leibchen mit Autogramm darauf zu wie ein Tierpfleger den Seehunden im Zoo Fische, nachdem diese Kunststücke vollbracht hatten.

Mehr noch als mit Musikveröffentlichungen ist er mit Auftritten reich geworden. Sagt wiederum er, aber nicht nur er. In der Zeitschrift *Bilanz* stand, er habe schätzungsweise fünf bis zehn Millionen Franken Vermögen,

---

### Den Handel mit Kunst und Möbeln sowie Wein sieht er als «voll seriösen Zukunftsplan».

---

an anderer Stelle, er verdiene 500 000 Franken jährlich. Beides kann nicht stimmen – entweder ist das Einkommen höher oder das Vermögen niedriger. Sonst hätte er keine Steuern zahlen und fast nichts zum Leben ausgeben können. Was bei ihm, obwohl er sich als «Pionier des Sich-sponsern-Lassens» in der Schweiz bezeichnet, nicht ins Bild passt. Und er hätte zudem mindestens so gut wie Warren Buffett investieren müssen ...

Er sagt, er verdiene rund 20 000 Franken je Auftritt (Quelle: *Die Zeit*). Das scheint, verglichen mit Gagen von DJs, die diese offenlegen, ein sehr hoher Betrag. Auch rechnerisch geht's schwer auf, wenn man etwa die Show in Karlsruhe nimmt, wo die Einnahmen aus 2000 Eintritten zu 15 Euro, was ein in Europa üblicher Preis ist, 30 000 Euro erreichten. Meine entsprechenden Fragen beantwortete er ausweichend, zum Einkommen sagte er: «Das wetsch gären wüsse» (wir sind miteinander bekannt; ich habe für ihn Kommunikationsdienste geleistet). Und die *Bilanz*-Vermögensschätzung war ihm zu tief – «Sagen wir: Es dürfte ein bisschen mehr sein».

### Er wollte einen Edelstein

DJ Antoine und das Geld – untrennbar verbunden wie Joseph S. Blatter und Korruption. Zum einen, weil sich über seine Musik nicht so viel schreiben lässt. Er macht Electronic Dance Music, und EDM ist die kommerziellste Stilrichtung der elektronischen Musik. Profikritiker urteilen meist streng über sein Werk, weil es ihnen zu flach, zu berechnet beziehungsweise zu stark auf den kleinsten gemeinsamen Nenner des Geschmacks der Masse ausgerichtet ist. Was möglicherweise zutrifft, aber unoriginell ist. Wie wenn man Helene Fischer vorhält, PJ Harveys *Ceuvre* sei künstlerisch interessanter und die alternative Rockerin ohnehin cooler als die Schlagersängerin. Da gibt sich Antoine schmerzfrei. Seine Produktionen seien handwerklich top, argumentiert er. Und zweitens: «Wenn du kom-



Popstar ganz nahbar: Antoine (l.) mit Gefolge und Fans vor einem Auftritt in Karlsruhe, 25. März.

merziell erfolgreich bist, aber die gewisse Coolness, die Daft Punk oder Pharrell Williams haben, nicht hast, wirst du die auch nie bekommen. Das zu ändern, wird dir nicht gelingen» (Quelle: *Weltwoche*).

Doch der Hauptgrund dafür, dass es zwingend um Geld geht, wenn's um ihn geht, ist seine Art der Selbstdarstellung. Diese erinnert mehr an afroamerikanische Rapper als an Schweizer oder, mangels genügend solcher, europäische EDM-Produzenten.

Er wuchs im Basler Bruderholz-Viertel auf, in einfachen Verhältnissen, sagt er, im gemieteten Reihenhüslü; der Vater war Hochbauzeichner, die Mutter bilanzsichere Buchhalterin. Antoine absolvierte das KV in einer Speditionsfirma, arbeitete danach ein Jahr für eine Werbeagentur und machte sich selbständig mit neunzehn. Er war schon als Junge beeindruckt von Reichtum und grossem Auftritt; früh war er auch grossgewachsen – er misst 1,95 Meter –, doch auf

Also hat der auch in dieser Beziehung was richtig gemacht – der Sohn ist siebzehn.

grossem Fuss leben konnte er noch nicht. Mit achtzehn durfte er sich was wünschen, hatten die Eltern doch der Schwester, die Blockflöte spielt und Musiklehrerin wurde, die längste Zeit Instrumente und Lektionen bezahlt. Er wollte einen Edelstein, den grössten, den's gab fürs Budget. Heute hat er eine Sammlung, versteht was von Steinen und spricht viel darüber. Bevorzugt über Schnäppchen, die er zum Beispiel im Mittleren Osten mache, sagt er.

Auch seine anderen Wünsche sind in Erfüllung gegangen. Wer zu den 60 000 Leuten gehört, die ihm auf Instagram, einem sozialen Netzwerk, folgen, erfährt, was er treibt – Bilder zeigen ihn entweder glücklich oder nachdenklich, oft eine Zigarre oder ein Glas Champagner haltend, am Pool seines Landhauses im Burgund oder in irgendeiner VIP-Lounge irgendwo. Die Bildunterschriften verbreiten Botschaften wie «Es ist ein toller Tag», «Meine Stimmung heute: *loco* [verrückt]» oder «Gott, wie gut's mir geht und was ich alles hab –



#### WORTE ZUR SCHWEIZ

«Hinsichtlich der Schweizer aber und der Frage, wie sehr sie zu fürchten seien, irrt Ihr Euch vollständig; ich nämlich denke, sie sind extrem zu fürchten. Im Augenblick wollen sie keine Untertanen machen, weil sie darin keinen Vorteil sehen; so sagen sie heute, weil sie ihn heute nicht sehen. Aber, wie ich Euch seinerzeit darlegte, die Dinge entwickeln sich stufenweise [...] Ich glaube nicht, dass sie [die Schweizer] ein Imperium wie die Römer errichten werden, aber ich glaube sehr wohl, dass sie Schiedsrichter Italiens werden können, wegen ihrer räumlichen Nähe und unserer Unordnung und Missstände; und weil diese Aussicht mich erschreckt, will ich Abhilfe schaffen.»

Niccolò di Bernardo dei Machiavelli (1496-1527), florentinischer Philosoph, Politiker und Dichter, in einem Brief an seinen Freund Francesco Vettori, 1513

danke» (er glaube an Gott, sagt er). Manchmal sieht man auch seine Freundin, Laura Zurbruggen; mit dem neunzehn Jahre jüngeren Model/der Modeverkäuferin aus Zermatt ist er seit zirka zwei Jahren zusammen; sie wohnen getrennt – er in Therwil, sie in Bern. Oft sieht man sie allerdings nicht – «Ant1» ist der Star seines Films, und in dem gibt es keine zweite Hauptrolle. Was marketingtechnisch vermutlich richtig ist. Ihn aber nicht sympathischer macht. Mit seinem Sohn Sebastian, der bei der Mutter lebt und sich bereits für modische Kleidung und teure Uhren interessiert, verbringt er regelmässig Zeit; Sebastian findet, sein Vater sei eine Riesennummer, hat er mir gesagt während eines Dinners. Also hat der auch in dieser Beziehung was richtig gemacht – der Sohn ist siebzehn.

#### Naheliegender Schritt

Antoine beansprucht es für sich, im Mittelpunkt zu stehen. Wenn er niest und ihm keiner aus dem Gefolge «Gesundheit» wünscht, sagt er, leicht verschnupft, «Merci» ins Stille. Er sieht sich als stilsicher, stilprägend wohl sogar. Drum ist der Schritt zum Lifestyle-Unternehmer, der sich und seine Welt als Marke weiter kommerzialisieren kann, ein naheliegender. Für ihn wenigstens. Connaisseur und Geniesser Konrad will in Zukunft mit Kunst, Möbeln, Wein und seinem Eventlokal, in dem auch seine Büros sind, mehr Geld verdienen. Weitere Betätigungsfelder können und sollen dazukommen. Seine Kunden sind idealerweise reich. Was im Grunde die richtige Zielgruppe ist; Antoine zielte schon als DJ immer dorthin, wo was zu holen ist.

Das waren allerdings nicht Reiche, sondern das war die Masse. Drum kann man, was seine Zweitlaufbahn angeht, zu Zweifeln neigen: darüber, ob die neue Potenzialkundschaft seinen Lifestyle so sexy findet wie er, beispielsweise. Dass er ein Vorbild ist für Junge, die aufsteigen wollen, ist leicht vorstellbar; Leute, für die mehr mehr ist, beeindruckt er sicher. Doch für die, die schon älter und weiter oben sind, werden andere Werte begehrt. Wenn der leise Auftritt den lauten schlägt, wenn Luxus ist, nicht anschreiben zu müssen «Vorsicht: teuer!», dann ist Antoine Konrad nicht der erste Anbieter, der einem in den Sinn kommt.

Ob er bald nach Zürich ziehe, wo die Dichte von Reichen und möglichen Kunden seines Lifestyle-Unternehmens am höchsten sei, fragte ich ihn, als wieder ein Oberwiler bei den vor seinem Bürohaus geparkten Bentleys stehen blieb und über den Zaun in den Garten sah, wo scheinbar Bewohner der grossen Welt an langen Tischen sassen, *fine Asian cuisine* assen und Champagner tranken. «Ich muss nicht nach Zürich ziehen, ich bin angekommen», antwortete er. Man kann ihn sich auch mit fünfzig oder sechzig noch als DJ vorstellen, mit diesem Selbstbewusstsein. ○



## Liebe Schweizerinnen und Schweizer

Wir feiern am 1. August unseren Nationalfeiertag. Zeit, um inne zu halten und sich an die Stärken und Werte unseres Landes zu erinnern, welche uns Freiheit, Wohlstand und Sicherheit gebracht haben. Es sind dies Unabhängigkeit, Selbstbestimmung, Neutralität, eine freiheitliche Rechtsordnung, die direkte Demokratie und der Föderalismus.



### Die SVP setzt sich für eine Schweiz ein, die

- von den Bürgerinnen und Bürgern und nicht nur von den Politikerinnen und Politikern bestimmt ist;
- weder von Brüssel, noch von fremden Richtern regiert wird;
- ihre Gesetze und Bestimmungen selbst erlässt;
- über Höhe und Art der Steuern frei entscheidet;
- eigenständig und nach ihren Bedürfnissen die Zuwanderung regelt.

Der Bundesrat verhandelt mit der Europäischen Union über ein Rahmenabkommen. Damit sollen wir in Zukunft automatisch europäisches Recht übernehmen müssen. Internationale Bestimmungen oder Richtersprüche von ausserhalb der Schweiz werden über die vom Schweizer Volk beschlossenen Gesetze gestellt. Die Folgen: kriminelle Ausländer werden nicht ausgeschafft; die unkontrollierte Zuwanderung bringt Arbeitslosigkeit und hohe Sozialkosten, überfüllte Züge und Strassen, sowie überbaute Landschaften. Damit werden unsere Werte in Frage gestellt und unser Wohlstand ist zunehmend gefährdet.

**Helfen Sie mit und setzen Sie sich zusammen mit uns für eine selbstbestimmte, unabhängige und freiheitliche Schweiz ein. Vertrauen wir unseren Stärken – ich wünsche Ihnen einen fröhlichen 1. August!**

*Albert Rösti*

Ihr Albert Rösti  
Parteipräsident SVP Schweiz



## Werden Sie jetzt Mitglied der SVP, damit Sie auch in Zukunft noch selbst bestimmen können...

Vorname / Name .....

Strasse .....

PLZ / Ort .....

E-Mail .....

Datum / Unterschrift .....

- Ich möchte Mitglied der SVP in meinem Wohnort bzw. meiner Region werden. Die Parteimitgliedschaft ist zu vergleichen mit einer Mitgliedschaft in einem Verein.
- Bitte schicken Sie mir das Parteiprogramm der SVP Schweiz zu.
- Ich unterstütze die SVP und spende \_\_\_\_\_ Franken auf das PC 30-8828-5. Bitte senden Sie mir einen Einzahlungsschein.

Talon ausfüllen, anschliessend bitte zurücksenden an:  
SVP Schweiz, Generalsekretariat, Postfach, 3001 Bern, E-Mail: info@svp.ch



www.svp.ch

# Alle möglichen Kulturen

Alpsegen und Tracht waren gestern, heute sind Funk, Jazz und Rock angesagt: Eliana Burki hat nicht nur das Alphorn radikal revolutioniert, sondern dabei auch gleich der ganzen Schweiz ein interessantes Image verpasst. Von Wolfgang Koydl

Es ist ganz praktisch, dass ein Alphorn bei weitem nicht so schwer ist, wie es aussieht: So um die drei Kilo wiegt es, und zerlegt passt es in eine mittelgrosse Sporttasche. Das erlaubt es Eliana Burki, ihr Horn an Plätze zu schaffen, wo man das schweizerische Nationalinstrument eher nicht erwarten würde: an einen Pazifikstrand in Los Angeles, auf ein Hochhausdach in New York oder für ihr *Weltwoche*-Fotoshooting zum Neubau des Landesmuseums in Zürich mit seinen strengen, klaren Linien.

Auf eine gewisse Weise ist das nur konsequent, denn irgendwie scheint die zierliche 33-Jährige selbst gar nicht zu dem Instrument zu passen, das mehr als doppelt so gross wie sie ist. Von Alpsegen und Älplerromantik will sie genauso wenig wissen wie von Tracht. Ihre musikalische Heimat sind nicht die Berge, sondern es ist die ganze Welt, und kleiden tut sie sich am liebsten in oft selbstgeschneiderte, lässige Klamotten. Nicht einmal die Hunde, die sie überallhin begleiten, entsprechen dem Klischee: keine Berner Sennenhunde, sondern zwei Chihuahuas namens Lulu und Miles.

Letzterer ist übrigens nach dem legendären Jazzmusiker Miles Davis benannt, womit wir dem Phänomen Eliana Burki schon näherkommen. Denn er ist ihr Lieblingsmusiker, das Alphorn ihr Lieblingsinstrument – und beides mithin eine Kombination, die sich nur schwer unter einen Hut bringen lässt. Doch genau dies ist der Solothurnerin gelungen: Heute gibt es fast nichts, was sie auf dem Alphorn nicht spielt – Pop, Funk, Jazz und auf ihrem neuesten Album, «Arcadia», sehr viel Weltmusik mit diversen Einflüssen aus allen möglichen Kulturen.

«Am Anfang waren die Leute überrascht, ja entsetzt, dass ich ganz andere Dinge auf dem Alphorn spielte, als es traditionell üblich war», erinnert sie sich mit einem spitzbübischen Lächeln. Wundern tat sich auch ihre Mutter. Die klassische Pianistin und Klavierlehrerin wollte ihren Ohren nicht trauen, als ihr die sechsjährige Tochter ihren Wunsch offenbarte. «Volksmusik war nicht so das Ding in unserer Familie», meint Eliana. «Aber mir ging es mehr um das Horn als um die Musik, die man normalerweise damit spielte. Als ich zum ersten Mal den

Ton des Alphorns hörte, wusste ich: «Das möchte ich auch können.»»

Zum Glück für die Nachwelt lenkten die Burki-Eltern ein. Zu Beginn ihrer Karriere ging Eliana sogar mit Horn und der Mutter am Klavier auf Konzerttournee. Doch die Widerstände waren damit noch lange nicht ausgeräumt. Schon



«Am Anfang waren die Leute entsetzt»: Musikerin Eliana Burki, 33.

als Neunjährige sträubte sie sich gegen die Traditionalisten. Bei einem Auftritt an einem Jodlerfest weigerte sie sich, Tracht zu tragen – und setzte sich durch.

## Kommunikation mit den Kühen

Mittlerweile sind die Klagen der Traditionalisten verstummt, die Burki vorgeworfen hatten, das Schweizer Instrument herabgewürdigt zu haben. «Im Gegenteil, man sieht, dass ich das Instrument vielleicht ein bisschen mehr habe popularisieren können», vermutet die Künstle-

rin. Tatsächlich haben die flotten Klänge und die coolen Videos von Eliana Burki dazu beigetragen, das verzapfte Image des Alphorns zu modernisieren. So probierten immer mehr klassische Hornbläser das Exotikinstrument aus, wie Burki beobachtet hat.

Eine Schwelle freilich gibt es nach wie vor, die nicht so schnell zu überwinden sein wird. «Bei meinen Auftritten in Amerika, in Japan oder in China werde ich über die Musik wahrgenommen, als Musikerin, die ein aussergewöhnliches Instrument spielt», sagt sie. «In der Schweiz verstellt noch immer das Alphorn anfangs den Blick auf meine Musik.»

Es ist ein Ur-Instrument, speziell entwickelt für die Berge und für die Kommunikation mit den Kühen, die die Senner und Hirten mit den tiefen Tönen locken, antreiben oder beruhigen konnten. Die erste schriftliche Erwähnung findet sich jedoch erst 1527 in einem Rechnungsbuch des Klosters St. Urban, wo «zwei Batzen an einen Walliser mit Alphorn» vermerkt sind. Anfang des 19. Jahrhunderts war das Alphorn jedoch beinahe verschwunden. Erst die Bemühungen des Berner Schultheissen und Gelehrten Niklaus von Mülinen belebten die Tradition wieder. Rasch wurde das beeindruckende Rohr zur Attraktion für den aufkommenden Tourismus und zu einem Symbol der Schweiz.

Auch Eliana vertritt die Schweiz als Botschafterin – so bei der Weltausstellung 2010 in Schanghai, bei der Fussball-EM 2008 in Österreich und der Schweiz und bei ihren zahlreichen Konzerten mit ihrer Band auf der ganzen Welt. Gut die Hälfte des Jahres ist sie unterwegs. Demnächst bricht sie nach Mauritius und Südafrika auf.

Bis sie ihr anspruchsvolles Repertoire spielen konnte, musste Eliana allerdings noch eine technische Hürde überwinden: Da das Alphorn über keine Klappen, Ventile oder Züge verfügt, ist der Tonumfang auf die sechzehn Töne der Naturtonreihe beschränkt. Mit dem von ihr entwickelten chromatischen Horn hat Eliana diese Beschränkungen jedoch gesprengt: Das «Burki-Horn» hat ein Mundstück und Tasten wie eine Trompete. Es eignet sich damit hervorragend für den speziellen «Burki-Sound». ○

# Himmelsstürmer

Das Wallis hat den schönsten Berg der Welt, den längsten Gletscher Europas und gemäss Rilke die hübschesten Mädchen der Schweiz. Und jetzt auch noch Nico Hischier, den aufregendsten Eishockey-Export.

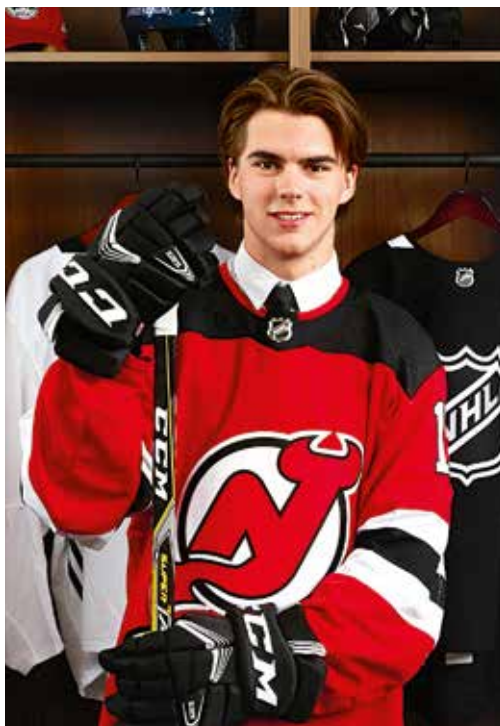
Der achtzehnjährige Jüngling aus Naters erzielte in seiner Karriere erst ein Tor in der Nationalliga A. Und trotzdem schrieb er in den vergangenen Wochen eines der erstaunlichsten Kapitel in der helvetischen Eishockey-Geschichte. Von den New Jersey Devils wurde er in der jährlichen Vergabe der Rechte an den talentiertesten Spielern (*draft*) als Erster gezogen – wie vor ihm beispielsweise Mario Lemieux, Mats Sundin, Eric Lindros, Alex Ovechkin oder Sidney Crosby. Ohne zu spielen, erreichte er damit in der öffentlichen Wahrnehmung die Stufe der ganz Grossen. Der Umworbene selber will auf solche Gedanken nicht eingehen: «Jeder dieser Spieler ist ein eigener Typ, mit einer eigenen Geschichte. Ich bin Nico Hischier und muss meinen eigenen Weg gehen.»

Dieser Weg führte ihn zunächst praktisch in alle Medien. In einer Jahreszeit, in der Eis vor allem zum Kühlen von Drinks und zur Nebelprojektion an Open-Air-Partys verwendet wird, war Eishockey in der Schweiz plötzlich ein mediales Topthema: «Ich weiss nicht mehr, wie viele Interviews ich gegeben habe», sagt Hischier. Es müssen Dutzende gewesen sein. Wurde die Medienkoordination anfänglich noch mit Vater Rino und Mutter Katja am Stubentisch besprochen, kümmert sich mittlerweile eine professionelle Marketing-Agentur um die Kommunikation.

Derweil bemüht sich Hischier, den Puck flach zu halten: «Es war immer mein grösster Traum, in der NHL zu spielen – und ich bin auf gutem Weg, ihn mir zu erfüllen.» Die Devils versüssen ihm den Traum mit dem bestmöglichen Vertrag und einem Jahressalar von 925 000 Dollar. «Ans Geld denke ich zuletzt», sagt Hischier.

Eine erste geografische Annäherung fand Mitte Juli statt. Mit 32 anderen Nachwuchshoffnungen aus der Devils-Organisation absolvierte er das «Development Camp». Tatort war das Prudential Center in Newark. Der Name bezieht sich auf eine Firma aus dem Finanzsektor. «Prudential» bedeutet auf Deutsch «überlegt und klug».

Es sind Adjektive, die gut zu Nico Hischier passen. Der Walliser verhält sich an Medienterminen, als wäre er schon seit Jahrzehnten im Geschäft. «Meine Eltern haben mich gut erzogen», einen Kommunikationscoach habe er nie benötigt, sagt er mit einem schalkhaften Lächeln. Doch er weiss genau, dass Abgeklärtheit und Reife in seiner Position ebenso wichtig sind wie harte *slapshots* und krachende Bodychecks. Denn im amerikanischen Profisport



Hält den Puck flach: Eishockeytalent Hischier.

wird bei jugendlichen Hoffnungsträgern das Verhalten neben dem Eis mit fast schon mikroskopischer Genauigkeit beobachtet. Von Hischiers ersten Schritten im NHL-*rink* kursieren diverse Videos auf Youtube. Doch ähnlich wichtig wie der Eiskontakt war das Pflichtenheft, das den Newcomern im Theorieraum vermittelt wurde: «Wir erhielten eine Anleitung, wie man sich als Profi auf und neben dem Eis zu verhalten habe – und dass jede noch so kleine Entscheidung wichtig sein kann.»

Hischier ist in seiner neuen Welt angekommen – und die hat nichts mit seiner Heimat zu tun: «Berge habe ich in Newark noch keine gesehen, aber deswegen kriege ich kein Heimweh.» Der junge Mann ist sich das Loslassen gewohnt. Mit fünfzehn zügelte er vom Elternhaus nach Bern zu seiner Tante – und mit siebzehn wechselte er ins nordamerikanische Junioren-Eishockey nach Halifax und zog bei einer Gastfamilie ein: «Menschlich war der Schritt nach Bern die grössere Umstellung, sportlich derjenige nach Halifax.» Ober in New Jersey eine eigene Wohnung bezieht oder bei einer Gastfamilie wohnt, weiss er noch nicht. Das will er entscheiden, wenn er seinen Platz in der Mannschaft auf sicher hat. Denn Nico Hischier weiss: Gewonnen hat er trotz Traumvertrag und Top-Ausgangslage noch nichts. NHL-Superstars fallen auch im Wallis nicht vom Himmel. *Thomas Renggli*

## Geschlechter

### Wie Mann sein?

Die neue Comeback-Single der Killers zeigt die Gender-Falle im Jahr 2017.

I got gas in the tank / I got money in the bank / I got news for you baby / you're looking at the man.» – Benzin im Tank, Geld auf der Bank: Er hat wirklich alles, was Mann braucht. Mit der Single «The Man» feiert die US-Rockband The Killers nach fünf Jahren ein Comeback, und Sänger Brandon Flowers grilliert im Musikvideo ein brachiales Stück Fleisch, schaut sich ein Motorradrennen an, schießt in der Wüste Dosen um, geht ins Casino und macht Liegestütze. Das alles umringt von schönen Frauen. Allerdings merkt man rasch, wie fragil dieses archaische Männerbild ist – spätestens, als Flowers im Glücksspiel sein Auto verliert, der Fernseher den Geist aufgibt und die Frauen ihn verschmähen. Und das, obwohl Flowers, der 2004 im weltweiten Radio-Lieblingslied «Mr Brightside» mit 23 Jahren noch aussah wie ein Bub, inzwischen ein richtiger Mann geworden ist: Sein Babyface voll Eyeliner ist einem markanten Männergesicht gewichen. Wenn selbst so einer Schwierigkeiten hat, Mann zu sein – was sollen wir normalen jungen Männer erst sagen?

Dass in aktuellen Blockbustern wie «King Arthur» oder «Baywatch» noch immer oft ein kampflustiges Muskelpaket die Hauptrolle spielt, zeigt die Klemme, in der wir stecken: Wir sollen sensibel sein, am besten vegan leben – aber aussehen wie ein Holzfäller und im Bett am besten den Typ aus «Fifty Shades of Grey» geben. In Japan kennt der hohe Erwartungsdruck, unter dem vor allem junge



Killers-Sänger Flowers.

Männer leiden und der zur sozialen Isolation führen kann, schon eine Krankheitsbezeichnung: «Hikikomori» werden Leute genannt, die sich gesellschaftlich zurückziehen, den Kontakt zur Aussenwelt auf ein Minimum reduzieren. Für gleichaltrige Frauen sollen wir das Sorgentelefon, der ignorante Draufgänger, der urbane Banker und der witterungsresistente Bauarbeiter gleichzeitig sein. Ein ganz schönes Gefühlschaos. Zwar hat Herbert Grönemeyer schon vor rund dreissig Jahren gefragt: «Wann ist ein Mann ein Mann?» – die Antwort wissen wir allerdings weniger denn je. Schön, dass wenigstens Flowers uns zeigt, dass er sich nicht um all diese angeblich «männlichen» Dinge kümmert und trotzdem oder gerade deswegen «the man» sein kann. *Anton Beck*

# Die schönsten Gartenbeizen

Wenn der Rittersporn blüht, das Bier schäumt und die Stimmung heiter ist, dann kommt es gut. *Von Martin Jenni und Marco Aste (Bild)*

Wo sind sie, die reellen Gartenbeizen, die ohne pseudomediterrane Kübellandschaft auskommen? Dort, wo der Kies unter der Schuhsohle knirscht, wo die suchende Hummel über der Blume brummt, die Vögel ihre Arien intonieren, der Nussbaum das Geziefer vertreibt und die Blechtische aufgefangene Wärme abstrahlen. Dort, wo die Holzstühle den Po stärken und der Service den Wurstsalat auf einem runden Teller serviert. Noch gibt es solche Oasen: Wir haben gesucht und haben gefunden. Nicht alle Beizen sind mehrheitsfähig. Deshalb sind sie mit einem Augenzwinkern in Sparten unterteilt, und eignen sich je nach dem für Romantiker, Tagediebe, Gaumentänzer, Besseresser und Schöngelüste. Viel Vergnügen.

## Für Romantiker

«**Hirschen**» in Egerten — Eine der ursprünglichsten Gartenbeizen befindet sich im Markgräflerland. Eine Lebensoase mit herzlichen Gastgebern und einem jungen Patron, der das Erbe seines Grossvaters sachte weiterführt. Das kulinarische Angebot ist klein und durchdacht. Der Salat wird in der Glasschüssel serviert, die panierten Schnitzel liegen im klaren Jus auf der Platte, der Wurstsalat hat deutschen Feinschnitt, Kartoffelsalat und Rösti sind perfekt. An lauen Tagen wird der Traumgarten bespielt – mit Blechtischen, Holzstühlen, Kieselsteinen und schattenspendenden Bäumen. Max Geitlinger kredenzt filigrane Weine; die Gäste blicken über den Gartenzaun hinweg auf die grasenden Schafe. Wird es frisch, bietet die gute Stube Patina und Kachelofenwärme.

Am Neuweg 2, D-79400 Kandern-Egerten,  
Tel. 0049 7626 388. [www.hirschen-egerten.de](http://www.hirschen-egerten.de)

«**Blauer Engel**» in Rüfenach — Versteckt, unscheinbar und verwunschen steht er zwischen Scheune und Stall. Kein Hinweisschild führt zu ihm. Im Hof stehen Bänke, Stühle, Holz- und Blechtische in einem geordneten Durcheinander. Um die Ecke schleicht die Katze, hinter der Stalltüre motzt das Rind, es riecht nach Heu, Mensch und Tier. Mittendrin Christophe Martin, den Freunde und Stammgäste «Kiki» nennen. Das Qualitätsdenken des Wirts spürt der Gast nicht nur im Glas, sondern auch bei den Speisen. Angesagt sind Speck-Käse-Salat mit Holzofenbrot, Kotelett mit Rösti oder – am Tag des Herrn – ein Braten mit Kartoffelstampf und *Seeli*. Immer am dritten Donnerstag mu-



Ein Stück Rüeblitorte mit Frischkäse, und alles wird egal: «Pensiu Alpina», Lumbrein.

tiert die Beiz zur Kulturarena. Dann, wenn es um 14 Uhr «Zuelose» heisst.

Zehntenweg 5, 5235 Rüfenach AG, Tel. 056 284 13 54.  
[www.blauerengel.ch](http://www.blauerengel.ch)

«**Rostiger Anker**» in Basel — Mitten im Basler Rheinhafen kommen sich im Dreiländereck Schweiz, Frankreich und Deutschland näher, und Lastkähne teilen sich das Wasser mit Möwen, Enten, Schwänen und Fischen. Wer hier dem «Rostigen Anker» nicht auf die Spur kommt, läuft einfach dem durstigen Smutje nach oder fährt direkt mit dem «Rhyschiffli»

von Kapitän Richard Hagspiel vor die Beiz. Was aus der Kombüse kommt, hat Qualität und schmeckt. Kokossuppe mit Limettenblättern, Hackbraten, Polenta mit Ziegenkäse und andere schöne Dinge. Der Hafen, der Sonnenuntergang und die gelöste Stimmung machen den Rest. «Supplements» sind Taucher, die plötzlich aus dem Hafenbecken steigen, oder Matrosen, die an den Tischen Seemannsgarn spinnen. Ahoi!

Hafenstrasse 25a, 4057 Basel, Tel. 061 631 08 03.  
[www.rostigeranker.ch](http://www.rostigeranker.ch)

«**La Table de Carole**» in Onnens — Carole Plantier empfängt ihre Gäste mit Alpenblick, Garten, Kunst und Plunder und Terroir-Küche. Kein Durchgangsverkehr, rein gar nichts stört die Ruhe. Nichts ist zu hören, ausser dem Stimmengewirr einiger Stammgäste. Man begrüsst sich innig mit «Bonjour» und «Salut», Küssen und Luftküssen, Umarmungen und Händeschütteln – Alltag auf «Les Champs Cretins». Für eine *casse-croûte* ist Carole immer zu haben, für ein warmes Gericht ist Voranmeldung Pflicht. Ihre Küche ist traditionell und gut. Zum Beispiel ein Topf voller Morcheln mit Rösti, eine Kaninchenterrine oder eine Mousse von der Hühnerleber, angereichert mit schwarzen Trüffeln. Nicht selten endet eine Tafelrunde im gemeinsamen Gesang vor dem Lagerfeuer.

Les Champs Cretins, 1425 Onnens VD, Tel. 024 550 01 66  
oder 079 818 61 75. [www.tabledecrole.ch](http://www.tabledecrole.ch)



Voranmeldung ist Pflicht: «La Table de Carole».



«Alte Post» in Aeugstertal — Die «Post» ist so einfach wie wünschenswert und besticht mit einem Weinangebot, das so mancher gedrechselten Gourmetküche gut anstehen würde; patiniert, mit herzlichen Gastgebern, die kochen, was sie können, und nicht mehr sein wollen, als sie sind. Sabina und Franz Lehner macht es Spass, statt einer aufgeblasenen Gastronomie Biobrot und Butter sowie Bratwurst und Kartoffelsalat aufzutischen. Ein Gunstplatz ist der verträumte Garten, der sich ans Haus anschmiegt und an heissen Tagen für wohltuenden Schatten sorgt. Das Ganze ist eine einmalige Mischung aus Mensch, Atmosphäre und Raum.

Pöstliweg, 8914 Aeugstertal ZH, Tel. 044 761 61 38.  
Keine Website

«Pensiu Alpina» in Lumbrein — Die «Pensiu Alpina» ist eine in die Tage gekommene Pension. Sanfte Renovationen sind geplant, zum Teil im Gang. Was hier aber zählt, ist die herzliche Gastfreundschaft von Tochter Carla und Mutter Margrita Capaul – und der einzigartige Gunstplatz hinter dem Haus. Blechtische und Holzstühle stehen auf dem Gras und warten darauf, in Beschlag genommen zu werden, sekundiert von einem atemberaubenden Ausblick. Hier eine Flasche zu trinken, ist ein Entspannungs-Serum, das einen in den Stuhl drückt. Dazu ein Stück von der sensationellen Rüeblitorte mit Frischkäse, und alles wird egal.

Fontauna 32, 7148 Lumbrein GR, Tel. 079 798 27 47.  
www.alpinalumbrein.ch

«Grotto Rodai» in Giornico — Wer in der Leventina von einem staufreien Zollübergang in Chiasso und einem späten *pranzo* an der ligurischen Küste träumt, träumt wirklich. Besser ist es, den Blinker gleich zu setzen und

im «Grotto Rodai» auszusteigen. Stefano Bernasconi kocht mit lokalen Produkten einfach und gut. Was auf den Teller kommt, überzeugt mit Aromen, ist luftig und nie zu schwer. Es ist eine schnörkellose Küche, zu dem die Weinauswahl perfekt passt. Steht der gebackene Schweinsnack auf dem Programm, wird nicht lange überlegt, sondern bestellt. Auch beim Risotto mit Zincarlin oder bei der Polenta mit Mortadella kommt Freude auf. Im Grotto grüsst kein Maisdekor von der Decke, sondern sticht wohltuende Schlichtheit ins Auge, die im Garten unter den Bäumen an Steintischen ihre Fortsetzung findet. Ligurien? Welches Ligurien?

Zona Rodai 17, 6745 Giornico TI, Tel. 091 864 10 19.  
www.grotticino.ch («Rodai» suchen)

## Für Tagediebe

«Treichli» in Wienacht-Tobel — «Liebe zur Tradition, Mut zu Neuem und kompromisslos saisonal» bezeichnen Rebekka und Lucas Costa ihr Programm. Mit gebratenem Zander auf Zitronenwirsing mit Lakritze-Zitronenmelisse-Reis zum Beispiel. Auch ist sich Costa nicht zu schade, die jahrzehntelange Tradition seines Vorgängers, «Poulet im Körbli», beizubehalten. Mit dem Unterschied, das er bei den Pommes frites zur gelagerten Kartoffel und nicht in die Tiefkühltruhe greift. Hier auf der schönen Terrasse essen oder einfach nur mit einem Glas auf der Holzbank im weichen Kissen chillen und sich den Blick auf den Bodensee reinziehen, bereitet rundum Freude. Regnet es, geht's hinein in die leichte Welt des «Treichli», das mit knisterndem Feuer im offenen Kamin überrascht.

Unterwienacht 451, 9405 Wienacht-Tobel AR,  
Tel. 071 891 21 61. www.treichli.ch



Genuss nach Goethe: Karin Mueller, «Waldrose».

«Aux Trois Amis» in Schernelz — In Biel denken die Einheimischen französisch und reden deutsch. In Bienne ist es umgekehrt. «Plat du jour» klingt einfach besser als «Tagesteller», und gegen den Deutschschweizer Mehltau hilft die Gartenterrasse des «Aux Trois Amis», die mit schattenspendenden Bäumen und bei Klarsicht mit Aussicht auf See, Insel und Alpen beglückt. Die Weinempfehlungen von Gastgeberin Cynthia Lauper schwanken zwischen mutig und konventionell und decken lokales, regionales, nationales und internationales Schaffen ab. Wer sich kulinarisch verwöhnen lässt, sitzt beim siebengängigen Menü von Marc Joshua Engel in der ersten Reihe. Seine Küche ist nicht abgehoben, sondern pragmatisch gut, was nicht heisst, dass sie frei von artistischen Spielereien ist. Wie etwa das perfekte Onsen-Ei auf gepufftem Quinoa. Einfach nur Fisch essen geht aber auch.

Untergasse 17, 2514 Ligerz-Schernelz BE,  
Tel. 032 315 11 44. www.aux3amis.ch

>>>



Aussicht und mehr: «Aux Trois Amis» in Schernelz.





Ein Platz an der Sonne für Architekten und andere Schöngelster: «Ustria Steila», Siat.

«Waldrose» in Rossrüti — Auf dem Teller vermählen sich Cervelat, Käse, Kohlrabi, Radieschen, Apfel und Meerrettich. Schmeckt so ein Wurstsalat? Er schmeckt! Eigentlich wollte Karin Mueller das Gastgewerbe hinter sich lassen. Bei der Suche nach einem Anwesen für sich, ihren Mann und ihre Pferde hat sie die «Waldrose» gefunden. Diese Oase hat sie gepackt und nicht mehr losgelassen. So ist Karin Mueller in ihr Metier zurückgekehrt. Einfach anders. Sie ist aus dem Deux-Pièces heraus- und in die Kochjacke hineingestiegen und hat den Schreibtisch mit dem Kochherd getauscht. «Kein Genuss ist vorübergehend; denn der Eindruck, den er zurücklässt, ist bleibend.» Das wusste schon Goethe – und weiss auch Karin Mueller. Und dann diese Terrasse. *Unique!*

Boxloo 564, 9512 Rossrüti bei Wil SG, Tel. 071 565 19 20. [www.waldrose.ch](http://www.waldrose.ch)

## Für Gaumentänzer

«Ustria Steila» in Siat — Gabriella Cecchello ist eine kulinarische Langstreckenläuferin, die sich vor Jahren vom Punkte- und Sternenskarussell verabschiedet und sich mit ihrem Partner Markus Hess nach Siat in die «Ustria Steila» zurückgezogen hat. Wer Wein mag, geht selbst in den Keller und wählt eine Flasche aus oder lässt sich von Markus Hess beraten. Er ist ein aufmerksamer und zugleich distanzierter Gastgeber, der lieber ein Wort zu wenig als zu viel sagt. Überschwänglichkeit, ein vertrauliches Schulterklopfen ist nicht sein Ding. Dafür Höflichkeit. Mit dem Können des Bündner Stararchitekten Gion A. Caminada ist ein modernes Haus entstanden, wo Schöngelster auf der mit edlen Möbelklassikern bestückten Sonnenterrasse gerne den Tag verbummeln. Mit einer Bergheusuppe, lauwarmer Siedfleisch und einem Aprikosenstrudel.

7157 Siat GR, Tel. 081 925 19 19. [www.ustriasteila.ch](http://www.ustriasteila.ch)

«Gasthaus Trogen» — Eigentlich müsste das «Gasthaus Trogen» vom Bagger plattgewalzt sein. Nur haben die ausländischen Besitzer ganz andere Probleme, als sich mit Nebenschauplätzen zu befassen. Die Müllers wirten weiter und gehen von einer Vertragsverlängerung in die nächste Runde. Madeleine kocht mit dem, was die Produzenten der Region hergeben. Wollschwein, Angus-Rind, Kalb, Hecht, Felchen und mehr. Ab und zu verbindet sie heimische Produkte subtil mit asiatischen Aromen. Joe tischt salopp auf, entkorkt, schenkt ein und nach. Wer mit Zeit kommt, sitzt richtig. Entweder auf der liebevoll eingerichteten Gartenterrasse mit Blick auf Kapelle, Wiese und Bäume oder in der aufgeräumten Gaststube mit Blick zum Tischnachbarn. Wer der Köchin eine Carte blanche gibt und den Preis mit Joe Müller festlegt, ist auf der sicheren Seite. Wenn dieser lacht, ist alles gut, wenn er betreten schweigt, gilt es, den Preis zu erhöhen. Zu teuer wird es trotzdem nicht; die Müllers denken moderat. Bis der Bagger kommt.

6363 Obbürgen NW, Tel 041 661 00 0. [www.gasthaustrogen.ch](http://www.gasthaustrogen.ch)

## «Zur Frohen Aussicht» in Hittnau-Isikon —

Der Name ist Programm! Im Garten, in der Stube, am Holztisch, im Glas, auf dem Teller, in der Küche, im Service. Die «Frohe Aussicht» ist ein schönes, altes Gasthaus mit einer einladenden Gartenwirtschaft. Susanne Pfister wirtet in der vierten Generation. Die Gäste sitzen hier früh zu Tisch, geniessen den Apéritif oder trinken gleich einen filigranen Pinot noir Saigner von Stephan Herter. Das sautierte Goldbrassenfilet auf grüner Spargel läutet das Menü ein. Eine gebratene Riesencrevette mit Topinambur, Zitronen-Chutney und Wasser-

resse, eine delikate Variation vom Kalbschwanz und ein zartes Hüftli vom Sommerbock mit Pak Choi, Pfifferlingen und perfekten Gnocchi an einem unwiderstehlichen Jus mit Tannenspitzenhonig. Die Erdbeerterrine mit Rhabarbersorbet beendet den Gaumentanz. Was für ein Schmaus. Schöne Aussichten!

Schönaustrasse 1, 8335 Hittnau-Isikon ZH, Tel. 044 950 26 38. [www.zurfrohenaussicht.ch](http://www.zurfrohenaussicht.ch)

## Für Besser-Esser

«Pensiu Aldier» in Sent — Carlos Gross ist ein Schöngelster, ein Mann von Welt, ein Gentleman, ein Beispiel einer aussterbenden Spezies. Er ist ein Mensch, der sinniert, Walderdbeeren sammelt, Konfitüren herstellt und seinen Garten hegt und pflegt. Hier, mitten im Dorf, lässt es sich bei ihm heiter sitzen. Wer das Haus betritt, findet eine feine Pension, die etwas anders tickt, vor. Serviert wird eine saisonale Küche ohne Schnörkel auf weissen runden Tellern. Hering-Salat mit Apfel an Sauerrahm, Minestrone, hausgemachte Tajarin, und Gutes vom heimischen Rind, Schwein oder Kalb. Das Team ist natürlich und bodenständig. Allen voran Geschäftsführerin Nadia Rybarova, die mit Augenmass dafür sorgt, dass das «Aldier» so zuverlässig läuft wie ein Rolls-Royce mit Chauffeur. Im Keller wartet das einzigartige Hausmuseum mit Werken von Alberto Giacometti.

Plaz 154, 7554 Sent GR, Tel. 081 860 30 00. [www.aldier.ch](http://www.aldier.ch)

«Palazzo Salis» in Soglio — Reisende mit dem Gespür für das Spezielle bleiben im Bergell und geniessen den Bergsommer. Bezirzt hat dieser Landstrich auch Monika Müller und Christian Speck, die seit letztem Frühling Gastgeber im «Palazzo Salis» sind. Sie haben den Palast entstaubt und ihm ihre persönliche



Giacometti-Hausmuseum: «Pensiu Aldier».

Note verliehen. Ein Prunkstück ist der historische Garten, der von zwei mächtigen Mammutbäumen flankiert wird. Ideal, um einen Sommertag zu verbummeln. Etwa mit Hauswürsten vom Grill, einem knackigen Salat, gutem Brot und einer Flasche Nebbiolo aus dem Veltlin. Im Spätsommer, wenn das Öhmd aus den Scheunen duftet und die Kastanienbäume schwer sind, wenn das Feuer im offenen Kamin knistert, wenn es nach Heimatfilm riecht – dann wird der Palazzo noch mehr zum Gemütsplatz.

7610 Soglio GR, Tel. 081 822 12 08. [www.palazzo-salis.ch](http://www.palazzo-salis.ch)

«Wirtschaft zur Stube» in Rüdlingen — Wer vor dem Garten steht, wird von einer Vorfreude erfasst, die ihn nicht mehr verlässt. Es ist eine grüne Oase, in der die Rüdlinger am Holztisch unter dem Kastanienbaum Politik betreiben. So erzählen es zumindest die Stammgäste. Seit Generationen war das Haus in Besitz derselben Familie, bis die Tante der Gastgeberin Hanny Matzinger starb. Giorgio Behr, ein Schaffhauser Unternehmer, hat die Liegenschaft aus dem Nachlass gekauft und ihr ein neues Kostüm verpasst. Mit Respekt vor der alten Bausubstanz, mit viel Finger-spitzengefühl und noch mehr Geld. Graue Holzbalken, gelbe Klappläden, helle Erinnerungen, alles ist geblieben, auch die Fischklassiker wie gebackene Egli, Felchen, Zander und Hecht. Die Gäste sinnieren, nippen, trinken, philosophieren, lachen und bestellen sich fürs Finale noch ein Soufflé Grand Marnier. Heile Welt in einem heilen Dorf.

8455 Rüdlingen SH, Tel. 044 867 01 30.  
[www.stube-ruedlingen.ch](http://www.stube-ruedlingen.ch)

«Rosengarten» in Zürich — Der Garten ist wunderschön, die Gastgeber sind jung und mutig und wissen, was sie wollen. Gian und Nico Gross verwöhnen die Gäste mit Tatar, Wurst-Käse-Salat, Siedfleisch vom Tafelspitz, Quarkknocken an Salbeibutter und so einigem mehr. Am Samstag wird der Eintopf im Topf serviert. Wie früher, nur besser. Starmetzger Ludwig Hatecke und Sohn David liefern das Fleisch aus dem Bündnerland, was zeigt, dass die jungen Herren im Qualitätsdenken alte Hasen sind. Nur bei den Weinen dürften sie noch etwas frecher werden und einige Provenienzen auf die Karte setzen, die Zürich noch nicht kennt.

Gemeindestrasse 60, 8032 Zürich, Tel. 044 251 37 36.  
[www.rosengarten.ch](http://www.rosengarten.ch)

## Für Schöngenster

«Brasserie Hugo» in Basel — Hugo Buser ist Koch, Gastgeber, Sänger und Schauspieler, ausgebildet an der renommierten Desmond Jones School of Mime in London. Er ist ein liebevoller Gastgeber, dem es innert kürzester Zeit gelungen ist, den zuerst serbelnden, dann stillgelegten «Ackermannshof» in eine stim-



Grün sitzen und gut essen: «Italia», Zürich.

mungsvolle Brasserie zu verwandeln. Es wird lustvoll gekocht, im Mittelpunkt steht die klassische gutbürgerliche Küche, zeitgenössisch interpretiert, die zur aufgeräumten Stimmung im «Hugo» passt. Mit seiner heterogenen Architektur im Spannungsfeld zwischen Mittelalter und Moderne ist der Lichthof ein Frischluftplatz, in dem man sich stilvoll an Flusskrebs, Ziegenfrischkäse-mousse und Entenbrust delectieren kann.

St. Johannis-Vorstadt 19, 4056 Basel, Tel. 061 313 65 65.  
[www.brasserie-hugo.ch](http://www.brasserie-hugo.ch)

«Baseltor» in Solothurn — Das «Baseltor» ist eine Beiz für den täglichen Gebrauch. Sie eignet sich für den Mittagstisch und für das kurze oder lange Abendmahl, ohne dass der Gast dabei verarmt. Die Speisekarte ist frei von Gesülze und überzeugt mit klaren Ansagen. Das Küchenteam ist auf der Höhe, bestückt mit Profis, die ohne Brimborium kochen, aber auch mal was Neues wagen, ohne die hauseigenen Klassiker aus den Augen zu verlieren. Im verträumten Innenhof gebackene Zucchini Blüten, frittierte Thonmousse-Kugeln, Kaninchenleber, Pasta mit Gartenkräutern und Lammgigot essen, sind gute Momente im Alltag. Wer dazu Lambrusco trinkt, setzt noch eins obendrauf.

Hauptgasse 79, 4500 Solothurn, Tel. 032 622 34 22.  
[www.baseltor.ch](http://www.baseltor.ch)

Hotel «Fusio» in Fusio — Claudia Muntwyler und Urs Hofer empfangen in ihrem Kleinod Gäste, die sich nichts mehr beweisen müssen. Auch die Gastgeber müssen sich nichts mehr beweisen, sondern zelebrieren an diesem «Aus-der-Welt-Fleck» professionelle Gelassenheit. Auf dem speziellen Freiluftplatz, der durch die Dorfstrasse getrennt wird, sitzen



## WORTE ZUR SCHWEIZ

«Von allen Neutralen hat die Schweiz das grösste Anrecht auf Sonderbehandlung. Sie ist der einzige internationale Faktor, der uns und die grauenhaft entzweiten Nationen verbindet. Was bedeutet es schon, ob sie in der Lage gewesen ist, uns die gewünschten Handelsvorteile zu gewähren, oder ob sie, um sich am Leben zu erhalten, den Deutschen zu viele gewährt hat? Sie ist ein demokratischer Staat gewesen, der in seinen Bergen für seine Freiheit und Selbstverteidigung eingetreten ist, und trotz ihrer völkischen Zugehörigkeit hat sie gesinnungsmässig grösstenteils unsere Partei ergriffen.»

Winston Churchill (1874 – (1965), britischer Premierminister, in einer Notiz vom 3. Dezember 1944 zuhanden des Aussenministers Anthony Eden.

Habitués und sinnieren in der Abgeschiedenheit bei einer Flasche Wein über das Leben. Eingeborene und Durchreisende tauschen sich aus oder lauschen der Maggia, die vorbeirauscht, Hotelgäste legen sich im Garten im Liegestuhl zurecht. Die Küche überzeugt mit Klassikern wie *brasato* und Polenta, mit lokalen Produkten und ist Teil des Gesamtkunstwerks «Hotel Fusio». Wer sich hier eine Auszeit gönnt, besteht im Alltag besser.

6696 Fusio TI, Tel. 091 600 09 00. [www.hotelfusio.ch](http://www.hotelfusio.ch)

«Italia» in Zürich — Das «Italia» funktioniert wie eine Präzisionsuhr, dreht sich wie ein Karussell, beständig, mal bedächtig, mal schnell. Die Einrichtung überzeugt mit einem Cocktail aus Alt und Neu, aus Kunst und Kitsch. Ja, und da ist noch der aufwendig sanierte Garten. Ein grüner Traum mitten in der Stadt, der die Sehnsucht nach dem Süden stillt. Die Küche im «Italia» überrascht. Hier eröffnet der Gast die Tafel mit einem Teller *misto salumi*. Dann kommen Fenchel-Carpaccio mit Parmesan, Kartoffelstampf mit Stockfisch, *carne cruda* vom Fassone-Rind und marinierte Sardellen. Als *primi* warten luftig-leichte Gnocchi oder einfach eine Portion Rigatoni mit einem *sugo di salsiccia*. Noch ein *secondo*? Klar doch! Etwas Wollschwein, geschmort, oder doch lieber gebratener Tintenfisch oder gar eine knusprige Wachtel, zugedeckt mit aromatischen Trüffeln aus Umbrien? Dazu die eine oder andere Flasche. *La vita è bella*.

Zeughausstrasse 61, 8004 Zürich, Tel. 043 233 88 44.  
[www.ristorante-italia.ch](http://www.ristorante-italia.ch)

Martin Jenni ist freier Journalist und Autor. Sein neuestes Buch, «Aufgegabelt», erscheint in diesen Wochen im AT-Verlag, sein Bestseller «Sonntags geöffnet» ist bei Ringier Axel Springer erschienen.

# Max Frischs exzentrische Nachmieterin

In Zürich lebt Hildegard Keller im selben Haus, wo einst Schriftsteller Max Frisch wohnte. In den USA lehrt sie an jener Universität, wo Sexforscher Alfred Kinsey die sexuelle Revolution in Gang setzte. Zu Besuch bei einer aussergewöhnlichen Literaturprofessorin. *Von Rico Bandle*

Es sei eigenartig, was an amerikanischen Universitäten abgehe. «Ich kann nicht einmal mehr einem Studenten auf die Schulter klopfen», sagt Hildegard Keller. «Das könnte als Belästigung verstanden werden.» Für die lebenslustige Literaturprofessorin ist das eine unangenehme Erfahrung. «Man würde ja meinen, die Gefahr für Belästigung gehe wenn schon von Männern aus.» Aber man wisse ja heute nicht, ob das Gegenüber homosexuell, transsexuell oder was auch immer sei und eine leichte Berührung schon als Übergriff verstanden werden könne.

Keller ist erst am Vortag aus Bloomington nach Zürich gekommen. Sieben bis acht Monate im Jahr verbringt sie in den USA, im Bundesstaat Indiana, wo sie als Professorin für Germanistik tätig ist. Die Indiana University gehört zu den angesehensten staatlichen Universitäten des Landes. Die Dimensionen sind enorm: 114 000 Studenten sind an den verschiedenen Standorten eingeschrieben, im Campus Bloomington, wo Keller lehrt, sind es knapp 50 000. Drei Nobelpreisträger sowie Weltsportler wie den Schwimmer Mark Spitz oder die Tennisspielerin Serena Williams hat die Schule bislang hervorgebracht. Vor allem aber hat der Zoologe Alfred Kinsey dort seinen legendären Sexreport geschrieben, der als Auslöser für die sexuelle Revolution gilt.

Viel Zeit in Zürich bleibt Keller nicht, am nächsten Tag reist sie weiter nach Klagenfurt; sie ist Jurorin beim renommierten Wettbewerb um den Ingeborg-Bachmann-Preis. In der Schweiz ist sie vor allem als Kritikerin im SRF-«Literaturclub» bekannt, wo sie mit ihrer nasalen Stimme, ihrer enthusiastischen Art, zuweilen auch mit einer extravaganten Brille auffällt.

## Literatur und Kulinarik

In der Intellektuellenszene lässt Keller niemanden kalt. Sie sei ein «verrücktes Huhn», sagt eine alte Autorität im Schweizer Kulturbetrieb, die nicht namentlich zitiert werden möchte. «Hildegard ist weit intelligenter und auch origineller als der Durchschnitt der Germanistikprofessoren an der Universität Zürich.» Andere bezeichnen sie als «Nerven-



«Schritt in die Freiheit»: Professorin Keller.

säge», als «Energiebündel» oder als «zu freudvoll und lebenslustig für den hiesigen Uni-Betrieb». Tatsächlich wurde ihr in der Schweiz eine feste Professorenstelle verwehrt, sie kam nicht über eine Assistenzprofessur hinaus. Anders in den USA, wo sie heute als ordentliche Professorin an der Indiana University lehrt. Spezialisiert hat sie sich auf mittelalterliche Literatur, einen Nischenbereich, doch mit ihr kann man auch vortrefflich über Gottfried Keller, Ingeborg Bachmann oder Alfonsina Storni, die argentinische Autorin mit Tessiner Wurzeln, diskutieren.

Sie lädt mich für das Gespräch zu sich nach Hause ein, gleich an der Stadtgrenze zu Zollikon. Die Häuser hier scheinen eine magische Anziehungskraft auf Denker auszuüben: In der Nachbarschaft lebte der Philosoph Ernst Bloch (1885–1977), nachdem er 1933 vor den Nazis nach Zürich geflüchtet war. Schriftstel-

ler Max Frisch (1911–1991) wohnte mit seiner Familie im selben Haus wie jetzt Hildegard Keller. Dessen Familienwohnung befand sich unten im Erdgeschoss; im dritten Stock, der jetzigen Wohnung Kellers, hatte der Schriftsteller sein Büro. Der Schreibtisch der Germanistin steht genau da, wo seiner stand. «Leider habe ich in den Archiven kein Foto gefunden, auf dem man ihn hier sieht», sagt sie.

War Max Frisch ein Grund, hierherzuziehen? «Überhaupt nicht. Erst einige Monate nach dem Einzug haben mein Mann und ich erfahren, dass Frisch hier seinen «Stiller» geschrieben hat.» Den wunderbaren Balkon mit Sicht auf den Zürichsee konnte Frisch noch nicht geniessen; der Autor hatte hier bloss eine Kammer mit kleinem Fenster gemietet. Wo heute der Durchgang zum Wohnzimmer ist, war einst eine Wand.

Durch die Wohnung sei Max Frisch für sie und ihren Mann, einen Juristen, wichtig geworden. Gemeinsam organisieren sie mehrgängige literarische Diners, gesellschaftliche Anlässe mit Literatur und Kulinarik am grossen Stubentisch. Beide beschäftigen sich intensiv mit Leben und Werk des berühmten Schweizer Autors.

## Vorreiter der TV-Casting-Shows

Keller ist eine Frau von überbordender Energie. Sie ist eine Person, die viel lacht, die begeistert, ja euphorisiert ist von allem, wovon sie gerade erzählt. War sie dem akademischen Betrieb hier zu bunt, zu laut? Keller umschifft elegant das Thema Universität Zürich. «Ich bin aus der hiesigen Enge in die Welt gegangen. Der Schritt in die USA war ein Schritt in die Freiheit.» Ohne Kinder, pflegt sie einen Lebensstil, der noch immer jenem einer Jugendlichen gleicht, die neugierig die Welt entdeckt. Sie hat Lehraufträge rund um den Globus, von der Türkei bis Argentinien. «Natürlich, als Germanistin bin ich am liebsten da, wo Deutsch die Muttersprache ist. Doch es hat sich nun mal so ergeben.»

Weshalb spezialisiert sich jemand wie sie auf ein Randthema wie mittelalterliche Literatur? «Im Mittelalter konnten die wenigsten Leute lesen. Literatur wurde vorgetragen. Vergleichbar mit heutigen Performances», sagt

sie. «Das ist hochspannend und für mich ein ideales Sprungbrett zu multimedialen Projekten.» Literatur ist für Keller nichts, was sich im stillen Kämmerlein abspielt. Sondern etwas, was man gemeinsam erlebt. Deshalb kommt ihr auch der Bachmannpreis so gelegen. Der Vorlesewettbewerb wird seit Jahrzehnten live auf dem Kultursender 3sat übertragen und ist damit so etwas wie der Vorreiter der heutigen TV-Casting-Shows. Die Teilnehmer lesen ihre Stücke vor, die Juroren besprechen sie live, streiten zuweilen auch über die Bewertung. «Alles passiert vor laufender Kamera, es gibt keine Absprachen im Hinterzimmer», sagt sie. Seit neun Jahren ist sie in der Jury dabei, noch immer sei das ein grosses Abenteuer.

An der Universität hält sie nicht nur klassische Vorlesungen und Seminare, sondern produziert mit den Studenten auch Hörspiele, macht öffentliche Kunstaktionen. Sie selbst sieht sich als Regisseurin, Künstlerin und Performerin, die sich irgendwo im Bereich zwischen Literatur, Kunst und Wissenschaft bewegt. «In Europa sind Kunsthochschulen und Universitäten strikt getrennt. In den USA nicht. Das kommt mir gelegen.» Man müsse sich die Indiana University so vorstellen, als wären hier die Universität Zürich und die Hochschule der Künste vereint.

### «Angebot und Nachfrage beeinflussen den Bildungsmarkt – auch positiv.»

Abgesehen vom Political-Correctness-Wahn, ist sie des Lobes voll für das US-amerikanische System. Selbst an einer staatlichen Universität wie in Indiana kommen nur 23 Prozent der Einnahmen vom Staat, den Rest muss sich die Uni selbst erarbeiten. «Dadurch ist man gezwungen, viel mehr auf die Bedürfnisse der Studenten einzugehen. Sie werden besser betreut, und das Angebot ist attraktiver als hier», sagt Keller. «Schon mit den Bachelor-Studenten herrscht eine Kommunikations- und Beziehungskultur, die wir hier nicht einmal in der Doktorandenausbildung kennen.» Die Studenten bezahlten viel Geld, verschuldeten sich zum Teil schwer, da stehe die Universität in der Pflicht, ihnen etwas zu bieten. «Angebot und Nachfrage beeinflussen den Bildungsmarkt – auch positiv.»

### «Janis Joplin der Germanistik»

Aufgewachsen ist Keller in Wil SG, studiert hat sie Germanistik und Spanisch, zuerst in Basel, dann in Zürich. Sie war Schülerin von Professor Alois Haas, dem grossen Experten für deutsche Mystik. Haas ebnete Keller den Weg zur Kultur und Literatur des Mittelalters, im Fachjargon Mediävistik genannt. «Es hätte auch in eine andere Richtung gehen können,

ich bin vielseitig interessiert.» Die Liebe brachte sie in jungen Jahren nach El Salvador, dort arbeitete sie an der Deutschen Schule und am Goethe-Institut. Sie kam zurück, 1992 doktorierte sie, 2000 wurde ihre Habilitation angenommen. An der Uni Zürich war sie Assistenzprofessorin, bis ihr 2008 die Indiana University in Bloomington den Lehrstuhl anbot. Dort hat die exzentrische Professorin mittlerweile den Ruf als «Janis Joplin der Germanistik».

Interessieren sich amerikanische Studenten für deutsche Mittelalter-Literatur? «Ja, sicher. Aber ich mache auch viel anderes.» Sie erzählt, wie sie schon Mundart-Autor Pedro Lenz an die Uni eingeladen habe. «Er hat schweizerdeutsch aus «Der Goalie bin ig» gelesen und ein Schotte aus der schottischen Übersetzung.» Für die Amerikaner sei das ein ungewohntes Erlebnis gewesen. «Die haben den schottischen Text gesehen und etwa so viel verstanden, wie wenn wir Holländisch lesen müssten.» Es sei ein wunderbarer Anlass geworden. Der Bündner Autor Arno Camenisch sei ebenfalls schon bei ihr gewesen. Auch er passt zur Performerin Keller: Lenz und Camenisch sind beides Autoren, deren Texte vorgelesen besser wirken, als wenn man sie selbst liest.

Über zwei Stunden reden wir über ihr Leben, die Literaturszene und ihre zukünftigen Projekte: einen neuen Film, eine Gastinszenierung in Buenos Aires und ein Buch über Hannah Arendt. Als wir uns verabschieden, fragt sie: «Haben Sie genug Stoff für den Artikel?» Die Materialfülle ist bei ihr das geringste Problem: Sie hat während des kurzen Besuchs mehr erzählt als andere Leute in einer Woche. ○



### WORTE ZUR SCHWEIZ

«Die Schweiz ist für mich Harmonie pur. Wenn ich alles das, was wir in unserem Zuhause haben, auch im Auto hätte, dann würde ich allen anderen um die Ohren fahren. Ich fühle mich hier zu mehr als hundert Prozent happy, es gibt nichts Schöneres. [...] Dass die Schweiz ganz klar die einzige Heimat ist, die ich habe, liegt vermutlich auch daran, dass ich sehr früh von zu Hause weg war und sehr viel im Ausland gelebt habe. Natürlich bin ich Deutscher, ich habe noch einen deutschen Pass, und ich freue mich auch jedes Mal wieder, nach Deutschland zu kommen. Aber: Heimat ist da, wo wir uns glücklich fühlen – und das ist eben am Genfersee.»

Michael Schumacher, 48, erfolgreichster Pilot der Formel-1-Geschichte.

1. August

## Rütli–Casablanca

Von Alex Baur — Als Agnostiker bete ich Jahr für Jahr: auf dass der Schweizerpsalm uns ewig erhalten bleibe.

**A**uch heuer werde ich am 1. August mit meiner Frau aufs Rütli pilgern. Und wie schon im letzten Jahr werde ich bei der Intonation der sogenannten neuen Landeshymne meine Lippen zusammenkneifen wie ein Kind, das seine Suppe nicht auslöffeln mag. Umso inbrünstiger – so wie Laszlo im Film «Casablanca» (1942), als er den deutschen Besatzern die Marseillaise entgegenschmetterte – werde ich den Schweizerpsalm auf den Vierwaldstättersee hinausposaunen.

Der neue Text stammt von der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft (SGG), die das Rütli treuhänderisch verwaltet. Man könnte sich nun fragen, woher sich dieser Verein das Recht nimmt, der Eidgenossenschaft eine neue Hymne zu verpassen. Aber das ist nebensächlich. Auf dem Rütli ist man tolerant. Da lässt man auch Reden über sich ergehen, die man sich freiwillig niemals antun würde.

Die Präambel der Bundesverfassung von 1999 diente als Vorlage für die SGG-Hymne. Das mag gut gemeint sein, ist aber schon im Ansatz falsch. Erstens ist das Bekenntnis zu den Grundrechten ein innerer Vorgang, der uns nicht aufgenötigt werden sollte, als wären wir Soldaten, die kollektiv auf einen Fahnen- eid schwören müssen. Zweitens mag ich keine Gesetze singen. Aus volkspädagogischer Sicht könnte man auch den allgemeinen Teil des Strafgesetzbuches (Resozialisierung inklusive) zur Hymne erklären. Aber das passt einfach nicht zu Feierlichkeiten.

Der Schweizerpsalm sei unverständlich, nörgelt eine Gruppe von Altpolitikern (Moritz Leuenberger, Ruth Dreifuss, Ruth Metzler, Eveline Widmer-Schlumpf). Gerade das ist aber der grösste Vorteil unserer Hymne, die 1841 von einem Katholiken komponiert und einem Protestanten gedichtet wurde. Da ist nichts drin, was dem einen oder andern sauer aufstossen könnte. Der Psalm, inhaltlich ein Mix von Wetterprognose, Lob der Schöpfung und Liebeserklärung an die Alpen, ist der kleinste gemeinsame Nenner, der unsere Nation zusammenhält.

Der Psalm ist ein strikt konfessionsneutrales Gebet, das auch für Juden oder Muslime akzeptabel ist. «Und die fromme Seele ahnt/Gott im hehren Vaterland» – da wird sogar einem Agnostiker wie mir warm ums Herz. Der Schweizerpsalm klingt, gleich einer lateinischen Messe, einfach schön und mystisch, gerade weil man den tieferen Sinn nur erahnt. Er möge uns ewig erhalten bleiben.

# «Der Jungbrunnen ist in unserem Körper»

Der Schweizer Tony Wyss-Coray hat alten Mäusen neues Leben eingehaucht, indem er ihnen das Blut junger Artgenossen verabreichte. Jetzt sucht der Biologe im amerikanischen Silicon Valley nach Wegen, um auch Menschen zu verjüngen. Die Spur ist heiss. *Von Alex Reichmuth*

Alte, gebrechliche Frauen werden in Schubkarren an ein Wasserbecken herangebracht. Sie gehen hinein, baden in wundervoller Flüssigkeit und entsteigen auf der anderen Seite als junge, gesunde Mädchen. «Der Jungbrunnen» des deutschen Malers Lucas Cranach von 1546 stellt so treffend wie wohl kein zweites Gemälde die Sehnsucht nach ewiger Jugend dar. Die Lebensuhr rückwärtszudrehen, ist aber ein unerfüllbarer Traum – das zumindest ist heute die weitverbreitete Überzeugung. Doch neueste Forschungsergebnisse, die vor allem aus Amerika eintreffen, scheinen auf das Gegenteil hinzuweisen: Die Erneuerung des Lebens könnte erreichbar sein. An vorderster Front im Kampf gegen Alter und Gebrechen arbeitet Tony Wyss-Coray – ein Schweizer Biologe, der seine Karriere in Bern gestartet hat.

**Tony Wyss-Coray, Sie konnten nachweisen, dass junges Blut, das in den Adern alter Mäuse fließt, zu einer Verjüngung führt. Muskeln und Organe erneuern sich. Die alten Tiere werden vitaler. Haben Sie den Jungbrunnen gefunden?**

Die Vorstellung des Jungbrunnens ist faszinierend. In der Tat zeige ich oft das Bild von Lucas Cranach, um meine Forschung verständlich zu machen. Unsere Erkenntnisse sind allerdings noch bei weitem zu rudimentär, um die Entdeckung des Jungbrunnens verkünden zu können.

**Ihre Arbeit bringt es mit sich, dass Sie mitunter auf Experimente setzen, die etwas gewöhnungsbedürftig sind. So haben Sie Mäuse aneinandergenäht, jeweils eine alte und eine junge. Wie muss man sich das konkret vorstellen?**

Wir nähten jeweils zwei Mäuse an der Seite zusammen und verbanden ihre Haut. Es bildeten sich gemeinsame Blutgefäße, so dass sich das Blut der Tiere ein Stück weit vermischen konnte. Die Mäuse waren in einer ähnlichen Situation wie siamesische Zwillinge. Wir fixierten sie zusätzlich am Knie und am Ellenbogen, damit sie sich gemeinsam fortbewegen konnten.

**Das muss ein jämmerlicher Zustand sein. Man täuscht sich. Allgemein sind Mäuse sehr widerstandsfähig und können sich rasch an neue Umstände anpassen. Sie lernen darum schnell, wie sie sich bewegen müssen, wenn sie aneinandergenäht sind. Nur eine Woche nach dem Eingriff verhiel-**



«Faszinierende Vorstellung».

ten sich die Mäuse so, als wären sie nie getrennt gewesen. Die meisten Tiere bauten sogar Nester. Vielen Beobachtern wäre auf den ersten Blick wohl gar nicht aufgefallen, dass die Mäuse aneinandergebunden waren.

**In Europa sind solche Tierversuche verboten.**

Wir Menschen haben zwar intuitiv das Gefühl, es müsse für Mäuse schrecklich sein, an eine andere genäht zu sein. Wissenschaftlich aber lässt sich belegen, dass die Mäuse keineswegs leiden. Das zeigen etwa Hormonmessungen. Auch die Lebenserwartung dieser Tiere ist absolut normal.

**Hätte man den alten Tieren nicht einfach Blut ihrer jungen Artgenossen spritzen können, statt sie aneinanderzunähen?**

Die Methode der Parabiose, also des Verwachsens fremder Gewebe, wird seit hundert Jahren mit beträchtlichem Erfolg angewendet. Auf diese Art gelang es etwa, bestimmte Hormone zu identifizieren. Hier an der Stanford University glückte meinem Kollegen Thomas Rando 2005 mittels zusammengeprägter Mäuse erstmals der Nachweis, dass sich Stammzellen in Leber und Muskeln alter Tiere verjüngen können, wenn in ihnen das Blut junger Tiere fließt. Von daher war es für meine Gruppe naheliegend, vorerst mit der Parabiose weiterzumachen. Wir haben anschliessend aber tatsächlich getestet, ob die Verjün-

gung auch funktioniert, wenn man alten Mäusen junges Blut direkt in die Adern spritzt. Das ist handwerklich nicht einfach, da man während vieler Tage immer wieder die feinen Blutgefäße der Mäuse punktieren muss. Zudem ist das Blut von etwa fünfzig jungen Mäusen nötig, um damit ein Präparat für einen Versuch mit alten Tieren zu erzeugen. Wenn schon, ist darum das Experiment mit den Blutinjektionen ethisch fragwürdiger als das mit den zusammengeprägten Tieren.

**Jedenfalls konnten Sie bereits ein Protein im Blut der Mäuse bestimmen, das für die Verjüngung verantwortlich sein könnte.**

Man muss hier vorsichtig sein. Das Ganze ist sehr kompliziert. Es gibt unzählige Proteine, die für die Verjüngung bei Mäusen mitverantwortlich sein könnten – nicht nur das, was wir nun als «Hauptkandidaten» sehen.

**Bahnbrechend ist aber Ihre Erkenntnis, dass alte Mäuse auch dann eine Verjüngung erfahren, wenn man ihnen Blutpräparate junger Menschen verabreicht.**

Das ist in der Tat bemerkenswert. Menschliches Blut enthält offenbar Faktoren, die bei Mäusen verjüngend wirken. Ursprünglich wechselten wir übrigens nur darum zu Menschenblut, damit wir nicht so viele Mäuse verbrauchten. Der Wechsel hat sich als Glücksfall herausgestellt.

Und es drängt sich eine brisante Frage auf: Kann man mittels Blut nicht nur Mäuse, sondern auch alte Menschen verjüngen? Sie sind schon mitten in der Arbeit, um das zu klären.

Wir arbeiten derzeit mit Alzheimer-Patienten. Es geht darum, herauszufinden, ob das Blut junger Studenten oder Blut aus Nabelschnüren den Krankheitsverlauf günstig beeinflusst. Allerdings stehen wir ganz am Anfang. In einer ersten Testphase mussten wir sicherstellen, dass wir Menschen mit Alzheimer nicht etwa gesundheitlich schaden, wenn wir ihnen entsprechende Blutpräparate verabreichen. Momentan geht es darum, eine angemessene Dosis für eine grössere Testreihe zu finden. Wir haben die Blutpräparate bisher erst an achtzehn Alzheimer-Patienten getestet, was wissenschaftlich gesehen eine sehr kleine Zahl ist.

**Kann man schon abschätzen, ob es funktioniert?**

Ich bin derzeit nicht befugt, über die Resultate zu sprechen. Die gesammelten Daten müssen erst sorgfältig analysiert werden. Nur so viel: Ich habe inzwischen eine Firma gegründet, die aufgrund der Versuche an Alzheimer-Patienten kommerzielle Produkte entwickeln kann.

**Ist damit zu rechnen, dass in einigen Jahren ein Blutpräparat auf den Markt kommt, das das Leben verlängert?**

Das ist nicht völlig ausgeschlossen. Ein Präparat würde allerdings eher für länger anhaltende Gesundheit sorgen statt für ein längeres Leben. In den letzten Jahren sind in der Forschung einige Durchbrüche gelungen, die die Grundlagen dazu liefern könnten. Insbesondere ist heute klar, dass Altern ein flexibler Prozess ist, der im Prin-

zip beeinflussbar ist. Es ist anderen Wissenschaftlern schon gelungen, spezialisierte menschliche Zellen in sogenannte pluripotente Stammzellen zu verwandeln, sie also quasi in ihren ursprünglichen Zustand zurückzusetzen. Diese Zellen haben wieder das biologische Alter null.

**Erstaunlich bei Ihren Entdeckungen ist, dass Blut nicht nur Informationen über den Gesundheitszustand liefert, etwa über die Existenz von Tumoren, sondern dass es den Körper sogar steuern kann. Trifft das alte Bild des «Safts des Lebens» also zu?**

Durchaus. Blut enthält Tausende Arten von Proteinen. Wir können nachweisen, dass sich diese Proteine im Lauf eines Lebens drastisch verändern. Aufgrund solcher Veränderungen lässt sich eine Uhr konstruieren, die das biologische Alter von Menschen sehr zuverlässig angibt. Es scheint nun so, dass solche Blutbe-

**«Theoretisch müsste es möglich sein, den Prozess des Alterns völlig zum Stillstand zu bringen.»**

standteile nicht nur Indikatoren der Gesundheit sind, sondern die Gesundheit selber steuern. Der Jungbrunnen liegt also in unserem Körper. Aus irgendwelchen Gründen trocknet er im Lauf der Jahre aus. Es geht darum, die Ursachen dafür zu erforschen und so zu einer Verjüngung zu finden – zumindest in einzelnen Organen.

**Die Uhr des Lebens lässt sich zurücksetzen?**

Darauf lassen zumindest die Ergebnisse schliessen. Auch bei unseren Versuchen mit Mäuseblut ist es so, dass Alterungsprozesse in den Organen ein Stück weit rückgängig gemacht werden. Man kann sich das vorstellen wie bei einem Auto: Nach jahrelangem Gebrauch kommt irgendwann der Tag, an dem es stillsteht, weil irgendein Teil den Geist aufgegeben hat. Wenn man das Auto sorgfältig wartet, läuft es meist länger. Aber es können auch einzelne Teile ausgewechselt werden, was quasi zu einer Verjüngung des Fahrzeugs führt. In der Biologie beginnen wir zu verstehen, dass hinter dem Altern molekulare Abläufe stehen, die grundsätzlich umkehrbar sind. Theoretisch müsste es also möglich sein, den Prozess des Alterns völlig zum Stillstand zu bringen.

**Ist das Ihr Ziel?**

Ein solches Ziel wäre verwegen. Wir versuchen vielmehr, einzelne Folgen des Alterns so weit wie möglich hinauszuzögern, also konkrete Alterskrankheiten wie Alzheimer, Diabetes oder Arteriosklerose anzugehen. Es wäre schon ein Glücksfall, wenn die Menschen dank diesem Ansatz bei guter Gesundheit hundert Jahre alt werden könnten. Es geht nicht in erster Linie darum, länger zu leben, sondern länger gesund zu bleiben.



## WORTE ZUR SCHWEIZ

«Wäre die Schweiz flach wie ein Pfannkuchen, wäre sie grösser als Preussen.»

Johann Wolfgang Goethe (1749–1832), deutscher Dichter, in «Tag- und Jahreshefte», 1803.

**Aber irgendwann können Menschen 150 oder gar 180 Jahre alt werden?**

Theoretisch ja. Ob das erstrebenswert ist, wäre eine andere Frage.

**Würden Sie persönlich ein Verjüngungspräparat einnehmen?**

Wenn es «nur» das Leben verlängert, würde ich es eher nicht nehmen. Mir wäre wichtiger, die Lebensqualität statt die Lebensdauer zu erhöhen. Eine Einnahme könnte ich mir vor allem dann vorstellen, wenn das Präparat gegen bestimmte Alterskrankheiten hilft. Sinnvoll wäre allenfalls ein Einsatz gegen Polymorbidität, wenn also mehrere Organe den Dienst zu versagen drohen.

**Wie kamen Sie als Wissenschaftler zu Ihrem Forschungsgebiet?**

Vielleicht durch meinen eigenen Alterungsprozess? (*Lacht*) Es gab kein eigentliches Schlüsselerlebnis. Ich bin nach dem Studium in Bern in die USA gegangen, um das Immunsystem des Gehirns zu erforschen. Dabei kam ich in Kontakt mit der Alzheimerkrankheit und suchte nach neuen Möglichkeiten, um die damit verbundenen Abbauprozesse zu verhindern. Es war ein Stück weit naheliegend, im Blut nach neuen Ansätzen zu suchen. Darum begann ich mit meiner Forschungsgruppe, im Blut Faktoren zu bestimmen, die mit dem Zerfallsprozess bei Alzheimer in Verbindung stehen. Dabei erkannten wir, dass der Alterungsprozess selber der Haupttreiber dieser Krankheit ist. Denn die erwähnten Veränderungen von Proteinen sind hauptsächlich durch das Altwerden gesteuert. Niemand bekommt im Alter von dreissig Jahren Alzheimer, jedenfalls nicht ohne erbliche Vorbelastung. Es war dann klar, dass wir den Prozess des Alterns grundsätzlich erforschen müssen, wenn wir bei der Bekämpfung von Krankheiten wie Alzheimer oder Krebs wirklich vorankommen wollen.

**Ist es für einen Wissenschaftler in Ihrem Forschungsgebiet zwingend, die Schweiz irgendwann in Richtung USA zu verlassen?**

Es ist in meinem Fach zumindest üblich, einige Jahre in Amerika zu arbeiten, meist nach Abschluss der Doktorarbeit. Mein Forschungsaufenthalt in den USA wurde ursprünglich vom Schweizer Nationalfonds mitfinanziert. Zuerst war ich in San Diego in Südkalifornien. Mein Chef wechselte aber kurz danach an die University of California



«Kleine konkrete Fortschritte»: Wyss-Coray.



«Der Beginn der Eidgenossenschaft ist ein Nein gegenüber dem von oben und aussen her sich meldenden organisatorischen Einfluss. [...] In jener Nacht 1291 auf der kleinen Rodung unter den mächtigen Bergwänden heisst es nur «Nein». [...] Dass es ein Ja war zum natürlich Gewordenen, natürlich Gebildeten, zum organisch Zustandegekommenen, spüren wir zwar, aber es brauchte, ja es konnte gar nicht ausgesprochen werden.»

Karl Schmid (1907–1974),  
Schweizer Germanist

in San Francisco. Meine Frau hatte damals gerade das zweite Kind bekommen. Wir standen vor der Wahl, dass ich meine Arbeit abbrechen würde und wir zurück in die Schweiz gingen, – oder dass ich mit meiner Familie ebenfalls nach San Francisco zöge. So geschah es dann. Später folgte ich dem Ruf an die Stanford University im Herzen des Silicon Valleys.

**Seither sind Sie Professor an einer der renommiertesten Hochschulen der Welt. Ist es denkbar, dass Sie als Forscher je in die Schweiz zurückkehren?**

Das ist eher unwahrscheinlich. Hier im Silicon Valley geht auf meinem Gebiet wirklich die Post ab. Und der amerikanische Forschergeist sagt mir sehr zu. Auch hat sich meine Familie hier gut eingelebt. Ich bin jetzt 52 Jahre alt. Da überlegt man sich gut, ob man an einem anderen Ort nochmals von vorne beginnen will.

**Sie sind einer der wenigen Forscher, für den die Entdeckung des Jungbrunnens in greifbare Nähe gerückt ist. Gibt es Momente, in denen Ihnen das unwirklich vorkommt?**

Ich bin nicht der Typ, der schnell abhebt. Es sind ja nur kleine konkrete Fortschritte, die wir machen. Aber Sie haben recht: Da ist die Erkenntnis, dass es den Jungbrunnen geben muss. Es tönt fast zu gut. Manchmal muss ich mich selber kneifen, um sicher zu sein, dass es wahr ist.

Tony Wyss-Coray, 52, studierte Mikrobiologie an der Universität Bern und schrieb eine Doktorarbeit in Immunologie. 1995 wechselte er an ein Forschungsinstitut in San Diego, USA, ein Jahr später an die University of California in San Francisco. 2002 wurde der Biologe an die Stanford University berufen. Seit 2011 ist Wyss-Coray ordentlicher Professor im Department für Neurologie und Neurowissenschaften der Stanford-Universität.

# Der Grossmeister

Noël Studer, 20, führt den Schweizer Schachsport in eine neue Ära. Er kämpft gegen Vorurteile und Missverständnisse.

Von Thomas Renggli und Karl-Heinz Hug (Foto)

Bern, Bärenplatz, an einem Sommermorgen. Zwei Parlamentarier hetzen mit dicken Mappen in Richtung Bundeshaus. Ein Strassenmusikant öffnet auf einer Parkbank den Gitarrenkoffer. Jugendliche sammeln Unterschriften für eine Petition. Welten prallen hier aufeinander wie nur an wenigen Orten in der Schweiz. Auf der Terrasse des Restaurants «Gfeller» nimmt Noël Studer einen Schluck Eistee. Granatrotes Poloshirt, Jeansbermudas, Brille mit schwarzen Rändern. Der junge Mann mit dem freundlichen Lächeln und der sportlichen Figur könnte Student sein, Triathlet oder Mittelstreckenläufer. Tatsächlich ist er in seinem Fach einer der Besten des Landes. Noël Studer, 20-jährig, aus Muri, ist Schachprofi und jüngster Grossmeister der Schweiz.

Wenn Studer den Menschen erzählt, was er im Leben so macht, kommt meistens die Frage: «Und was ist dein Beruf?» Ebenso sicher folgt ein Minderwertigkeitskomplex der Fragesteller. Denn das Spiel der Könige wird hierzulande automatisch einem elitären und hochbegabten Kreis zugeordnet. Ein normales Kind spielt Fussball oder geht in den Turnverein. Nur Wunderkinder werden von ihren Eltern im Schachverein angemeldet. Dieser Kategorie ordnet sich Studer selber nicht zu: «Ich war gut in der Mathematik, aber nicht extrem gut», sagt der Sohn einer Pharmazeutin und eines Staatsanwalts. Mit acht Jahren trat er dem Schachklub Bern bei. Mit einem Trainer zu arbeiten, begann er drei Jahre später: «Zu spät», wie er betont. Deshalb seien ihm die grossen internationalen Stars immer ein paar Züge voraus. Das werde sich kaum mehr ändern.

## Vermeintlicher Anfänger

In Bern war er aber schnell der König der 64 Felder. Nach kurzer Zeit spielte Studer besser als sein Trainer. Und auf dem Heimweg verdiente er das erste Geld mit Schach: Beim Waisenhausplatz schaute er zwei älteren Männern beim Gartenschach zu und liess sich auf ein Spiel um fünfzig Franken ein: «obwohl ich diesen Betrag gar nicht im Portemonnaie dabei hatte.» Die Routiniers buchten den Gewinn innerlich schon ab, als sie konsterniert zur Kenntnis nehmen mussten, dass ihnen der vermeintliche Anfänger keine Chance liess. «Schachmatt», hiess das Verdikt nach wenigen Minuten. «Sie bezahlten die Wette, aber machten mir klar, dass sie mich hier nie wieder sehen wollten», erinnert sich Studer.

«Schachfitness» sei entscheidend für den Erfolg im Spiel. Studer meint damit die gedankliche Flexibilität, das Antizipationsvermögen

und die Fähigkeit, auf neue Konstellationen zu reagieren. Albert Einstein sagte: «Schach ist das schnellste Spiel der Welt, weil man jede Sekunde Tausende von Gedanken ordnen muss.»

Studer sieht es ähnlich: «Man muss eine klare Strategie haben. Aber die lässt sich nur in der Eröffnung und im Endspiel konsequent umsetzen. Im Mittelspiel ist vor allem Intuition gefragt.» Sein Intellekt sei wohl über dem Durchschnitt, sagt der Berner. Wie hoch sein IQ ist, weiss er nicht: «Meine Eltern verraten es mir nicht.» Es ist davon auszugehen, dass er weit über dem Durchschnitt liegt.

Studer überlässt nichts dem Zufall. Er analysiert Partien aller Epochen, seit Beginn des 20. Jahrhunderts. «Es ist hochinteressant, zu beobachten und zu verstehen, wie die Leute damals dachten.» Sein Massstab sind die Grössten des Spiels: Spassky, Fischer, Karpow, Kasparow. Die gesellschaftliche Bedeutung und das Sozialprestige des Schachs in Russland faszinieren ihn: «Die grossen Duelle wurden oft zu propagandistischen Zwecken ausgeschlachtet.» Studer bezieht sich auf den «Match des Jahrhunderts» zwischen dem Amerikaner Bobby Fischer und dem Sowjetrussen Boris Spassky 1972 oder auf die epischen innersowjetischen WM-Kämpfe zwischen dem regimetreuen Anatoli Karpow und dem heutigen Oppositionspolitiker Garri Kasparow in den achtziger Jahren. «Schach ist wie das Leben», sagt Studer.

Heute steht Magnus Carlsen über allen. Der 26-jährige Norweger ist der Superstar der Szene und genießt bei Fans und Sponsoren den Status eines Popidols. Schon mit dreizehn Jahren wurde er Grossmeister, heute verdient er mit Schach Millionen und beschäftigt einen ganzen Stab von Sekundanten, die Partien analysieren und Eröffnungen vorbereiten.

Studers sportliche Bezugsperson ist ein früherer Kasparow-Sekundant, der Ukrainer Josif Dorfman. Mit ihm arbeitet er akribisch an seinem Eröffnungsspiel, analysiert Partien, profitiert von der immensen Erfahrung des früheren sowjetischen Meisters. Dorfmans Dienste kosten den Schweizer «eine fünfstellige Summe». Es ist Geld, das sich nur schwer wieder einspielen lässt. Aber Studer befindet sich auch auf finanziellem Parkett in der Offensive. Als erster Schachspieler wird er von der Fritz-Gerber-Stiftung, die begabte junge Menschen fördert, unterstützt. Weiteren Support erhält er von der Robert-Bosch-Stiftung. Seit kurzem vertraut er auf die Dienste eines Managers. Auf seiner Homepage ([www.noelstuder.ch](http://www.noelstuder.ch)) sieht man, wo





«Unendlich»: Schachtalent Studer, 20.

potenzielle Sponsoren ihr Label positionieren können – auf der Trinkflasche, auf dem Shirt oder auf der Facebook-Seite. Studer findet es schade, dass zwar viele Schachweisheiten («Denken Sie einen Zug voraus») in den allgemeinen Sprachgebrauch eingegangen sind, aber die meisten Firmen nicht auf die Idee kommen, mit einem Schachspieler zu werben.

Vielleicht ändert sich das, wenn sie auf Noël Studer aufmerksam werden. Konkretisiert haben sich seine Profipläne in der Sportförderungsklasse des Gymnasiums Hofwil. An der U18-WM 2014 realisierte er erstmals, dass er international mithalten kann. Der bisher wichtigste Schritt erfolgte vergangenen April in Karlsruhe, wo er die dritte Grossmeisternorm

erfüllte. Er ist erst der vierte gebürtige Schweizer, dem dies gelingt. «Ich will mich weiter verbessern», sagt er. Im Schach lässt sich dies in Zahlen, in sogenannten Elo-Punkten, dokumentieren. Momentan weist Studer knapp 2500 Elo-Punkte aus – das entspricht ungefähr dem 800. Platz in der Weltrangliste. «Wenn alles optimal läuft, kann ich 2700 Elo-Punkte erreichen», sagt er. Zum Vergleich: Magnus Carlsen kommt derzeit auf 2832 Elo-Punkte. Auf dem Weg zum Ziel reist Studer weite Distanzen. Er spielte schon in Aserbaidschan, Südafrika oder im russischen Chanty-Mansijsk Schach. Im weiteren Saisonverlauf wird er in Abu Dhabi und auf Kreta auftreten. Aber der wichtigste Termin findet vor der eigenen Haustüre statt: Ende Juli



## WORTE ZUR SCHWEIZ

«Die Schweiz ist ein Land, in dem sehr wenige Dinge beginnen, aber sehr viele Dinge enden.»

F. Scott Fitzgerald (1896–1940),  
US-amerikanischer Schriftsteller

das Internationale Schachfestival in Biel. Dort kann er sich erstmals als Grossmeister dem Heimpublikum präsentieren.

### Kein Platz in Magglingen

«Im Schach gibt es nie zweimal die gleiche Partie», sagt Studer, «unser Sport ist unendlich.» Gerade diese Tatsache macht eine gute Physis unerlässlich. Mit seinem persönlichen Fitnesscoach Damian Howald arbeitet Studer praktisch täglich an seiner körperlichen Form. «Viele bringen Schach mit rauchenden und dicken Menschen in Verbindung, aber auf Topniveau sieht das anders aus», sagt er. «Wer körperlich nicht fit ist, kann auch gedanklich nicht die Höchstleistung bringen.» Nach einer fünfstündigen Schachpartie sei er verschwitzt und physisch ausgelaugt. Und nicht selten folgen zwei Partien über diese Dauer am selben Tag aufeinander.

Der junge Berner entspricht nicht dem Klischee des introvertierten Genies, das tagein, tagaus über Denkaufgaben brütet. Er nimmt sich Zeit, einem Schachnovizen die Schwierigkeiten des Spiels plausibel zu machen: «Derzeit ist mein Spiel so, wie wenn eine Fussballmannschaft immer mit den gleichen elf Spielern antritt und immer über dieselbe Seite angreift. Ich muss vielseitiger und variabler werden.» Oder er zieht einen Vergleich zum Tennis: «Milos Raonics Schwäche ist die Rückhand. Deshalb spielen seine Gegner immer dorthin. Das ist im Schach gleich. Es geht darum, die Schwäche des Gegners zu finden.» Roger Federer stuft er als «grossartigen Sportler und super-sympathischen Menschen» ein. Noch stärker beeindruckt ihn Stan Wawrinka: «weil er nie aufgab und immer wieder Widerstände überwinden musste».

In der Schweiz spielt Studer nicht nur gegen die Widersacher am Brett, er kämpft auch gegen Vorurteile. Lange wurde Schach nicht als Sport wahrgenommen – allenfalls als Denksport. Vor dem Beitritt des Schweizerischen Schachbundes in den Schweizerischen Olympischen Verband (heute Swiss Olympic) im Jahr 2000 brachte die nationale Nachrichtenagentur Sportinformation keine Schachresultate. Und als sich Studer um die Aufnahme in die Sportler-RS bemühte, stiess er in Magglingen auf ein müdes Lächeln. Für Studer eine grosse Enttäuschung: «Es wäre mein Traum gewesen, mich dort ganz meinem Sport zu widmen.» Mittlerweile wurde er als «untauglich» beurteilt. Es muss sich um eine Fehleinschätzung handeln. Auf einen so versierten Strategen sollte auch das Schweizer Militär nicht verzichten. ○

# Und jetzt das Schawinski-Musical

Domenico Blass, der Chef-Pointenlieferant von «Giacobbo/Müller», musste sich nach Ende der Satiresendung neu orientieren. Doch für jemanden, der die Leute zum Lachen zu bringen vermag, sind schwierige Zeiten gute Zeiten. *Von Rico Bandle und Marvin Zilm (Bild)*

Er habe schon eineinhalb Jahre im Voraus gewusst, dass es Schluss sein werde mit «Giacobbo/Müller», sagt Domenico Blass. Erzählen durfte er aber niemandem davon. Ausser seiner Frau. Nicht einmal nach einem neuen Job umsehen durfte er sich.

Blass war neun Jahre lang der wichtigste Mann im Hintergrund bei der Satiresendung «Giacobbo/Müller». Bei jeder Sendung war er mit dabei. Er hat sie alle mitgestaltet, viele Ideen beigeleitet, Texte geschrieben. Und er hätte gerne weitergemacht. ««Giacobbo/Müller» hat meinem Leben Struktur gegeben», sagt er. «Die Woche hatte immer einen genauen Ablauf, der auf den Höhepunkt am Sonntagabend zusteuerte.»

Domenico Blass ist der wichtigste Comedy-Autor des Landes. Die Arbeit für die SRF-Satiresendung war sein grösster Auftrag, aber nicht der einzige. Manchmal erhält man den Eindruck, es gebe im Bereich des professionellen Unterhaltungstheaters in der Schweiz keine Produktion, an der Blass nicht irgendwie beteiligt ist. Er schrieb mit Regisseur Stefan Huber das Buch für das Musical «Io senza te», steuert Texte für Produktionen von Erich Vock bei, ebenso für Eigenproduktionen im Casinotheater Winterthur. Hinzu kommen Film Drehbücher, Fernsehproduktionen und Werbetexte.

Einige Namen von Auftraggebern darf er nicht nennen. Es gebe Komiker, die nicht öffentlich machen wollten, dass ein paar ihrer Sprüche eigentlich von ihm stammen. Das bedeutet: Wann immer in der Schweiz in einem Theater oder vor dem Bildschirm gelacht wird, kommt die Pointe womöglich von Domenico Blass.

## Ghostwriter von Christa Rigozzi

Comedy erlebt in den heutigen Zeiten der Unsicherheit einen Boom. Entsprechend hatte Blass nach «Giacobbo/Müller» auch keine Mühe, einen neuen festen Job zu finden. Er ist in einem Teilzeitpensum Chef der stark ausgebauten Comedy-Abteilung von Radio SRF 3. Sein Auftrag: den Musiksender zu einem Humorradio umzubauen.

Blass war schon immer Zudiener im Hintergrund. Den Applaus, die Aufmerksamkeit erhalten andere. Das ist ihm recht. Der Texter meidet das Rampenlicht, auch strebt er nicht nach Anerkennung wie andere Comedy-Autoren, die irgendwann Bücher schreiben. Ein Buch hat er zwar auch schon verfasst – als

Ghostwriter von Moderatorin Christa Rigozzi. «Ich muss nicht ernst genommen werden», sagt er. «Ich kann gut damit leben, einfach nur ein Unterhaltungsfuzzi zu sein.» Während des Gesprächs umspielt immer ein verschmitztes Lächeln seinen Mund, als führe er gerade etwas im Schilde.

Sein Werdegang zum gefragtesten Pointenlieferanten der Schweiz ist geprägt durch die Zusammenarbeit mit starken Persönlichkeiten. Drei Männer stechen dabei heraus: Medienpionier Roger Schawinski, Komiker Viktor Giacobbo und Autor Charles Lewinsky.

Nach der Matura arbeitete Blass einige Jahre auf einer Werbeagentur, bis er im Alter von 22 Jahren mit Schawinski in Kontakt kam. «Schawinski hatte mich noch nie gesehen, übertrug mir aber gleich die ganze Verantwortung für sein Magazin *Bonus*», erzählt Blass. Er ist des Lobes voll für seinen Entdecker. «Schawinski war fordernd, aber auch enorm motivierend. Bis heute bewundere ich seine Energie, sein Feuer.» Es waren wilde Zeiten: Blass schrieb bissige Porträts; legendär ist die Nummer über den damaligen SVP-Regierungsratskandidaten Ueli Maurer. «So bastelt man einen Regierungsrat», lautete der Titel, beigelegt war ein Ueli-Maurer-Bastelbogen zum Ausschneiden und Zusammenkleben. Das Heft war ein Riesenskandal.

Zu seinen liebsten Zielscheiben gehörte der damalige Fernsehdirektor Peter Schellenberg, den er konsequent als «Abwart» bezeichnete. «Was wir damals machten, war nicht immer das, was man heute unter fairem Journalismus versteht», sagt Blass. Sein Vorteil: Er bewegte sich im Windschatten Schawinskis. Der angriffslustige Radiounternehmer kriegte für die Blass-Texte sein Fett ab, nicht der Autor. «Viele Leute meinten gar, «Domenico Blass» sei Schawinskis Pseudonym.» Schawinski selbst reagiert begeistert, wenn man ihn auf Blass anspricht. «Man merkt innerhalb von fünf Minuten, ob jemand Talent hat oder nicht. Bei Domenico war mir sofort klar: «Das ist ein super Typ.»»



## WORTE ZUR SCHWEIZ

Wenn Sie einen Schweizer Bankier aus dem Fenster springen sehen, springen Sie hinterher. Es gibt bestimmt etwas zu verdienen.

Dem Schweizer Philosoph Voltaire (1694 - 1778) zugeschrieben.

Die beiden sind noch immer befreundet. Die gegenseitige Wertschätzung geht so weit, dass Blass ernsthaft in Erwägung zieht, ein Roger-Schawinski-Musical auf die Bühne zu bringen. «In den USA hätte man das schon lange gemacht. Die Schawinski-Story mit dem Piratensender würde sich hervorragend für die Bühne eignen», sagt er. «Auch die Musik von damals würde passen.» Schawinski sei sein Jugendidol gewesen. «Für ihn und sein Radio 24 ist meine Generation auf die Strasse gegangen.»

Die Idee ist bereits ziemlich ausgereift: Das Team des erfolgreichen «Ewigi Liebi»-Musicals wäre mit an Bord – Darko Soolfrank als Produzent und Dominik Flaschka als Regisseur –, doch Schawinski wiegelt ab: «Wie würden die Medien spotten, wenn es so etwas gäbe!», sagt er lachend. «Meine Frau und meine Tochter haben mir das zum Glück ausgedreht.»

## Schellenberg zitierte ihn ins Büro

Bei der Arbeit für *Bonus* kam Blass in Kontakt mit einer Person, mit der er jahrzehntlang beruflich und freundschaftlich verbunden geblieben ist: Satiriker Viktor Giacobbo. Blass schrieb an einem Porträt über den Komiker Beat Schlatter, rief dafür dessen Berufskollegen Giacobbo an. Die beiden trafen sich kurz darauf zufälligerweise an einer Party, lachten viel, da war die Verbindung hergestellt. Giacobbo frag-

## Zu seinen liebsten Zielscheiben gehörte Fernsehdirektor Schellenberg, den er als «Abwart» bezeichnete.

te Blass, ob er am Drehbuch für eine Kinokomödie mitschreiben wolle. Selbstverständlich war er dabei. 2001 kam «Ernstfall in Havanna» in die Kinos, ein Riesenerfolg. Als zweiter Hauptdarsteller figurierte Mike Müller. Es war der Beginn des fruchtbaren Trios Giacobbo/Müller/Blass.

Nach der Zeit bei Schawinskis Zeitschrift wechselte Blass als Praktikant zum Fernseh-Nachrichtenmagazin «10 vor 10» – und kriegte es mit Peter Schellenberg zu tun. Der mächtige Direktor zitierte seinen vorlauten Kritiker ins Büro, liess ihm den Angstschweiss über die Stirn laufen, um ihm dann zu sagen: «Es gibt drei Leute, die nie hier arbeiten dürfen.» Nach einer Kunstpause fuhr er fort: «Sie gehören nicht dazu.»

Blass blieb einige Jahre freier Mitarbeiter beim Fernsehen, schrieb daneben Drehbücher,



«Ich bewundere Menschen mit Ecken und Kanten»: Comedy-Autor Domenico Blass.

meist ohne Erfolg. In jener Zeit war Charles Lewinsky der unbestrittene König der humoristischen Schreibe in der Schweiz. Dessen Sitcom «Fascht e Familie» erreichte schwindelerregende Einschaltquoten. Blass besuchte bei

Lewinsky Schreibkurse. «Er hat mich sehr gefordert. Es war anstrengend, seinen Ansprüchen zu genügen.» Aber er habe von ihm sehr viel gelernt. «Lewinsky weiss einfach, wie das Handwerk funktioniert. Es ist unglaublich,

was er alles gemacht hat.» Blass schrieb dann für das Schweizer Fernsehen eine Sitcom, «Schöni Uussichte», mit insgesamt 26 Folgen (2005-2007).

Heute unterrichtet Blass selber angehende Comedy-Schreiber. Kann man lernen, lustig zu sein? «Lustig sein nicht. Aber lustiger zu sein schon.» Er zeige auf, wie man Geschichten erzählt, wie man Pointen schärft, zum Beispiel durch gezielte Übertreibung oder mit Hilfe möglichst absurder Querbezüge. «Das ist Handwerk, das kann man durchaus erlernen.»

Was ist typischer Schweizer Humor? «Keine Ahnung. Mit solchen Fragen kann ich wenig anfangen», sagt er. «Ich möchte die Leute einfach zum Lachen bringen.» Er sieht sich als Praktiker, theoretische Abhandlungen sind ihm fremd. Lieber beschäftigt er sich mit den alltäglichen Tücken seines Berufs: «Nirgends ist die Absturzgefahr so gross wie beim Humor.» Wenn bei einem Witz niemand lache, so werde es rasch peinlich. «Unser Erfolg ist klar messbar: Entweder die Leute lachen oder nicht.» Deshalb sei das Verfassen humoristischer Texte für ihn die Königsdisziplin. «Wenn das Publikum nicht lacht, hat der Autor versagt. Und das merkt nicht nur der Autor selbst, sondern jeder im Saal.»

Bei seiner neuen Stelle als «Head of Comedy» beim Radiosender SRF 3 versucht er, ein ähnliches Modell zu installieren wie einst bei «Giacobbo/Müller». Dort betreute er eine Gruppe von freien Autoren, die unter der Woche Pointen in eine Datenbank einspeisten. Wurde eine in der Sendung benutzt, so erhielt der Urheber 70 Franken. Beim Radio gibt es noch 50 Franken pro benutzte Pointe, bislang greifen die Moderatoren aber nur selten auf das Angebot zurück. «Wir sind immer noch in der Testphase», sagt er.

### Einfach nicht aufgeben

Domenico Blass redet nur positiv über die Leute, die er als Comedy-Autoren gerne auf die Schippe nimmt. «Ich bewundere Menschen mit Ecken und Kanten, Menschen, bei denen man weiss, wofür sie stehen. Über die kann man sich ärgern, aber man liebt sie auch.» Diese Leute hätten in der Regel auch kein Problem damit, wenn man sie satirisch aufs Korn nehme.

Wenn er von Personen schwärmt, die mit Leidenschaft und Risiko etwas auf die Beine gestellt haben, die mit ihrer Art auch anecken, so fällt früher oder später wieder der Name Roger Schawinski. Von ihm habe er gelernt nicht aufzugeben. «Es mag lächerlich klingen, aber sein Motto <You can get it if you really want> habe auch ich verinnerlicht. Vor allem die zweite Zeile: <But you must try, try and try>.» Man dürfe einfach nicht aufgeben, das sei beim Schreiben besonders wichtig. «Vor allem, wenn alle rundherum sagen: <Das wird nichts.>» Auch an seiner Idee eines Schawinski-Musicals hält er noch immer fest: «Ich würde Schawinski zum Helden machen!» ○

# Hollywoods Lieblinge aus St. Gallen

Ob Amal Clooney, Michelle Obama oder Pippa Middleton: Die Promi-Damen fliegen auf die Stickereien des St. Galler Traditionshauses Forster Rohner. Wie werden die kostbaren Stoffe hergestellt? Ein Betriebsbesuch von Claudia Schumacher und Martin Mischkulnig (Bilder)



200 Jahre Stickerei-Erfahrung: Forster-Rohner-CEOs Emanuel (l.) und Caroline Forster mit Kreativdirektor Hans Schreiber im Archiv der Stickerei.

«Das ist der Stoff, aus dem Pippa Middletons Brautkleid gemacht wurde», sagt Hans Schreiber, Kreativdirektor im Hause Forster Rohner, und lässt die Journalistin im St. Galler Hauptsitz der Firma eine wunderschöne Stickerei in Ivoire betasten. Als die kleine Schwester von Herzogin Kate von Cambridge im Mai den Rennfahrer und Hedge-Fund-Manager James Matthews heiratete, war dem St. Galler Stickerei-Unternehmen erneut ein Coup gelungen.

Der britische Designer Giles Deacon, der das Brautkleid für Kate Middletons kleine Schwester entwarf, hatte sich an Schreiber gewandt, verriet aber nicht mehr über die Braut, als dass sie ein «important socialite» sei. Schreiber unterbreitete Deacon in der Folge einige Entwürfe, am Ende entschied sich der Engländer für Giupure, eine Ätztickerei, mit einem transparenten Blütenmuster. Ausserdem wollte er für das Dessin «endlose Exklusivität – was

wir normalerweise nicht gewähren», so Schreiber. Selbst bei Prominenten werde in seltenen Fällen nur eine Exklusivität von ein bis zwei Jahren auf den Stoff gewährt, bevor Forster Rohner die Stickerei auf den Markt bringe. Aber Deacon bestand darauf. Und man wusste bei Forster Rohner, dass die Middleton-Hochzeit anstand. So liess man sich in leiser Ahnung darauf ein. «Und am Ende ist ein wunderschönes Kleid entstanden!», betont Schreiber, auch Wochen danach noch begeistert.

## Technische Textilien für Hollywood-Sets

Natürlich sind derart stark medialisierte Ereignisse als Werbung vom Feinsten auch für Forster Rohner unbezahlbar. Die Laien-Öffentlichkeit wüsste gar nichts von den St. Gallern, die die Stoffe für die Haute Couture produzieren, wäre da nicht immer mal wieder eine Middleton, eine Obama oder eine Clooney,

welche sich in Kreationen aus den St. Galler Stoffen zeigt – und damit auch in den Klatschblättchen beim Coiffeur zu sehen ist. Dabei kann man die Bedeutung der St. Galler kaum überschätzen: Oft sind sie es, welche die Designer erst zu ihren Entwürfen inspirieren. Denn der Stoff ist häufig zuerst da und steht somit am Anfang vieler Ideen.

Bei einem Kaffee an einem Konferenztisch bei Forster Rohner kabbeln sich die Co-CEOs Caroline Forster, 37, und Emanuel Forster, 42, um die Frage, wie das so ist, wenn man als Bruder und Schwester ein Familienunternehmen leitet. Kann man da immer professionell diskutieren, oder zeigt man mit dem Finger auf den anderen, wenn man sich übervorteilt fühlt, und wirft ihm vor, dass er einem schon mit fünf Jahren die Glace geklaut hat? «Wir haben nie Streit um Glace gehabt», antwortet Emanuel Forster trocken. «Ja, weil du sie mir

immer einfach weggenommen hast!», scherzt seine kleine Schwester Caroline. Letztlich einigen sie sich darauf, dass die positiven Dynamiken in einem Familienunternehmen viel wert seien. Das Engagement sei ein anderes, wenn man ein Familienerbe antrete, und es bestehe nicht wie bei Externen die Gefahr, dass einer Interessen verfolge, die nicht dem Unternehmen entsprechen. «Man ist eben auch mit dem Betrieb aufgewachsen», meint Caroline Forster. «Da empfindet man eine andere Verantwortung.»

Unter dem Dach von Forster Rohner sind diverse Business-Units vereint: Forster Willi, die Haute-Couture-Einheit mit dem Kreativchef Hans Schreiber; Jakob Schlaepfer für Couture und Interior; Forster Rohner für Lingerie – alle drei Sparten unter der geschäftlichen Leitung von Emanuel Forster. Dazu kommen die Inter-Spitzen AG für Lingerie und FRTI für technisch innovative Textilien – beide Einheiten verantwortet Caroline Forster. Im technisch-innovativen Bereich entstehen auch krude Dinge wie aus leitfähigem Garn gefertigte Textilien, die Licht abstrahlen wie Scheinwerfer – und etwa an Hollywood-Filmsets zum Einsatz kommen. Überhaupt ist man bei Forster Rohner auch für schräge, lustige Aufträge zu haben. So wurde etwa auch der Stoff für die Schleier von Playmobil-Bräuten im Haus gefertigt.

Die Produktion findet im Schweizer Hauptsitz mit 230 Mitarbeitenden, in Rumänien mit 350 und in China mit 300 Angestellten statt. Emanuel Forster reist als zweifacher Familienvater mittlerweile nicht mehr so oft, die jüngere Schwester hingegen, die sich im Verkauf starkmacht, hat achtzig bis hundert Flüge im Jahr: nach Paris, Mailand, London, Hongkong und New York, um einige Destinationen zu nennen. Als Erster stieg Emanuel Forster in den vormals von Vater Ueli Forster geführten Betrieb ein. Schwester Caroline, die ursprünglich Anwältin werden wollte, sah bei ihrem Bruder, «wie viele Möglichkeiten der eigene Betrieb bietet». Und so stiess auch sie hinzu; seit zwölf Jahren ist sie nun in der Führung – «auch wenn niemand mit mir gerechnet hat», sagt das blonde, zierliche Nesthäkchen der Familie mit einem breiten Grinsen.

### Hochgeschlossen ist sexy

Die Geschwister kennen die Abläufe im Haus schon von Kindesbeinen an, und als Teenager jobbten sie in den Ferien an den Stickereimaschinen. «Vier Viertel einfädeln mit dem Nadelabstand gering», fachsimpelt Caroline Forster, «das kann ziemlich schmerzhaft sein, wenn man nicht so geschickt ist.» Das Handwerk hat sie von der Pike auf gelernt. «Ich bin in so ziemlich allen Abteilungen gewesen», so Forster. Die zwei Co-CEOs haben noch einen Bruder, der im Verwaltungsrat sitzt, und eine Schwester, mit der Caroline Forster gemein-

sam ausserhalb des Stickerei-Betriebs noch eine Kinderkrippe führt.

Als Caroline Forster zu Inter-Spitzen kam, war sie zunächst einmal sechs Jahre lang damit befasst, ein neues Geschäftsmodell zu entwickeln. War man lange auf die dekorativen Stickerei-Einsätze bei Nachtwäsche und Unterleibchen spezialisiert, brach die Nachfrage sukzessive weg. Hauptsächlich ältere Damen trugen diese Art von Stickerei, sie war fast gänzlich aus der Mode gekommen. «Die Endkundin ist sozusagen ausgestorben», sagt Forster. Also musste sie andere Geschäftsbereiche erschliessen. Heute ist Inter-Spitzen auf BH, Slips, Bademode und Loungewear spezialisiert.

«Das Beispiel zeigt, wie extrem die Schwankungen sind, denen unsere Branche unterliegt», so Emanuel Forster. «Da wir breit aufgestellt sind, können wir aber insgesamt die Waage halten.» Geschäftszahlen veröffentlicht das Unternehmen nicht, nur die Anteile werden verraten: In der Gruppe sind Stickereien für die Lingerie, die Haute Couture und das Prêt-à-porter in etwa je von ähnlichem Gewicht. Im Moment sind die Zeiten gut:



Die Vielfalt an Farben und Mustern ist gewaltig.



In der Näherei werden die Stücke fertiggestellt.



Stickereien sind bei Frauen derzeit sehr gefragt.



### WORTE ZUR SCHWEIZ

«Wenn eine Nation frisch und froh der Zukunft entgegentreten darf, so ist es immer noch die schweizerische; noch ist sie unter den Völkern, was der Mittelstand unter den Ständen.»

Jeremias Gotthelf, (1797-1854), Schweizer Pfarrer und Schriftsteller

Stickerei ist schwer angesagt in der Frauenmode. Die subtile Erotik leicht transparenter Stickerei hat freizügige Décolletés ersetzt, hochgeschlossen ist das neue «sexy» – solange es sich um gestickte Kleider und Oberteile handelt, die gerade überall zu kaufen sind.

Bei einem Rundgang durch die Produktionshallen wird die handwerkliche Dimension der Stickerei deutlich – und das sehr hörbar. Die Maschinen sind so laut, dass die Mitarbeiter einen Hörschutz tragen. Die zarten Textilien herzustellen, bedeutet einen maschinellen Kraftakt. Chanel, Gucci, Valentino: Alle möglichen Edel-Logos sind auf den Stoffen zu sehen, die aus den Maschinen kommen. In separaten Räumen sitzen Frauen und nähen verschiedene Stickereien zu dreidimensionalen Endprodukten zusammen oder nähen Pailletten auf. Die Vielfalt an Farben und Mustern ist atemberaubend. Entstanden ist die Forster Rohner AG 1992 aus der Fusion der Forster Willi & Co AG (gegr. 1904) und der Jacob Rohner AG (gegr. 1873). Berücksichtigt man das angesammelte Wissen all der aufgekauften St. Galler Betriebe, lässt sich sagen: Man schaut hier auf 200 Jahre St. Galler-Stickerei-Erfahrung zurück.

### Kollektionen mit Konzept

Die Betriebsbesichtigung führt schliesslich ins Archiv. Dort sind sämtliche Kreationen seit Ende der vierziger Jahre der Marke Forster Willi abgelegt: in Bildbänden, die jeweils auf einer Doppelseite den eingeklebten Stoff sowie eine Fotografie aus einer Designkreation zeigen, bei welcher der Stoff zum Einsatz kam. Das Archiv dient nicht nur Kreativdirektor Hans Schreiber und seinem Team bei der Ideenfindung vor jeder neuen Kreation. Auch die Designer grosser Modehäuser statten dem liebevoll geführten Archiv, das in seiner Form einzigartig ist, Besuche ab, um Inspiration zu finden. «Und vieles ist auch einfach zeitlos», so Schreiber, der aus Schwaben kommt und in Antwerpen studierte. «Es gibt Kunden, die wollen das exakt gleiche Dessin aus dem Jahr 1954, nur in einer anderen Farbe.»

Die Zusammenarbeit mit den Designhäusern läuft zweigleisig: Zum einen wird auf direkte Kundenwünsche jederzeit im Jahr reagiert. Zum anderen bringt Forster Willi zweimal jährlich eine Kollektion heraus, welche auf Fachmessen vorgestellt wird. >>>

«Am Anfang jeder neuen Kollektion stehen Mood-Boards», so Schreiber, der nun mehrere grössere Kartons mit Collagen zur Ansicht hinlegt. Darauf sind Gemälde von Künstlern neben Gucci-Kleidern, royale Vorhänge aus anderen Jahrhunderten, Ethnisches aus fernen Ländern, kurzum: Kreatives aus der ganzen Welt zu sehen – das aber eine gemeinsame Schnittfläche hat, die dann zum Kern einer neuen Kollektion wird. Die Collagen tragen die Stimmung, welche die neue Kollektion transportieren soll. «Für Sommer 2018 haben wir uns etwa von japanischen Blumenillustrationen, den Gemälden Egon Schieles, Mode-Illustrationen von Howard Tangye und Szilard Huszanks Malerei inspirieren lassen», erklärt Schreiber. «Wir griffen für diesen romantischen Kollektionsteil mit Vintage-Charakter eine Technik aus den fünfziger Jahren auf, bei der die Kett- und Schussfäden gefärbt sind, wodurch beim Weben Muster entstehen. Dies inspirierte uns zu floralen, leicht verschwommenen Mustern.»

### Do-it-yourself-Blumen

So entstehen pro Kollektion 120 neue Dessins – «wobei es bei der letzten Kollektion etwas mehr waren», so Schreiber. «Die Modehäuser machen mittlerweile acht Kollektionen im Jahr und bringen alle sechs bis acht Wochen ein neues Programm in die Läden. Was ich reizvoll finde, denn so können auch wir mehr Neues schaffen. Der Hunger der Designer nach Innovation wird immer grösser.»

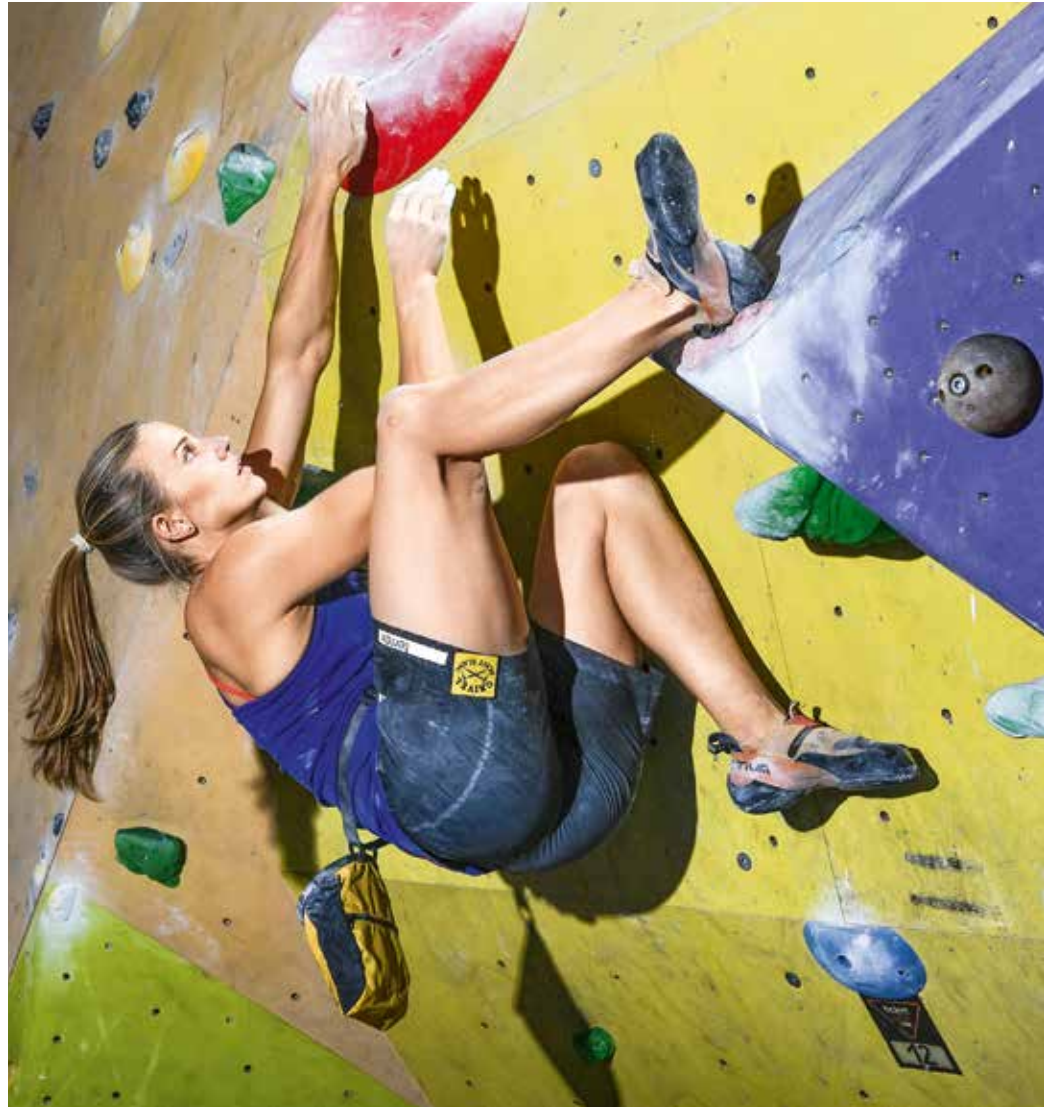
Erstaunlich ist, wie es bei Forster Rohner gelingt, ein altes Traditionsprodukt, das immer wieder totgesagt wurde, stets neu zu interpretieren und modisch ganz an die Spitze zu bringen. Kreativchef Schreiber trifft mit seinen Mood-Boards immer wieder den Zeitgeist. So lässt er sich auch einmal von einem Buch über Do-it-yourself-Blumen inspirieren – Ideen, mit denen er den Geschmack der Millennials trifft.

«Wussten Sie, dass ‹Broderie anglaise› auf Deutsch einfach ‹St. Galler Lochstickerei› genannt wird?», fragt Schreiber begeistert und stolz. «Mit unserem Standort ist wirklich ein sehr interessantes Erbe verbunden. Gleichzeitig finde ich den Gedanken, dass wir hier in der Provinz etwas für die Metropolen kreieren, sehr gesund.» Und nicht zuletzt haben die Schweizer Hobby-Näherinnen ihre Freude am ländlichen, leicht zugänglichen Standort am Rande St. Gallens: Sechsmal im Jahr ist Fabrikverkauf, und plötzlich sind Couture-Stoffe für Tausende Franken pro Meter – die genauen Preise kennen nur die Modedesigner; Forster Rohner gibt sie aus Diskretionsgründen nicht bekannt – als kleinere Stoffreste für ein paar Zehner erhältlich. Sechsmal im Jahr gibt's an der Flurhofstrasse in St. Gallen keine freien Parkplätze mehr. ○

# Die Spinnenfrau

Vom Säuliamt auf den Olymp. Die Bonstetterin Petra Klingler erreicht als Sportkletterin neue Höhen.

Von Thomas Renggli



«Auf allen Kontinenten»: Sportlerin Klingler.

Der Üetliberg ist nicht das Matterhorn – und das Zürcher Säuliamt kaum der Inbegriff für alpine Herausforderungen. Doch von hier stammt die Frau, die sich in der Vertikalen so gut zurechtfindet wie Spiderman: Petra Klingler, 25-jährige Sport- und Psychologiestudentin aus Bonstetten, gewann im vergangenen September in Paris vor 10 000 Zuschauern die WM-Goldmedaille im Bouldern. «Die Gedanken an diesen Wettkampf überwältigen mich noch immer – wenn man in der Wand die Standing Ouations des Publikums hört, geht alles plötzlich fast von alleine», erinnert sie sich an den goldenen Moment.

Bouldern? Das ist weder ein texanisches Trinkspiel noch ein holländischer Bootstyp. Es ist eine Disziplin im Sportklettern, die 2020 in Tokio in Kombination mit Speed- und Lead-

Climbing erstmals zum olympischen Programm zählt: «Bouldern ist sozusagen das Konzentrat unseres Sports – ungesichertes Klettern in Absprunghöhe mit kurzen und harten Einheiten, in denen die Punkte aufgrund des Schwierigkeitsgrads der Griffe verteilt werden», erklärt Klingler. Was dies an den Olympischen Spielen genau bedeutet, ist allerdings nicht bekannt. Drei Jahre vor dem wichtigsten Anlass in der Geschichte dieser Sportart hat das Internationale Olympische Komitee (IOC) den Austragungsmodus noch nicht festgelegt. «Es macht den Anschein, dass das IOC nicht die schnellste Instanz ist», sagt Klingler.

Die zierliche Blondine sitzt in einer Lounge-Bar an der Zürcher Europaallee beim Hauptbahnhof und nippt an einer Kaffeetasse. Der Treffpunkt ist praktisch wie symbolisch per-

fekt gewählt. Klingler wohnt in ihrem Studienort Bern und ist meistens mit den SBB unterwegs. In Zürich trainiert sie an der Kletterwand des Fitnessparks Milandia in Greifensee. Doch zu Hause ist sie auf der ganzen Welt: Der Weltcup 2017 führt sie von Meiringen nach China und Japan, zurück nach Europa (Amsterdam und Innsbruck) und via Colorado und Mumbai nach München: «Ich bin schon auf allen Kontinenten geklettert», sagt sie.

### Als Einjährige im Hochstuhl

Klettern in der Halle – das tönt für den Ausenstehenden nach einem Widerspruch per se. Die Romantik und die Wildheit der Bergwelt lassen sich ebenso wenig unter ein Dach transportieren wie der Expeditionsgedanke und das grosse Abenteuer. Doch beim Sportklettern steht der Leistungs – und Wettkampfaspekt im Vordergrund. Nur indoor – unabhängig von Witterungseinflüssen und Gesteinsstrukturen – kann man garantieren, dass alle Athletinnen die gleichen Bedingungen vorfinden.

Das Klettern gehört bei den Klinglers zur Familientradition. Vater Christof und Mutter Regula gingen schon mit den Grosseletern *z Berg*. Und so wurde auch Petra mit dem Klettervirus infiziert: «Ich besitze wohl das Kletter-Gen.» Dies führte zu frühkindlichen Höchstleistungen: «Als Einjährige sass ich plötzlich im Hochstuhl – meine Mutter weiss heute noch nicht, wie ich da reingekommen bin.» Schnell ging es noch weiter nach oben. Im Kindergarten und in der Schule waren die Bäume auf dem Pausenplatz ihr bevorzugtes Gelände – gelegentliche Abstürze inbegriffen: Wobei ein Loch im Kopf und ein Handgelenksbruch eine überschaubare Schadensbilanz waren. Auch im Reiten besass Klingler Talent. Mit vierzehn Jahren kam sie in die Auswahl für die Nationalmannschaft im Voltigieren. Doch aus zeitlichen Gründen entschied sie sich fürs Klettern.

Damit hat sie es mittlerweile so weit gebracht, dass sie teilweise vom Sport leben kann. Für den WM-Titel erhielt sie 3500 Euro Preisgeld. Dazu kamen Prämien von ihren Sponsoren (Adidas, die Outdoor-Ausrüster La Sportiva und Grivel sowie die Handcreme Kletter-Retter). Die Reisespesen übernimmt der Schweizer Alpen-Club (SAC). «Und einen wichtigen Beitrag steuern meine Eltern bei», sagt Klingler, die zwanzig bis dreissig Stunden pro Woche trainiert und ihren Trainer, den Berner Kevin Hemund, auf privater Basis beschäftigt.

So ist ihr Traum vom Sportlerleben momentan noch ein finanzielles Flickwerk. In ganz anderen pekuniären Höhen bewegte sich der grosse Star der Outdoor-Szene, der vor kurzem tödlich verunglückte Emmentaler Ueli Steck. Zu seinem tragischen Schicksal sagt Klingler: «Ueli Steck war ein grosses Vorbild in jeder Be-

ziehung und eine Ausnahmefigur in unserem Sport. Was er leistete, war beeindruckend. Aber ich würde das nie machen – auch weil es sehr riskant ist.» Auf die Frage, ob der «Tempolauf» am Berg nicht eine Respektlosigkeit der Natur gegenüber sei, sagt Klingler: «Nein. Denn Steck hat alles, was er machte, akribisch und seriös vorbereitet.»

### Ideologie des Kletterns

Die Beförderung zur olympischen Disziplin eröffnet nun auch der Zürcherin neue Perspektiven: «Das ist eine grosse Chance für uns alle und könnte die Sponsorensuche erleichtern.» Anfänglich erhielt sie bei ihren Anfragen von vielen Firmen nicht einmal eine Antwort. «Heute schreiben sie immerhin eine Absage.»

Mit der Würde kommt allerdings die Bürde – beispielsweise der verschärfte Blick der Dopingkontrolleure. Klingler glaubt zwar nicht, dass es eine Substanz gibt, die beim Klettern entscheidend helfen kann: «Jedes Kilo Muskelmasse muss man letztlich auch heben können», doch die Ideologie des Sports wird auf die Probe gestellt. Denn der Ursprung des Freeclimbings liegt in der Flowerpower-Bewegung Kaliforniens. Und dort verständigten sich die Protagonisten im Schatten der Felswände des Yosemite-Nationalparks gelegentlich mit Rauchzeichen. Schon einige Kletterer tappten wegen Cannabis in die Dopingfalle.

Im Säuliamt wird das Gras (grösstenteils) den Kühen überlassen. So blickt Petra Klingler ihrem olympischen Traum mit klarem Blick entgegen. Bevor es im Zeichen der fünf Ringe aufwärts geht, stehen aber noch diverse andere Höhepunkte bevor, beispielsweise die WM 2018 in Innsbruck oder schon Ende Januar 2018 ein Heimspiel, das Petra Klingler mittelfristig Platzprobleme in ihrer Wohnung eintragen könnte: die Vergabe der «Säuliämtler Sports Awards». Neun der letzten zehn Austragungen gewann Petra Klingler – einmal verzichtete sie, weil sie sich nicht selber nominieren wollte. Ein Ende dieser Serie ist nicht abzusehen. Denn schneller und behender kommt weit und breit niemand nach oben. ○



### WORTE ZUR SCHWEIZ

«Der Stock im Arsch der Schweiz ist ein harter Laugenknüppel aus Reichtum und lähmender Panik. Ein hart gebackener, weltfremder Klotz, der sich nur wenige Jahre nach dem Schliessen der Fontanelle im Darm des Schweizers als teigiger Parasit einnistet. Um dann mithilfe von Fleiss, Isolation und Erziehung so lange dort zu gären, bis der Wirt sich kaum noch ohne Schmerzen bewegen kann.»

Hazel Brugger (23), Schweizer Kabarettistin.

# Galaxus für jeden Scheiss



9.90  
Diaqua WC-  
Bürstengarnitur  
grün

 GALAXUS

# «Ich habe mich immer unterschätzt»

Europameister, Weltmeister, Ikone des weissen Balletts von Real Madrid. Er war der Mann, der die Tiefe des Raumes ergründete. Der Wahlschweizer Günter Netzer, 72, setzte als Fussballer Massstäbe – und qualifizierte sich auch im Berufsleben für die Champions League. Mit der *Weltwoche* spricht er über sein bewegtes Leben und das Rezept, in einer verrückten Welt nicht unterzugehen. Von Roger Köppel, Thomas Renggli und Marco Aste (Bild)

**Günter Netzer, Sie selber blicken auf eine dramatische Zeit zurück. Vor gut einem Jahr, am 8. Mai 2016, schwebten Sie nach schweren Herzproblemen in Lebensgefahr. Wie geht es Ihnen heute?**

Es geht mir besser als zuvor, und dafür bin ich äusserst dankbar. Vor einem Jahr konnte ich nicht damit rechnen. Die gesundheitlichen Probleme trafen mich wie der sprichwörtliche Blitz aus heiterem Himmel. Ich spürte eine kleine Unregelmässigkeit beim Atmen, die ich allerdings auf Magenprobleme zurückführte. So unterzog ich mich zuerst einer Magenspiegelung. Darauf wurde mir eine Katheteruntersuchung verordnet, um die Herztätigkeit zu kontrollieren. Und dann kam die niederschmetternde Diagnose: Alle drei Herzkranzgefässe waren total verkalkt. Am nächsten Tag wurde ich während viereinhalb Stunden operiert und erhielt sechs Bypässe. Ich ging haarscharf am Schlimmsten vorbei und hatte in meinem ganzen Leben zusammen gerechnet nicht so viel Glück wie an jenem Tag. Mein Dank geht an meine Frau Elvira für ihr schnelles und sensibles Handeln und an die Kardiologie der Hirslanden-Klinik, die die Voraussetzung dafür geschaffen hat, dass alles so glimpflich verlief und ich heute hier sitzen kann. Doktor Kunz hat einen fantastischen Job gemacht. Das haben auch alle Nachfolgeuntersuchungen gezeigt. Danke!

**Glauben Sie an Schicksal, oder war es Willenskraft?**

Beides sind Bestandteile meines Lebens. Ich sage, alles im Leben ist Bestimmung. Aber wenn einen das Schicksal ereilt, braucht es Willenskraft, um heikle Situationen zu überwinden.

**Wie sind Sie als Erfolgsmensch der Situation begegnet, einer höheren Sache ausgeliefert zu sein?**

Ich nenne mich selbst einen Musterpatienten. Wenn ich von einer Sache überzeugt bin; wenn mir mein Gegenüber klarmacht, weshalb das alles sein muss und was es braucht, gehorche ich. Kurz nach der Operation rief mich Franz Beckenbauer an und sagte: «Du, ich hab dasselbe, und du hast mir das Leben gerettet, weil du mir alles erzählt hast. Das nahm ich zum Anlass, ebenfalls eine Untersuchung zu machen, worauf mich die Ärzte praktisch direkt in den Ope-

rationssaal schoben.» Aber wissen Sie: Franz hat nur vier Bypässe. Das ist logisch: Er war das ganze Leben schlechter als ich ... (Lacht)

**Wie beschreiben Sie Ihre Nahtoderfahrung?**

Ich hab davon gehört, dass es Nahtoderfahrungen gibt. Aber ich habe das Gott sei Dank nicht erlebt. Ich habe zwei fürchterliche Tage auf der Intensivstation erlebt. Ich wachte nach der OP auf. Die Narkose hatte eine starke Wirkung, aber an der Herz-Lungen-Maschine angeschlossen zu sein, verstärkte die Wirkung. Ich fiel in ein Delirium, wie wir Schweizer das nennen: Halluzinationen, Paranoia, Albträume – das Schlimmste, was ich je erlebt

---

**«Zuverlässigkeit ist ein ganz wichtiges Wort in meinem Leben.»**

---

habe. Dazwischen gab es aber auch Phasen, in denen ich so klar war wie nie zuvor – so klar, dass ich mir gewünscht habe, einen Kugelschreiber und ein Stück Papier zu bekommen. Ich habe mir selber attestiert: «So schlau wie jetzt warst du noch nie.»

**Es gibt ja dieses Buch von Jan Philipp Reemtsma, «Im Keller», das von den Erinnerungen an seine Entführung handelt. Als er seinen Peinigern ausgeliefert war, entwickelte Reemtsma eine Theorie über den Menschen. Er kam zur Erkenntnis, dass es keinen Steuermann im Gehirn gibt, der alles unter Kontrolle hält. Das Ich sei vielmehr «eine riesige Turnhalle, die von Stimmungen durchweht wird». Haben Sie eine ähnliche Erfahrung gemacht?**

Ganz toll. Ich weiss nicht, ob es eine Stimmung war, die mich durch die Zeit auf der Intensivstation getragen hat. Aber es war eine Situation, in der ich mich auf eine Art gespürt habe, wie ich das noch nie erlebt hatte.

**Wie hat das Erlebte Ihr Weltbild verändert?**

Respekt und Demut sind wichtig. Die beiden Tugenden waren immer Bestandteil meiner Lebensphilosophie. Ich bin dankbar, dem lieben Gott gegenüber.

**Auch die Welt macht turbulente, verrückte Zeiten durch: Brexit, Trump, Macron – Berlusconi kehrt zurück. Wie ordnen Sie das alles ein?**

Es hat immer verrückte Zeiten gegeben, vielleicht ist jetzt der Grad der Verrücktheit – oder unser Empfinden, es sei so verrückt –

etwas intensiver. Mich beschäftigt der technologische Wandel: Er ist Fluch und Segen zugleich. Ich spreche vom Internet und von allem, was damit verbunden ist. In dieser Welt bin ich noch nicht angekommen.

**Sie haben nicht mal eine E-Mail-Adresse.**

Nein, aber neuerdings haben wir zu Hause einen Anrufbeantworter.

**Denken Sie darüber nach, sich auch ein Faxgerät anzuschaffen?**

Nein, einen Fax haben wir. Der ist in den Anrufbeantworter integriert. Das wurde alles installiert. Denn meine Frau ist ein bisschen pfffiger als ich. Ich lehne diese Neuerungen grundsätzlich ab, weil ich zu pflichtbewusst und seriös bin. Wenn ich E-Mail hätte und nicht immer sofort antworten würde, belastete mich dies. Zuverlässigkeit ist ein ganz wichtiges Wort in meinem Leben.

**Zurück zur Politik: Man hat den Eindruck, alle hätten Schaum vor dem Mund. Die Medien rotieren. Hysterie herrscht.**

Ich nehme das zur Kenntnis und sage: Die Welt ist verrückt geworden. Und ich übertrage das auf den Fussball: Der ist noch verrückter geworden.

**Sie reden vom Geld.**

Es sind alle Grenzen gesprengt worden. Es gibt kein Regulativ mehr. Viel Geld regiert, ganz viel – das ist etwas, was in die falsche Richtung geht.

**Dekadenz?**

Das will ich so nicht beurteilen. Auf jeden Fall geht es in die falsche Richtung. Was mit dem Bosman-Urteil und der Freizügigkeit der Spieler begann, hat jetzt überhandgenommen.

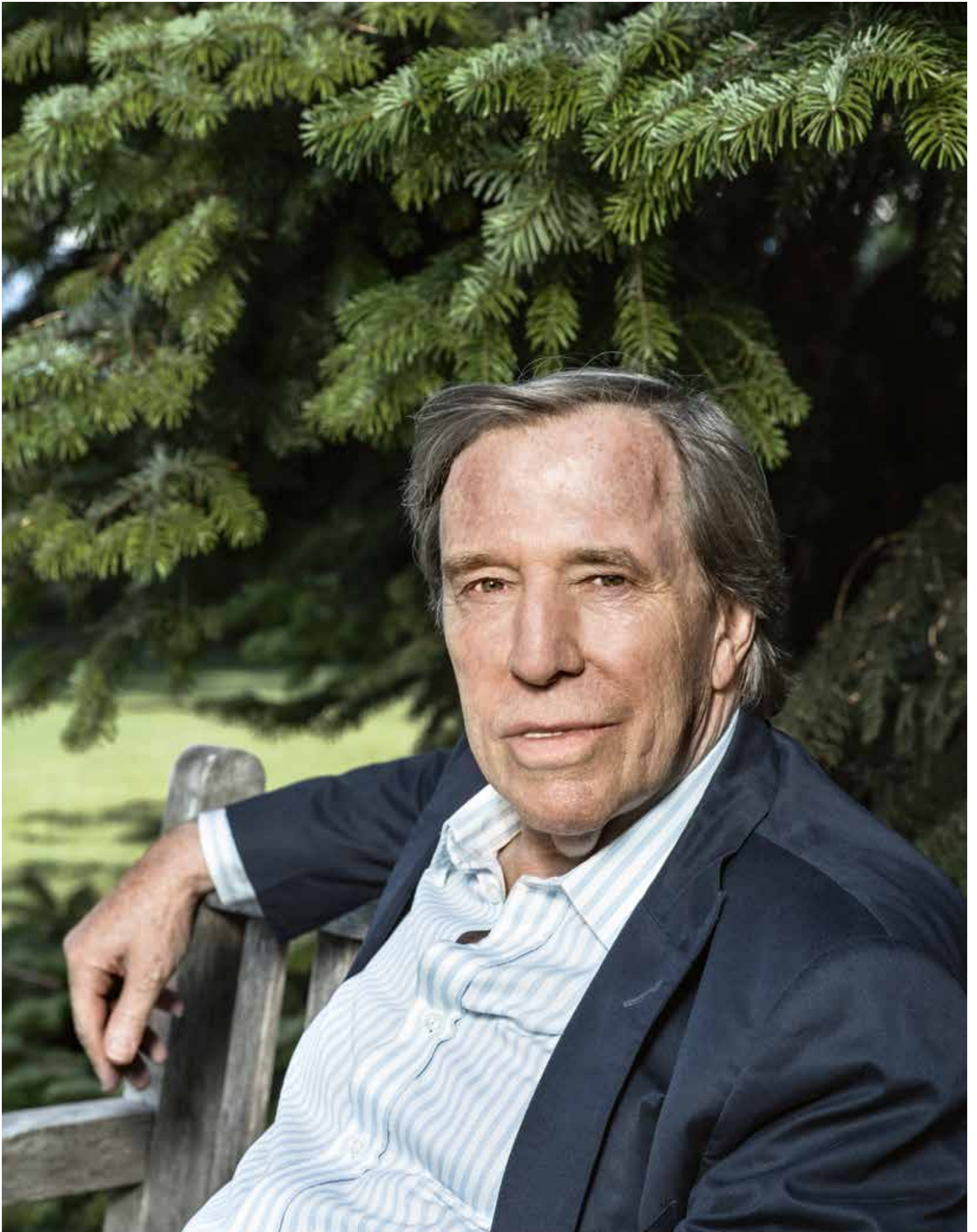
**Zu viel Geld verdirbt den Charakter?**

Ich bin immer geneigt, diese Floskeln nicht zu verwenden. Aber ich kenne keine bessere Formulierung. Es ist nicht alles schlecht, und da ist auch kein Bedauern, dass ich nicht daran teilnehmen konnte. Beckenbauer und ich haben unabhängig voneinander gesagt: «Wir würden nicht gerne jetzt spielen. Das kassieren, was die heute kassieren, das wäre in Ordnung – aber so zu leben? Nein, danke!»

**Was ist der Unterschied?**

Es ist alles zu transparent geworden. Wenn die gewusst hätten, was wir so alles auf die Beine gestellt haben ... Das ist heute nicht mehr möglich. Es gibt kein Eigen- und Privatleben mehr. Alles ist öffentlich.





«Es ist alles zu transparent geworden»: Fussballer-Legende Netzer.

**Blenden wir zurück in eine andere ver-rückte Welt: in die Welt Ihrer Kindheit. Sie sind 1944 geboren und im Nachkriegs-deutschland aufgewachsen – in einer rau-chenden Trümmerwüste. Was war das Wichtigste, was Ihnen, einem Einzelkind, die Eltern auf den Lebensweg mitgegeben haben?**

Ich kann da nicht dienen. Ich habe das nicht so erlebt, wie man es im Nachhinein auf die-sen Bildern sieht. Ich habe keine Erinne-rungen an ein zerstörtes Mönchenglad-bach; im Umkreis meines Elternhauses ist nichts passiert.

**Deutschland war verpönt, die Schande des Krieges drückte auf die Moral. Wie empfan-den Sie dies?**

Ich weiss es nicht. Als Kind nahm ich dies nicht wahr. Ich war ein Jahr alt, als der Krieg zu Ende ging. Mit fünf Jahren realisiert man so etwas auch nicht. Und in den 1950er Jahren begann wieder etwas Neues zu wachsen. Meine Eltern gaben mir eine Basis mit auf den Weg, eine Basis, um gross zu werden – und das zu werden, was ich heute bin. Meine Eltern waren einfache Leute. Meine Mutter führte einen Lebensmittel-laden, mein Vater war Samenhändler.

**Es gab diesen Moment nicht, dass der Vater den Sohn zur Seite nahm, um ihm die Rezepte fürs Leben zu erläutern?**

Nein. Ich absolvierte die Grundschule, dann fünf Jahre Gymnasium und schliesslich eine kaufmännische Lehre bei Mannes-mann. Aber meine Eltern unterstützten immer meine Liebe zum Fussball. Sie haben ihren Sohn geliebt und gesehen, dass er Spass daran hat. Sie haben mir ihre Werte vorgelebt und gezeigt, was es braucht, um zu überleben. Es war auch Gehorsam und Respekt meinen Eltern gegenüber, dass sich mein Charakter entwickelte.

**Sie haben Ihnen die Risikolaufbahn Fuss-ball nicht ausgedreht?**

Nein, nie. Meine schulischen Leistungen waren zu Beginn sehr in Ordnung. Da gab es keine Gründe zu Beschwerden. Trotz-dem waren sie am Gymnasium nach fünf Jahren wohl froh, dass sie mich los waren. Meine Eltern rüsteten mich immer mit den neusten Utensilien fürs Fussballspielen aus: mit Knieschonern für Torhüter, Trai-nerhosen, damit ich mir beim Hechten nicht weh tue.

**Günter Netzer als Torhüter?**

Die Kinder auf der Strasse waren meistens älter. Aber als ich mit einem Lederball da-herkam, war ich plötzlich ihr Held und durfte mitspielen. Als Torhüter. Ich war 1,20 m gross und stand im Tor.

**Sie waren immer ein Ausnahmetalent?**

Wir hatten keine Ahnung, was sich abspielte. Meine Eltern verstanden nichts von Fuss-ball. Sie schauten zu und liessen es gesche-

hen. Ich hatte nie eine Karriereplanung, son-dern liess mich immer treiben.

**Wann entstand der Wunsch, Profi zu werden?**

Vielleicht im Alter von vierzehn, fünfzehn Jahren.

**Was war Ihr Erfolgsrezept?**

Ich habe kein Erfolgsrezept. Ich hatte auch nie einen Plan oder eine Strategie.

**Haben Sie wenigstens härter trainiert als die anderen?**

Nein. Ich wurde trainiert. Ich machte das, was die Trainer sagten. Die waren Herrgötter für mich, und ich folgte ihren Anweisungen.

**Welche Rolle spielte der WM-Titel 1954 – das «Wunder von Bern» – auf Ihrem Weg?**

Das war das Grösste, was wir in Deutschland erleben durften. Die Spieler jener Mann-schaft waren meine Helden, und noch heute sind sie Persönlichkeiten der Zeitgeschichte. Ich hatte einen grossen Vorteil. Denn meine Tante gehörte zu den ganz wenigen, die einen Fernsehapparat besaßen. Ich erinnere mich an die Menschenmassen vor den Radio-geschäften, die das Finalspiel zeigten. Und wir hatten das Privileg, das Spiel im Wohn-zimmer meiner Tante zu schauen.

**Welche Qualitäten zeichneten Sie als jugend-lichen Fussballer aus? Ehrgeiz? Absolutes Talent?**

Mich zeichnete aus, dass ich ein unerhört guter Torschütze war. Ich erinnere mich an ein Spiel mit den Junioren vom 1.FC Mön-chengladbach, das wir 32:0 gewannen. Ich allein erzielte siebzehn Tore.

**Aber das genügte wohl noch nicht für eine Weltkarriere.**

Natürliche Fähigkeiten waren zweifellos vor-handen. Woher sie kamen, weiss ich nicht. Tal-ent allein kann sehr gefährlich sein. Denn viele denken, ein grosses Talent schaffe es automatisch, und so verschudern viele ihre Ausgangslage, bleiben in ihrer Entwicklung stehen. Für eine erfolgreiche Karriere braucht es härteste Arbeit – Arbeit, die uns die Trainer klargemacht haben. Nicht die Klubtrainer, das waren in der Regel Eltern, die eher zufäl-lig in diese Funktion gerutscht waren, sozu-sagen Begleiter, die uns von A nach B führten. Aber spätestens die Auswahltrainer haben mir den Leistungsgedanken vermittelt. Ent-scheidend ist, dass man sein Talent ent-



«Basis, um gross zu werden»: Netzer, 1949.

wickelt. Das unterscheidet die Nachwuchs-hoffnung vom späteren Spitzenspieler. Das ist Aufgabe und Verpflichtung zugleich. Wenn man nicht mit Akribie arbeitet, bleibt man stecken.

**Woher kommt Ihr unerschütterlich schei-nendes Selbstvertrauen?**

Das gibt es nicht. Ich bin eine Persönlichkeit, die sich immer selber unterschätzt hat. Und ich bin mein grösster Kritiker. Das hat mir ge-holfen. Ich wurde von den anderen wohl bes-ser gesehen, als ich es in Wirklichkeit war.

**Wie sind Sie mit Rückschlägen umgegangen? Sie wurden 1972 Europameister. Doch auf dem Weg zum WM-Titel 1974 spielten Sie nur rund zwanzig Minuten: bei der 0:1-Nie-derlage gegen die DDR. Das müssen Sie als Affront empfunden haben.**

Nein. Das betrachtete ich absolut nüchtern. Das sind die Spielregeln. Ich war Teil einer Gruppe von zwanzig herausragenden Persön-lichkeiten. Aber einer, der Probleme hatte – Verletzungen, Formschwäche, die Mutter ver-loren, Spieler von Real Madrid geworden –, alles Faktoren, die dazu führten, dass ich nicht mein Topniveau erreichte. Es sind die Spielregeln, die dich in eine Situation bringen können, die aussergewöhnlich ist – in diesem Fall auf die Ersatzbank. Der Medienhype war damals noch nicht so gross, aber ich hatte immer mindestens zehn Journalisten um mich herum, die nur darauf warteten, dass ich aufbegehrte. Doch ich blieb gelassen und sagte: «Wir haben einen Trainer, der weiss, was er tut, und ich werde sicher keine Unruhe in die Mannschaft tragen.» Damit komme ich zu einer wichtigen Charaktereigenschaft: die Akzeptanz dem Trainer und der Hierarchie gegenüber, die Akzeptanz, mit einer schwieri-



#### WORTE ZUR SCHWEIZ

«Die Schweiz ist die demokratischste aller Nationen. Ihre Armee ist die demokratischste Armee in der Welt. In der Schweiz gibt es keinen Hauch von Militarismus oder Aggressivität.»

Theodore Roosevelt (1858–1919), 26. Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, über die Schweizer Armee als Vorbild für die US-Army.



**Überfiguren:** mit Franz Beckenbauer (r.), 1965.

gen Situation und persönlichen Rückschlägen umgehen zu können.

**Eine Art buddhistische Gelassenheit?**

Um Himmels willen, nein. Lassen Sie Buddha aus dem Spiel. Ich spreche von einer natürlichen Gelassenheit, die gehört zu meinem Leben dazu.

**Diese deutsche Mannschaft bestand aus archetypischen Überfiguren des Fussballs: Beckenbauer, Overath, Müller, Hoeness, Breitner, Sepp Maier im Tor. Wie funktionierte dieser Verbund der Super-Egos? Und haben Sie sich darin behauptet?**

Wenn einer von uns diese Gedanken ständig mit sich herumgetragen hätte, wäre vor lauter Nachdenken kein grader Pass mehr

möglich gewesen. Für mich war die Situation insofern verschärft, als mich Trainer Helmut Schön vor dem Turnier zu einem Konditionstraining nötigte, weil er dachte, dass ich nach der Verletzung nicht fit sei. So kam ich erst im Verlauf des Turniers in meine Bestform. Im Training sahen das alle, und trotzdem spielte ich nicht. Schön entschied gegen mich, weil er bemerkte, dass er eine Mannschaft hatte, die auf dem Weg zum Erfolg war. Eigentlich hätte er mich nominieren sollen, doch Schön setzte auf Overath. Der Höhepunkt war das Abschlussstraining vor dem Finale, in dem wir Reservisten die Holländer kopierten. Und ich war Johan Cruyff und spielte gegen Berti Vogts. In diesem Spiel habe ich Dinge geleistet, die mir eigentlich einen Platz in der Finalmannschaft hätten garantieren müssen. Aber ich ging anschliessend zu Vogts und sagte ihm: «Berti, vergiss sofort wieder, was da passiert ist mit mir und dir. Johan Cruyff kann nie so gut spielen, wie ich heute gespielt habe.»

**Sie haben die Weltmeister-Elf bezwungen?**

Ja, klar. Aber es ist meistens so, dass die Reservisten motivierter und entschlossener zur Sache gehen. Das war etwas Besonderes. Und trotzdem habe ich die Entscheidung des Trainers akzeptiert. Denn man kann in einer Mannschaft, die auf dem Weg zum Titel ist, nicht im letzten Moment alles ändern.

**Sie haben schon zwei Mal den Namen Beckenbauer erwähnt. Waren Sie je eifersüchtig auf ihn?**

Nein, um Gottes willen nicht. Und auch er war nie eifersüchtig auf mich. Jeder hat seine Interessen verfolgt. Und was daraus geworden ist, hat man sich gegönnt, auch mit Overath war's so. Wir sind die besten Freunde. Franz und ich tauschen uns regelmässig aus und helfen einander moralisch – eben auch jetzt mit unseren Krankheiten.

**Ist Fussball eine Lebensschule?**

Ja, natürlich. Der Fussball beinhaltet alles, was es fürs Leben braucht.

**Aber der Fussball ist doch auch eine Scheinwelt, in der alles künstlich reglementiert ist. Man muss nur das Tor schießen. Im Leben ist es unübersichtlicher.**

Der Fussball hat alle Attribute, die man ins normale Leben übertragen kann: Man besitzt Talent, dann muss man dieses Talent pflegen und hegen. Dann muss man arbeiten und ein Durchsetzungsvermögen entwickeln. Und dann hat man sich zu behaupten. In diesem ganzen Prozess muss man Belastbarkeit ausweisen. Dies sind Qualitäten, die es auf dem Fussballplatz braucht. Wenn einem alles zu viel wird, wird man scheitern – genau wie im Leben.

**Ist Ihnen alles zugeflogen? Oder mussten Sie hart arbeiten?**

Natürlich musste ich arbeiten und auf die Trainer hören. Das ist wie beim Arztbesuch.

**«Wir befanden uns im gegnerischen Strafraum sozusagen in Lebensgefahr.»**

Dettmar Cramer, der Trainer der Jugendnationalmannschaft, hat gesagt: «Lerne kämpfen oder du gehst unter.»

**Was haben Sie in verzweifelten Situationen gemacht?**

Sehen Sie, gerade hier ist der Fussball eine Lebensschule. Man kann immer sagen: «Der Fussball ist nur ein Spiel.» Aber wenn Sie mit Niederlagen und mit Enttäuschungen umgehen müssen, können Sie Dinge entwickeln, die Ihnen später weiterhelfen.

**Was war Ihre Technik, nicht abzuheben – oder haben Sie abgehoben? All Ihre Ferraris**

**Günter Netzer: Stil-Ikone, Discobesitzer, Ballzauberer**

Franz Beckenbauer sagte über Günter Netzer: «Er war der Mode immer einen Tick voraus. Während wir in Bayern noch in Lederhosen rumliefen, trug er schon Jeans.» Netzer – am 14. September 1944 in Mönchengladbach als Einzelkind geboren – stammte aus bürgerlichen Verhältnissen. Seine Mutter führte einen Lebensmittelladen, sein Vater fuhr als Samenhändler mit einem grossen Lastwagen durchs Land. Netzer bezeichnet sich als «normalen Arbeiter mit bürgerlich-konservativem Hintergrund». Doch er hob sich immer von der breiten Masse ab. Er fuhr Ferraris, führte eine Diskothek und wurde mit seinen langen Haaren zur Stil-Ikone. Er lebt auf grossem Fuss – mit Schuhnummer 48. Ihn aber auf seine Extravaganzen, Exzentrik

und öffentliche Ausstrahlung zu reduzieren, wäre ein Eigentor. Günter Netzer war vor allem ein begnadeter Fussballer. Er schlug millimetergenaue 70-Meter-Pässe und traf das Tor auf spektakuläre Art. Seine Sternstunde schlug 1972. Er führte Regie, als Deutschland erstmals das Wembley stürmte und dann in Brüssel souverän den EM-Titel gewann. Zweimal wurde Günter Netzer zum Fussballer des Jahres gewählt. Das Fachbuch «Jahrhundert Fussball» würdigt ihn als «Fixstern einer Traum-Elf». Netzer war der Kopf der legendären Gladbacher «Fohlen» unter Trainer Hennes Weisweiler, einer der besten Mannschaften der Fussballgeschichte. Später gewann er mit Real Madrid in Spanien je zwei Meister- und Pokaltitel. Bei den Grasshoppers spielte er seine letzte Karrieresaison. Berti Vogts sagte: «Günter war der gebo-

rene Chef.» Sein Führungsanspruch ging so weit, dass sich Netzer im deutschen Pokal-Finale 1973 weigerte, in der zweiten Halbzeit als Retter einzuspringen – zu aussichtslos schien ihm die Situation. Erst in der Verlängerung ordnete er seine Einwechslung an – und traf mit seinem ersten Torschuss zum Sieg für Borussia Mönchengladbach: dynamisch, kraftvoll und trotzdem elegant und spielerisch leicht, ein Traumtor für die Ewigkeit.

Egal, ob als Manager des Hamburger SV, TV-Kommentator oder Geschäftsmann: Überall hinterliess Netzer Spuren. Und trotzdem blieb er sich selber treu. Seine Beziehung mit Ehefrau Elvira hält seit 39 Jahren. Das Paar hat eine erwachsene Tochter (Alana) und lebt in Zürich. *Thomas Renggli*

## **und die schönen Frauen. Das kann einem in den Kopf steigen.**

Es ist eine Charaktereigenschaft von mir, dies nicht zuzulassen. Wenn andere abheben, halte ich meine Sinne zusammen und sage mir: «Du hast auch andere Zeiten erlebt, und alle, die dich jetzt hochleben lassen, dir auf die Schultern klopfen, haben schon mit dem Finger auf dich gezeigt und werden es wieder tun.» Man muss die Relation wahren und eine vernünftige Basis legen, damit weder Siege noch Niederlagen überbewertet werden.

## **Aber weshalb sind andere mit dem Ruhm nicht zurechtgekommen? Gerd Müller beispielsweise geriet nach dem Rücktritt aus dem Gleichgewicht.**

Müller ist ein einfacher und guter Junge, weder übergeschnappt noch abgestürzt. Für mich ist er das grösste Phänomen im deutschen Fussball überhaupt. Wir haben alles überragende Weltstars gehabt. Der Grösste ist Beckenbauer; vorher war es Fritz Walter – und alle anderen aus der 1954er Mannschaft. Was die uns gegeben und vermittelt haben, ist nicht zu überbieten. Sie haben Deutschland ein neues Selbstvertrauen eingehaucht. Deshalb stehen diese Spieler eine Stufe über allen anderen. Doch ein Phänomen kann ich nur Gerd Müller

## **«Ich hoffe, die echten Playboys hatten ein aufregenderes Leben als ich.»**

nennen. Er war ein guter Fussballer, aber kein überragender Fussballer. Aber er hat etwas perfektioniert, wie es im Fussball nie mehr vorkommen wird: das Torschiessen. Er traf aus jeder Situation und gegen die erbitterteste Gegenwehr. Sie glauben ja nicht, wie oft und hart Gerd Müller getreten wurde. Früher gab es keinen Artenschutz für Stürmer. Wir befanden uns im gegnerischen Strafraum sozusagen in Lebensgefahr.

## **Aber weshalb schaffte Müller den Schritt nicht wie Sie? Weshalb stürzte er wirtschaftlich ab und geriet in Alkoholprobleme?**

Dagegen ist kein Mensch gefeit. Man kommt in die falsche Gesellschaft, vertraut den falschen Menschen. Ich war zweifellos gefestigter. Aber eine solche Entwicklung konnte auch ich nicht ausschliessen. Wer kann das schon ausschliessen?

**Es gibt Menschen, die würden sich zum Beispiel nicht trauen, einen Nachtclub zu eröffnen. Sie taten es noch während Ihrer Zeit bei Borussia Mönchengladbach. Viele Barbesitzer werden ja selber zu ihren besten Gästen...**

... das konnte ich ausschliessen. Dafür war ich zu charakterfest. Ich hatte den Über-

blick und konnte mich immer gut selber einschätzen. Aber ich musste in Mönchengladbach Geld verdienen. Die Beckenbauers, Hoeness, Müllers und Maiers haben in München das Vierfache von mir kassiert. Also ging ich zum Borussia-Manager und sagte ihm: «Ich will auch so viel verdienen.» Doch er lachte mich aus und sagte: «Wir haben hier gerade mal 2500 Sitzplätze – in München haben sie das Olympiastadion.» Also sagte ich ihm: «Dann lass mich mein Geld neben dem Platz verdienen. Gib mir die Stadionzeitung.» Ich eröffnete einen Werbeverlag und eine Versicherungsgesellschaft. Nach zwei weiteren Jahren bin ich dann zu Trainer Weisweiler gegangen und habe ihm gesagt: «Ich eröffne da drüben übermorgen eine Diskothek.» Darauf erwiderte Weisweiler: «Das ist das Ende.» Was wiederum mich sauer machte. Was dachte er von mir? Dass ich jeden Abend an den Tresen stehe und flaschenweise Wodka trinke? Das hat sich natürlich nicht bewahrheitet. Fussballerisch hatte ich meine beste Zeit nachher, und auch geschäftlich lief es rund. Das «Lovers Lane» bei uns in der Provinz wurde zum Treffpunkt Nummer eins – sogar für die Szene in Düsseldorf. Und das war die grösste Auszeichnung. Ich war im Lokal präsent, aber manchmal auch nur virtuell. Ich stellte meinen Ferrari vor den Eingang, und die Leute strömten ins Lokal.

## **Mit Ihrer Ausstrahlung beeindruckten Sie immer wieder. Es heisst, bei Real Madrid hätten Sie wie ein Baron Hof gehalten und die Interviews in perfektem Spanisch gegeben.**

Ich hörte immer auf meinen Instinkt und meine Intuition. Wie hätte ich in Spanien sein können, ohne diese wunderbare Sprache zu lernen? Das war das Schönste für mich überhaupt. Zweihundert Millionen sprechen Spanisch. Das war eine Bereicherung meines Lebens. Ich war immer auf der Suche nach Bereicherungen.

## **Sie verkehrten im Jetset, lernten die Stars Ihrer Zeit kennen. Eine faszinierende, aber auch gefährliche Welt, die Versuchungen offeriert und viel Geld kostet.**

Mein bester Freund war ein Filmregisseur – Michael Pflöghar. Er hat sich später erschossen. Das war eine ganz schwierige Situation für mich – furchtbar. Aber Michael führte mich in diese neue Welt ein, in die Glitzerwelt mit Schauspielern, Entertainern, Showstars. Er war befreundet mit den Sinatras. Ich habe mir das alles angeschaut. Es war faszinierend, aber ich wollte nicht daran teilnehmen. So ein Zirkus. Aber Pflöghar hat mich reingelegt. Als er einen Sketch mit Heino plante und das Double nicht auftauchte, sagte er mir: «Aber du wärst ja auch ein perfekter Heino. Tu mir den Gefallen und rette mich: Spiel den Heino.» Im Nu war ich in der Maske, hatte eine Perücke und eine Brille. Aber ich sagte: «Ich kenne den Text des Liedes nicht.» Pflög-



«Entschlossener»: mit Bundestrainer Schön, 1973.

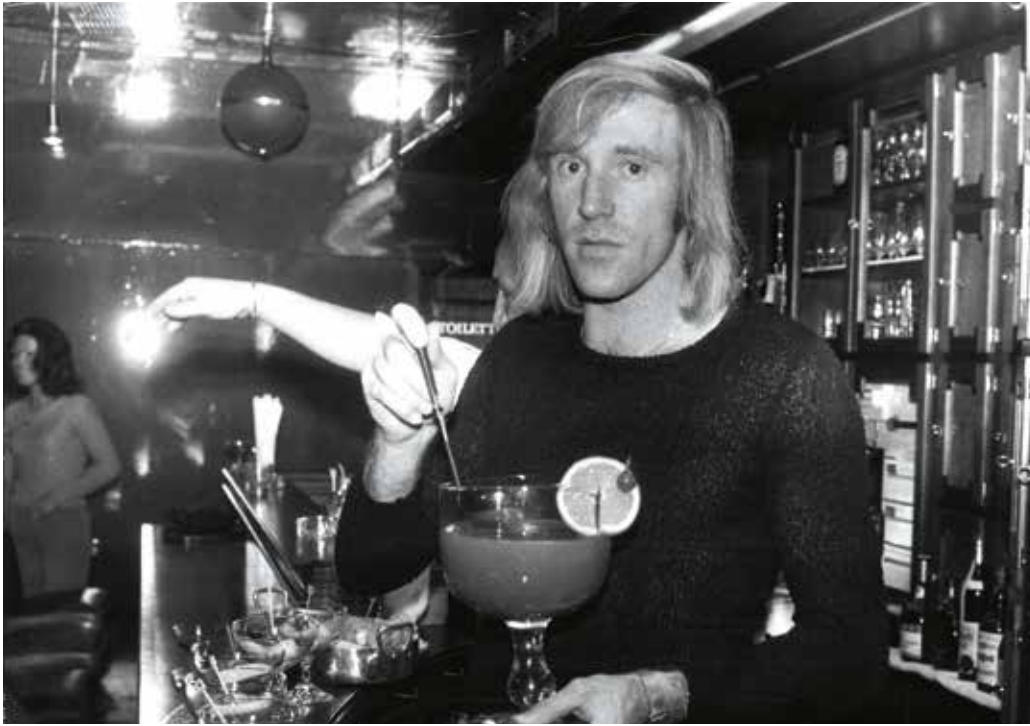
har entgegnete: «Die Texte von Heino kann jeder: «Caramba, Caracho, ein Whisky/Caramba, Caracho, ein Gin/verflucht, sacramento, Dolores/und alles ist wieder hin.» Ich werde es mein Leben lang nicht vergessen. Und ganz am Schluss kam die Ingrid Steeger und löste die Sache auf. Es war das einzige Mal, dass ich diesen Zirkus mitmachte. Aber Sie liessen ja auch einen Zirkus um Ihre Person zu. Lange Haare, Autos, Frauen ...

Ich muss sagen, dass es mir ausserordentlich peinlich war. Weniger, diese Autos zu fahren oder die schönen Mädchen um mich zu haben: Das war äusserst angenehm und hat keinen Schaden angerichtet. Aber es entsprach nicht meinem Innersten. Ich habe damals eine Freundin gehabt, die verstand nichts von Fussball. Null und nichts. Sie war in der Kunst und Kultur angesiedelt und hat dafür gesorgt, dass ich meine Haare nicht abschnitt. Weil sie fand, dass ich mit kurzen Haaren bescheuert aussähe. Mit den Autos war es etwas anderes: Ferrari bin ich schon immer gefahren, weil ich einen Sinn für schöne Dinge habe. Dabei konnte ich es mir nicht mal leisten. Diese Sportwagen kosteten damals 30 000 Mark, ein Drittel meines Jahresverdienstes. Diese ganzen Dinge haben dazu beigetragen, mir das Image des Playboys zu verpassen – obwohl es nicht der Realität entsprach.

## **Sie würden sich als normalen Arbeiter bezeichnen?**

Selbstverständlich. Ein Mensch, der von dem ganzen Aufsehen peinlich berührt war. Ich hoffe, die echten Playboys hatten ein aufregenderes Leben als ich ...

**War es Kalkül? Schliesslich wurden Sie durch Ihr Auftreten für Medien und Partner interessanter.**



«Die grösste Auszeichnung»: in seinem Lokal «Lovers Lane», 1971.

Natürlich. Doch die Zeit war noch nicht reif dafür. Die Journalisten nahmen das Thema gerne auf. Sie waren froh, dass mal etwas anderes passierte als nur Steilpässe und Torschüsse. Ich denke, dass ich dadurch für die Leute des Feuilletons interessant wurde.

**Was ist das Wichtigste im Leben eines Mannes?**

Zufriedenheit. Das muss das höchste Gut eines Menschen sein, der mitten im Leben steht. Das bedeutet für mich Glück – und nicht, nach etwas Übergeordnetem zu streben. Es ist mir gelungen, stets ein zufriedener und glücklicher Mensch zu sein.

**Sie sind über dreissig Jahre verheiratet. Was bewundert Ihre Frau an Ihnen?**

Dass sie noch immer zu mir aufsehen kann und dass ich nie aufgegeben habe und meinen Werten treu geblieben bin. Das Geheimnis unserer langen Beziehung ist auch der Respekt meiner Frau gegenüber, die so oft zurückgestanden ist und so viel zu unserem Leben beigetragen hat.

**Glauben Sie, dass Ihre Frau auch zu Ihnen gehalten hätte, wenn Sie als Sportler oder Mensch abgestürzt wären?**

Definitiv. Sie hätte sich noch stärker verpflichtet gefühlt, mich zu unterstützen. Das war mir von Anfang an klar. Durch die Lebensschule Fussball habe ich Menschenkenntnis erlangt.

**Ist der Mensch eigentlich so, wie er sich auf dem Fussballfeld verhält?**

Auf keinen Fall. Das Fussballfeld ist eine andere Welt. Wenn Sie sehen, wie manche Spieler auf dem Platz ausrasten, die erkennen sich teilweise selber nicht wieder. Im Fussballspiel entwickeln sich Dinge, die nur tiefenpsychologisch erklärbar sind.

**Der Übergang vom Sportlerleben in die Karriere danach ist für viele ein grosses Problem. Spätestens mit 35 Jahren merkt man, dass man nicht mehr das zeigen kann, was man eigentlich möchte. Wie sind Sie damit umgegangen?**

Ich kann mit Fug und Recht sagen, dass ich Vorbild war in all meinen Lebens- und Berufsabschnitten. Ich habe alle meine Karrieren früh beendet – gewisse Leute sagen, zu früh.

**«Irgendwie wurde ich ohne mein aktives Dazutun in die Nähe der 1968er gebracht.»**

Als Spieler bin ich mit 32 Jahren bei den Grasshoppers zurückgetreten. Ich habe den Zeitpunkt erkannt. Ich habe zu viele Menschen im Sport und im Showgeschäft erlebt, die man mit einem Lasso von der Bühne holen musste, die ihr Prominentendasein künstlich verlängern wollten: Schauspieler, Popstars, Fussballer; Menschen, die Angst hatten, nach der Karriere in ein Loch zu fallen. Das ist mir nie passiert. Nach meinem Rücktritt kam der Präsident des Hamburger SV, Paul Benthien, und wollte mich als Manager verpflichten. Ich sagte ihm: «Das kann ich gar nicht, ich mache Ihnen die Stadionzeitung. Das kann ich.» Ich legte das Projekt ad acta, bis Benthien wiederkam und sagte: «Kommen Sie zu uns als Manager, und Sie kriegen auch die Stadionzeitung.» Wir machten eine Probezeit aus. Die Stadionzeitung lancierten wir, und als Manager setzte ich einzig auf meine Fussballkenntnisse. So nannte ich mich Fussballmanager und nicht Manager. Dann erlaubte ich mir, neue Dinge zu entwickeln. Ich entliess

Spieler, mit denen ich in der Nationalmannschaft zusammengespielt hatte. In dieser Zeit erhielt ich Morddrohungen. Ein solches Vorgehen kannten die damals nicht. Die HSV-Mannschaft hatte hervorragende Individualisten, aber sie waren ein disziplinloser Haufen. Ich forderte die grösstmögliche Disziplin ein. Ich holte Branko Zebec als Trainer. Der Jugoslawe war bekannt für seine harten Methoden, und wenn man es bös meinte, konnte man ihn als «Menschenverächter» bezeichnen. Doch die Massnahmen griffen. Der HSV erlebte die erfolgreichste Zeit der Klubgeschichte mit drei Meistertiteln, drei zweiten Plätzen, drei Europapokal-Finalqualifikationen und dem Gewinn des Meisterscups 1983 als Höhepunkt. Aber auch hier merkte ich nach sechs Jahren: «Es ist Zeit, zu gehen.» Als Fernsehkommentator bin ich 2010 abgetreten. Ich stand im Rampenlicht, seit ich achtzehn Jahre alt war. Aber blenden liess ich mich davon nicht.

**Wie würden Sie Ihren Führungsstil beschreiben?**

Ich hatte beim HSV zweifellos Glück, dass ich im ersten Jahr Meister geworden bin. Das verschafft Respekt. Die Spieler habe ich nach ihren Fähigkeiten ausgesucht, und ich habe sie gerecht behandelt. Gerechtigkeit spielt eine grosse Rolle. Man kann harte Massnahmen ergreifen, aber man muss sie erklären können. Und es ging ums Vertrauen. Den Führungsstil habe ich den Trainern überlassen, zuerst Zebec, dann Ernst Happel. Ich bin mir nicht zu schade, mich zurückzunehmen und dem Trainer zuzuarbeiten. Deshalb war meine Zeit beim HSV eine einzige Erfolgsgeschichte.

**Ihr grösster Misserfolg?**

Da habe ich eine ausgeprägte Gabe, dass ich so etwas ganz schnell vergesse. Negative Erlebnisse habe ich gar nicht mehr präsent. Es gibt immer wieder Rückschläge: finanzielle Fehlinvestments, Dummheiten in der Jugend, Fehler auf dem Fussballplatz, schmachvolle Niederlagen. Aber unter dem Strich kann ich Ihnen sagen: Vor Ihnen präsentiert sich das pure Glück: ein Mensch, der nichts versäumt hat, der ein ereignisreiches Leben hatte, voller grosser Ereignisse und Situationen, und der bilanzierend sagen kann: «Wenn ich auf mein Leben zurückblicke, ist fast alles wunderbar gelungen.»

**Nur am Glück kann das aber nicht liegen. Sind Sie der, der um acht Uhr im Büro ist und am Abend am längsten arbeitet?**

Das glauben Sie wohl selber nicht. Ich fühle mich äusserst privilegiert. Die konnten froh sein, wenn ich um elf Uhr im Büro war. Wenn es brennt, bin ich der Erste, der löscht. Ich kann auch zehn Tage nacheinander arbeiten, wenn es nötig ist. Aber ich arbeite nicht, nur um zu arbeiten. Die persönliche Freiheit ist immer ganz wichtig. Ich kann die Chancen,

die sich wohl jedem Menschen bieten, gut nutzen. Dafür muss man sich immer wieder selber hinterfragen und instinktiv handeln, ähnlich wie auf dem Fussballplatz.

#### Welches sind Ihre Schwächen?

Dass ich Ihnen jetzt nichts sagen kann, heisst nicht, dass ich keine Schwächen habe. Aber die Schwächen müssen nicht so gravierend sein, dass daraus ein Skandal entsteht.

#### Sind Sie eigentlich ein typischer Vertreter der 1968er Zeit? *Love, peace and happiness?*

Irgendwie wurde ich ohne mein aktives Dazutun in die Nähe der 1968er gebracht. Es muss an den Haaren gelegen haben und an meinem Kampf gegen das Establishment. Es gab es zu jener Zeit kaum, dass sich ein Spieler mit dem Trainer anlegte wie ich mit Weisweiler in Mönchengladbach. Als ich mich im Pokalfinale 1973 selber einwechselte, entstand wohl auch ein gewisser Mythos. Das reichte, um mich den Rebellen zuzuordnen. Doch das war meine einzige Rebellion. Eine politische Botschaft hatten wir nie, auch nicht Paul Breitner, dem dies immer wieder nachgesagt wurde.

#### Welcher Fussballer hat Sie am meisten beeindruckt, als Gesamterscheinung auf und neben dem Platz?

Pelé – ohne Wenn und Aber. Seine Lebensgeschichte ist herausragend, seine Erscheinung, seine Ausstrahlung. Er wurde aus den kleinsten Anfängen und bescheidensten Verhältnissen in die Welt katapultiert, aber hat sich den Herausforderungen immer gestellt. Sein Status entsprach demjenigen von Cristiano Ronaldo heute. Aber Pelé trafen die öffentlichen Begehrlichkeiten und das globale Interesse praktisch ohne Vorwarnung und Vorbereitung. Trotzdem hat sich Pelé nie verändert. Er hat sein Leben so geführt, wie er es immer geführt hatte, blieb sich selber treu und ist immer ehrlich, menschlich und bescheiden geblieben.

#### Das Gegenteil verkörpert Maradona.

Maradona ist ein abschreckendes Gegenbeispiel. Er hatte sein Leben nie im Griff, pflegte einen schlechten Umgang. Und dieser Umgang hat sein Leben zerstört. In Argentinien ist er noch immer ein Gott, aber er kam in die falsche Gesellschaft. Das ist etwas, wovor wir unsere Kinder warnen. Aber irgendwann erreichst du deine Kinder nicht mehr. Dann wird die Umwelt entscheidender als die Eltern. Maradona war vielleicht der grösste Fussballer aller Zeiten, aber er wurde ein Opfer seines Erfolgs. Er hatte nicht genug Kraft, zu widerstehen.

#### Kann man das Gefühl, in ein grosses Fussballstadion wie das Bernabéu in Madrid einzulaufen, je kompensieren? Das muss die extremste Droge sein, die man sich vorstellen kann.

Das habe ich nie so empfunden. Bei Real war es eher das Gefühl, zu etwas ganz

Grossem zu gehören. Das hat sich in Banalitäten gespiegelt wie der Faszination des Trikots. Dieses unglaublich weisse Trikot überzuziehen, hatte etwas Magisches.

#### Gibt es noch ein Real-Trikot von Günter Netzer?

Nein. Ich habe überhaupt keine Memorabilien aus meiner Karriere. Meine Frau hat irgendwann begonnen, Zeitungsartikel auszuschneiden, als ich da all die Fernsehpreise erhalten habe, aber Fussball-Souvenirs – nichts. Ich löste mich bewusst von diesen Dingen. Ich lebe nicht in der Vergangenheit. Doch ich erinnere mich mit Vergnügen an diese Zeit. Als ich erstmals zu Vertragsverhandlungen nach Madrid ging, fragte mich Präsident Santiago Bernabéu, was ich verdienen wolle. Ich sagte: «350 000 Mark.» Bernabéu erwiderte: «Das verdient ja meine halbe Mannschaft – hinaus!» Ich Trottel bin rausgegangen, doch er rief mich zurück und fragte: «Was ist es Ihnen wert, für Real zu spielen?» Ich krebste zurück: «300 000 Mark.» Er sagte: «Das geht auch nicht, die Drei muss weg.» Also einigten wir uns auf 295 000 Mark. Ich

#### «Ich glaube, dass die Schweizer im Fussball sehr von der Immigration profitiert haben.»

rechnete später mal aus, was die Beckhams, Figos und Raúl's zwanzig Jahre später verdienten: in acht Tagen so viel wie ich in einem Jahr.

#### Bereuen Sie es nicht doch ein bisschen, dass Sie nicht Teil des heutigen Millionen-Business sind?

Nein, ganz sicher nicht. Wir hatten eine wunderbare Zeit, und alles war viel weniger reglementiert. Das Stadion in Madrid fasste 120 000 Zuschauer, offiziell. Hereingelassen wurden alle, die auf dem Gehsteig warteten.

#### Wenn Sie Cristiano Ronaldo oder Lionel Messi treffen: Wie begegnen Ihnen die Superstars von heute?

Da ist ein grosser Respekt vorhanden, ein Respekt vor den Leistungen aus vergangenen Zeiten. Aber dann geht der Fokus jeweils wieder schnell zu den eigenen Sorgen.



#### WORTE ZUR SCHWEIZ

«In den dreissig Jahren unter den Borgias hat es nur Krieg gegeben, Terror, Mord und Blut. Aber dafür gab es Michelangelo, Leonardo da Vinci und die Renaissance. In der Schweiz herrschte brüderliche Liebe, fünfhundert Jahre Demokratie und Frieden. Und was haben wir davon? Die Kuckucksuhr.»

Orson Welles als Harry Lime im Filmklassiker «Der dritte Mann» (1949).

#### Was unterscheidet den Profi heute von dem von damals?

Die Anforderungen spielen sich heute auf einem anderen Niveau ab – medial, wirtschaftlich, sportlich. Und die Stars von heute erfüllen diese Anforderungen. Oft werden ihnen charakterliche Defizite unterstellt; aber das ist nicht so. Ich würde sagen, der Fussball ist exzessiv geworden. Die Macht ist in die falschen Hände geraten. Die Klubs sind teilweise nicht mehr Herr im Haus. Es sind die Spieler und ihre Berater, die das Tempo vorgeben. Das ist ausgefuffert.

#### Wurden Sie als Deutscher je angefeindet?

Überhaupt nie. Mit Borussia Mönchengladbach spielten wir 1969 erstmals in Israel. Wir kamen auch später immer wieder ins Trainingslager in dieses Land. Weisweiler hatte dort einen Kollegen aus gemeinsamen Zeiten an der Sporthochschule Köln. Ein paar Tage vor unserer Abreise 1970 wurde im schweizerischen Würenlingen eine Swissair-Maschine von palästinensischen Attentätern in die Luft gesprengt. Unter diesen Umständen wollten wir nicht nach Israel. Doch der damalige Bundeskanzler Willy Brandt stellte uns spontan seine Maschine zur Verfügung, weil er es politisch als so wichtig einschätzte, dass wir an der Reise festhielten.

#### War der Fussball eine heile Welt, in der man noch Deutscher sein konnte, in einer Zeit, als das Deutschsein als Tabu galt?

Wir haben das wohl so empfunden. Wir waren die Überbringer einer friedlichen Nachricht: Botschafter, die sozusagen auch eine politische Rolle spielten. So sagte uns der deutsche Botschafter in Tel Aviv damals: «Ihr habt mit eurem Auftritt hier mehr für Deutschland gemacht als jeder Politiker in der Zeit nach dem Krieg.» Der Fussball war der beste Brückenbauer. Damals in Tel Aviv trugen wir mit Mönchengladbach ein Spiel gegen die einheimische Nationalmannschaft aus. Israel hatte sich soeben für die WM 1970 qualifiziert. Doch wir waren bereit. Borussia Mönchengladbach konnte jede Mannschaft der Welt schlagen. Damals gelang uns alles. Und das Spiel gegen Israel war ähnlich. In der Halbzeit führten wir 3:0, und der gegnerische Trainer kam zu uns und sagte: «Bitte hört auf, sonst werde ich morgen entlassen.» Aber ich sagte: «Das machen wir nicht. Jetzt spielen wir noch besser.» Wir gewannen 6:1 und wurden von den Zuschauern frenetisch gefeiert. Unglaublich. Die Leute sprechen noch heute von dieser Partie. An jenem Abend gingen wir dann in die Diskotheken und wollten feiern, doch die Stimmung schlug um. Als die Menschen bemerkten, dass wir Deutsch sprachen, sagten sie: «Hinaus!» Ich konnte das verstehen, und wir haben es akzeptiert.

#### Verkörpern Fussballnationalmannschaften nationale Eigenschaften?

Es gibt im Fussball Eigenschaften, die es braucht, um Erfolg zu haben. Es heisst: «Gegen die Deutschen musst du kämpfen bis zur letzten Sekunde, denn du weisst, dass auch sie bis zur letzten Sekunde kämpfen. Du kannst gegen sie nie sicher sein.» Ich würde sagen, dass diese Qualität in uns drinsteckt, dass uns diese Lebensweise und das Charakterbild vermittelt werden. Wir galten zu meiner Aktivzeit als Kampfmaschinen, aber wir hatten eine gesunde Mischung aus Kämpfern und Genies – ähnlich wie heute. Die Brasilianer hatten in den 1970er Jahren die wesentlich talentierteren Spieler, ihnen ist fast alles in den Schoss gefallen. Aber sie realisierten nicht, dass ihr Zyklus zu Ende ging, dass sie hätten kämpfen und arbeiten müssen, um wieder zu gewinnen.

**Das Gegenteil von Deutschland verkörperte lange der Schweizer Fussball – quasi das tragische Scheitern, den heroischen Untergang. Was ist schweizerisch am Schweizer Fussball?**

Ich glaube, dass die Schweizer im Fussball – wie auch die Deutschen – sehr von der Immigration profitiert haben. Die Secondos haben den Schweizern eine gewisse Leichtigkeit und ein neues Selbstbewusstsein vermittelt. Der Schweizer Fussball hat von der neuen Mischung profitiert und vom Schritt seiner wichtigsten Protagonisten ins Ausland. Alle sind daran gewachsen: die Spieler, die Trainer, die Funktionäre.

**Zu Ihrer Zeit hiessen die Schweizer Stars Köbi Kuhn, Karl Odermatt, Fritz Künzli. Das waren doch keine Gegner für die Deutschen.**

Das waren ganz grossartige Spieler, die auch in Deutschland ihren Platz gehabt hätten. Leider fehlten ihnen die Vergleichswerte im eigenen Land. Sie waren quasi in der geschützten Werkstatt des Schweizer Fussballs gefangen.

**Köbi Kuhn hätte auch in der deutschen Nationalmannschaft spielen können?**

Definitiv. Ich habe ihm das tausendmal gesagt. Er war ein herausragender Techniker und grossartiger Regisseur.

**Sie sind unlängst Schweizer geworden. Was ist der grösste Unterschied zwischen einem Deutschen und einem Deutschschweizer?**

Die Eigenständigkeit, der Stolz auf das eigene Land – die Begeisterung, Schweizer zu sein, hier zu leben. Das Bekenntnis zum eigenen Land, zur Nation, das ist hier etwas ganz Besonderes.

**Wie hat es Sie eigentlich in die Schweiz verschlagen?**

Ich bin immer begeistert, wenn die Deutschen verständnisvoll schmunzeln: «Ist ja klar, weshalb man in die Schweiz geht.» Sorry, Freunde, aber ich bezahle hier so viele Steuern wie in Deutschland. Ich habe nie steuerliche Aspekte zur Grundlage meiner Entscheidungen gemacht. Die Lebensqua-



«Oft zurückgestanden»: Günter und Elvira Netzer.

lität war entscheidend für mich. Der Hauptgrund für meinen Domizilwechsel war, dass ich genug vom Fussball hatte und etwas anderes machen wollte. Und da gab es einen alten Freund, den Erfinder der Drehbänder: César Walter Lüthi. Er sagte mir: «Wenn du mal einen Job brauchst, komm zu mir in die Schweiz.» Das war 1986. Seine Firma war in Kreuzlingen. Wir zogen nach Gottlieben direkt am Bodensee, ins wunderschöne Hotel «Drachenburg» am Rheinzuffluss. Damals zählte der Ort 320 Einwohner. Meine Tochter wurde da geboren, sie war die Nummer 321. Wir haben gelebt auf dreissig Quadratmetern für zweieinviertel Jahre. Das war eine echte Lebensschule. Dann haben wir ein Häuschen im benachbarten Tägerwilen gefunden, und zwei Jahre später sind wir nach Zürich gezogen. Damit schloss sich ein Kreis. Schon zu meiner GC-Zeit sagte ich: «Hierhin kehre ich zurück.» Ich habe es nie bereut.

**Was war der entscheidende Grund, Schweizer zu werden?**

Ich habe länger in der Schweiz gelebt als in Deutschland. Meine Tochter ist hier gross geworden und spricht Schweizerdeutsch.

**Was haben Sie Ihrer Tochter als wichtigste Überlebensstrategie mitgegeben?**

Ich bin nicht ein Vater, der zu den grossen Gesprächen und Predigten ausholt, wenn die Tochter flügge wird. Unsere Erziehung basierte darauf, dass wir ihr Grundwerte durch unsere eigene Lebensführung vermittelt haben: Erziehung durch Vorbild sozusagen. Wir wählten die sanfte Methode, und es scheint gelungen zu sein.

**Zurück zur verrückten Welt. Was sind die wichtigsten Eigenschaften, damit man nicht durchdreht?**

Das sind persönliche Richtlinien, die in meinem Leben immer von entscheidender Bedeutung waren. (Netzer kramt einen Zettel aus seiner Tasche hervor) Es ist das erste Mal, dass ich mich auf ein Interview vorbereitet habe. Meine Grundsätze sind: Zufriedenheit, Demut, Akzeptanz, Dankbarkeit, Toleranz, Sensibilität, Souveränität, Menschlichkeit, Respekt. Realität, grosszügiges Denken und Handeln. Bescheidenheit. Instinkt und Intuition. Das sind keine Prinzipien, das sind Erkenntnisse aus dem Leben, das ich geführt habe, die ich immer wieder gebraucht und benutzt habe, die mich durch ein wunderbares Leben geführt haben.

**Sie sind jetzt 72 Jahre alt und nähern sich dem Ende der Strecke. Der Tod ist kein abstraktes Thema mehr. Negieren Sie diesen Gedanken?**

Absolut nicht. Aber der Gedanke ans Ende findet bei mir nicht jeden Tag statt.

**Der italienische Philosoph Norberto Bobbio schrieb übers Älterwerden: «Du hast immer weniger Zeit, aber wirst immer langsamer, um diese Zeit zu nutzen.» Kennen Sie dieses Phänomen?**

Selbstverständlich. Aber bei mir setzt dies eine andere Reaktion frei, nämlich die Akzeptanz der Situation. Ich kann mich doch nicht beschweren, dass meine Bewegungen und mein Denken langsamer werden. Das gehört zum Leben. Wenn man sich darüber ständig Gedanken machen würde, käme man ja nicht mehr zu den vielen schönen Dingen, die noch immer vorhanden sind.

**Was bereitet Ihnen die grösste Freude?**

Das grösste Gut sind meine Familie und die Freiheit: keine grossen Verpflichtungen, keine Projekte und Pläne, die ich realisieren muss. Kein Ziel, das ich erreichen muss. Völlig unbelastet und frei, wie ich in die Zukunft gehen kann. Das war aber immer mein Credo: nicht zu weit in die Zukunft zu blicken.

**Letzte Frage. Was geben Sie der Schweiz zum Geburtstag mit auf den Weg?**

Das ist nicht Ihr Ernst. Ich soll der Schweiz einen Ratschlag geben?

**Anders gefragt: Wäre die Schweiz eine Fussballmannschaft, welche Taktik würden Sie ihr empfehlen?**

Der Vergleich mit einem Fussballklub ist etwas ganz Spezielles. Ich bin nicht geneigt, jemandem Ratschläge zu geben, wie er sein Leben führen soll. Ich kann nur sagen: Den Status, den ich hier besitze – als zugereister, verinnerlichter und integrierter Schweizer –, ist etwas ganz Besonderes. Und das meine ich nicht als billige Koketterie oder Einschleimerei. Dieses Land ist etwas ganz Besonderes und Überragendes. Jeder, der hier leben darf, ist privilegiert. Und wir Schweizer Bürger müssen Sorge dafür tragen, dass die demokratischen Werte und die Eigenständigkeit in diesem grossartigen Land beibehalten werden.

# Fliegende Torten, Dialog-Akrobatik und mordende Tanten

Überleben in einer verrückten Welt? Die schrägsten, wildesten und besten Komödien mit absoluter Lachgarantie: Von Laurel & Hardy bis Billy Wilder.

Ausgewählt von Wolfram Knorr

Im Jahr 1928 kam es zu einer gigantischen Schlacht. Es war eine zwerchfellerschütternde, und sie begann ganz harmlos, fast unschuldig: Stan Laurel hatte Oliver Hardy eine Bananenschale vor die Füße geworfen. Nur rutscht nicht er darauf aus, sondern ein Bäckerbursche, der gerade mit einer Torte aus dem Laden kommt. Er starrt die beiden an und haut Ollie die Torte ins Gesicht. Schön, dass vor dem Konditoreiladen gerade ein LKW steht, der mit Torten beladen wird. Stan steigt drauf, reicht Ollie eine, der sie dem Bäckerburschen ins Gesicht schmeissen will, der aber duckt sich, die Torte fliegt einer Dame aufs Gesäss, die gerade ihre Limousine besteigt, sich dann wütend umdreht, ihr Kleid beschädigt sieht, selber zum LKW eilt, sich eine Torte greift, und weil Sommer ist, die Türen der Geschäfte offen sind, auch die des Zahnarzts, und der Mund seines Patienten besonders weit offen steht... und schon wuchert kolossal «The Battle of the Century» heran.

Wer aber glaubt, die herumfliegenden Kalorienbomben, die immer mehr Unschuldige ins Chaos ziehen, seien nur eine sinnlose Destruktionsorgie, der ist auf dem «Sahneweg». Da ist Carl von Clausewitzsche Strategie am Werk («Der Krieg ist ein Chamäleon, das immer wieder sein Gesicht ändert»). Der Gegner wird angepeilt, ins Visier genommen, der Wurf platziert, da duckt sich das Opfer, und die Torte landet im Gesicht eines Unschuldigen. Der erstarrt im Schrecken, begreift erst allmählich, wischt sich die Augen frei, greift sich, wild vor Rachsucht, eine Torte, nimmt den Falschen ins Visier, und schon ist auch der in die Tortenprasselerei verwickelt. Bald ist die Strasse eine einzige Rutschpartie, die selbst den noch zum Fallen bringt, der die Gnade der späten Anwesenheit hat. Auch die alte Dame, die von oben, das Fenster ihrer Wohnung öffnend, neugierig nach unten blickt, um zu sehen, was es mit dem Lärm auf der Strasse auf sich hat, hat die Erklärung bald im Gesicht.

In exaktem Timing der plausiblen Logik der Wurf- und Gegenwürfe folgend, entwickelt das Slapstick-Meisterwerk «The Battle of the Century» eine «Fast and Furious»-Rasanz, die es mit den schnittigen Action-Reissern unserer Tage aufnehmen kann, auch wenn die technischen Möglichkeiten zur Stummfilmzeit noch bescheiden waren. Die Schlacht aller Schlachten hat allen anderen Schlachtfesten den tollwütigen Humor voraus.

## Jonglieren mit dem Grotesken

Produzent Hal Roach katapultierte Laurel & Hardy, später als Billigfutter «Dick und Doof» für die lieben Kleinen im TV verscherbelt, in eine internationale Umlaufbahn. Für die «Battle of the Century» liess er 4000 Wurfgeschosse abfeuern. Der Film war verschollen, nur als Torso greifbar und wurde vor Jahren rekonstruiert und die fehlenden Szenen mit Standfotos ersetzt. Das, was noch vorhanden ist, gehört zum Besten, sicher zum Elementarsten, und löste eine Riesenlawine aus. Klamotten ohne fliegende Torten sind nicht mehr denkbar. Letztlich ist die Schlacht die pure DNA des Komischen: das Anarchische, die Autoritätsversessenheit, Täuschung und Verwechslung.

Die Filmgeschichte ist natürlich voll von genialen Komikern und Komödien, aber sie aufzuzählen, würde die Entscheidung für eine Auswahl weniger Meisterwerke nur verwirren. Einzig mit der Kraft eines subjektiven Geschmacks lässt sich eine Auswahl treffen. Und das will ich hiermit versuchen. Von Charlie Chaplin über Buster Keaton, Harold Lloyd bis Jerry Lewis sind alle grossartig, dennoch entscheide ich mich aus der ewig gültigen Slapstick-Ära für das Duo Laurel & Hardy, das am «leichtfertigsten» mit dem Grotesken jongliert. Von Charles Baudelaire stammt die Erkenntnis: «Das Komische ist, vom künstlerischen Gesichtspunkt aus, eine Nachahmung – das Groteske eine Schöpfung.»

Und so ist es auch. Neben dem Tortengipfel («a pie picture – to end all pie pictures»), weil nur ein Torso, sind «Big Business» und der Langfilm «Way Out West» als Ergänzung zu empfehlen.

Dass dem Grotesken surreale Elemente innewohnen, gehört zum irren Spiel. Gewinnen diese die Oberhand, landen wir direkt bei den Marx Brothers, den Virtuosen der Gedanken- und Dialogakrobatik aus enthemmter Anarchie heraus. Zeppo, Chico, Harpo und Groucho Marx kamen aus der Welt des Vaudevilles, des Billigvergnügens, das den Einwanderern die Lücke zwischen amerikanischem Traum und harscher Wirklichkeit mit Zoten und Zynismen erträglich machte. Zeppo, der Schöne, trat nur in wenigen Filmen auf, während der Rest als infernalisches Trio in bizarren Kostümen dem anarchischen Surrealismus huldigte, der einmalig im amerikanischen Film bleiben sollte. Insgesamt drehten sie sechs Filme unterschiedlicher Qualität. Der von mir wärmstens empfohlene, «A Night at the Opera» (1935), den ich zu den besten zähle, ist eine noch heute äusserst frische Verhöhnepipelung der Opernkultur.

## Flieger, Künstler und Impresarios

Als blinde Passagiere auf einem Schiff – das Massen-Meeting in einer Abstellkammer ist bestes vaudevillesches Getöse – reisen sie nach New York und lassen sich dort als russische Flieger, Künstler und Impresarios feiern. Groucho, mit angeklebtem Bart, gibt sich als Manager, der mit dem Impresario Chico über das Engagement eines Sängers verhandelt. Es ist ein verbales Nonsense-Feuerwerk, das darauf hinausläuft, dass beide verdienen, nur nicht der Sänger. Grouchos Resümee: «Ich denke, wenn er nicht allzu oft singt, kommt er auf seine Kosten.» Triebfeder der Marx Brothers ist das pure Eigeninteresse auf Kapitalismusebene. Ihr Tätigkeitsfeld sind Opernhäuser, Kaufhäuser, Grandhotels, Luxusdampfer, Rennplätze. Dort lassen sich besonders drastisch die bourgeois Verhaltensrituale aufbrechen.

Es gibt Leute, für die sind Komödien ein grosser, breiter Stuss. Das sind natürlich bemitleidenswerte Zeitgenossen, weil sie das Genre für oberflächlich halten. Dabei haben richtige Komödien bitteren Tiefgang. Sie balancieren auf einem sehr schmalen Grat über dem Abgrund.



Bitterer Tiefgang.

Die Schlacht aller Schlachten hat allen anderen den tollwütigen Humor voraus.





*Enthemmte Anarchie:* die Marx Brothers in «A Night at the Opera» (1935).

Sie sind fast Tragödien. Das Adverb vermittelt die Gewissheit, einem bestimmten Zustand sehr nahe zu sein. Aber eben nur sehr nahe, und das ist der Dreh- und Angelpunkt, der eben komisch ist und einen zum Lachen bringt – egal, ob aus Schadenfreude, Verzweiflung oder Befreiung. Die wohl abgründigste Komödie, oft kopiert, variiert, aber nie erreicht, ist «To Be or Not to Be» (1942) vom «King of Comedy» Ernst Lubitsch. Obwohl ihr Stoff hochpolitisch und hochmoralisch ist, mag die Empfehlung befremdlich wirken, ist es aber nicht. Schliesslich ist Chaplins «The Great Dictator» auch hochpolitisch und zugleich saulustig. «To Be or Not to Be» ist düsterer und für mich deshalb aberwitziger.

### Die Leiche in der Truhe

Eine Warschauer Theatergruppe trickst mit den Mitteln von Schauspielkunst und Improvisationstalent die faschistischen Besatzer aus. Widerstandskämpfer sind in Gefahr, und sie wollen ihnen kraft ihrer Schauspielerei helfen. Hitler kommt auch ins Theater. Höhepunkt ist nun ein jüdischer Schauspieler, der in der Maske Hitlers die SS-Schergen der Lächerlichkeit aussetzt. Die Maskerade, die Verwechslung, die Täuschung, nichts fehlt und bewegt sich immer am Rand des Abgrunds. Der Witz tanzt wie auf einer Rasierklinge. Die Protagonisten wissen das nicht, wissen nur, was auf dem Spiel steht. Der Zuschauer aber weiss es – und das ist zum Brüllen. Zu dieser Kategorie des Makabren, wenn auch auf der Ebene einer entfesselten Klamotte, gehört für mich zudem Frank Capras «Arsenic and Old Lace» (1944). Hier wird schwarzer Humor zum Tanzen gebracht. Abby

und Martha Brewster, zwei liebenswerte alte Ladies, betreiben eine Pension, locken aus Mitleid einsame Männer in ihr Haus, um sie mit Strychnin, Arsen oder Zyankali von ihrem schrecklichen Dasein zu befreien. Ihr Bruder Teddy hält sich für Roosevelt. Die Brewsters sind eindeutig plemplem. Nur ihr Neffe, der Theaterkritiker Mortimer, nicht (ihn spielt,



*Wüste Spässe:* «One, Two, Three» (1961).

wunderbar selbstironisch, Cary Grant). Der hat gerade geheiratet, besucht die Tanten und entdeckt dabei, dass in der Truhe, auf der er sitzt, eine Leiche liegt – und die Turbulenzen nehmen ihren Lauf. Capras Film ist alles zugleich: Screwball Comedy, Slapstick, Vaudeville, mit allen Zutaten, die Anarchie und Chaos erst möglich machen. In diese Kategorie gehört auch die Brit-Comedy «Ladykillers» (1955), nur andersherum: Die alte Dame, die hier ihre Wohnung vermietet, ist herzensgut. Die Kerle aber, die bei ihr wohnen und sich als Streichquartett ausge-

ben, abgründig böse. Aus den Reibungen dieses Gegensatzes entwickelt sich der Humor und natürlich auch aus den Verschrobenheiten typisch britischer Lebensart, die permanent mit der Moderne kollidiert.

### Mein Favorit

Eine Komödie darf, nach meiner Ansicht, in dieser Runde nicht fehlen. Sie ist nicht von Ernst Lubitsch, aber einer anderen Grösse, die sich immer auf Lubitsch berief: Billy Wilder. Vermutlich kann fast jeder seinen Namen sogleich mit «Some Like It Hot» (1959) assoziieren, jenem wohl grössten Kommerzerfolg seiner Karriere. So quicklebendig der «Charleys Tante»-Verwechslungs- und Verfolgungsjux ewig bleiben wird, meine Empfehlung – mein Favorit – gilt einem anderen Film von Billy Wilder, der aufgrund der politischen Entwicklung als geschmacklos galt und deshalb vom Verleih zurückgezogen wurde. Seine Premiere war viel später und erreichte nie die Popularität von «Some Like It Hot». Leider.

Die Ereignisse, die den Start von «One, Two, Three» verhinderten, war der Bau der Berliner Mauer. Im Mittelpunkt steht der Berliner Generalvertreter für Coca-Cola (James Cagney), der sich um die flippige Tochter seines Chefs kümmern muss. Die schwirrt als strunzdummes Glühwürmchen durch die geteilte Stadt und hat sich – ihre Eltern kündigen ihren Besuch an – ausgerechnet mit einem Bolschewiken (Horst Buchholz) verlobt. Cagney, um seine Stellung fürchtend, gerät erst aus der Fassung und wird dann zu einer Art rasenden Roland, um den Gatten in spe mit hanebüchenen Tricks in waschechtes Kapitalistenzwirn hineinzunieten. Mit dem «Wendehals» war Wilder seiner Zeit voraus und treibt damit seine wüsten Spässe bis zu ihren Kenntlichkeiten.

Zu den Höhepunkten gehört, neben einem Treffen mit Russen in einem Westberliner Nachtclub, Cagneys wütender Running-Gag-Ausruf, wenn beim Betreten des Büros die Angestellten aufspringen: «Sitzen machen!» Und weil bei Cagney alles zack, zack! gehen muss (die Zeit bis zur Ankunft des Chefs drängt), kommentiert seine Gattin sein Gehabe süffisant: «Jawohl, Herr Hitler!» – «One, Two, Three» ist die schnellste Komödie, die je gedreht wurde. Das Lachen bietet kaum Verschnaufpausen.

Meine Auswahl betrifft nur Werke bis knapp in die frühen 1960er. Und danach? Gibt es denn keine aus den späteren Jahrzehnten, die von Belang sind? Aber sicher. Louis de Funés, die Monty Python, Mel Brooks, die Grotesken der Zucker-Brüder und, und, und – aber mal Hand aufs Herz; An die frühen, als der Jux noch richtig enthemmt war, kommen dann nur wenige heran. Aber – wie gesagt – ist natürlich alles Geschmackssache.

Alle erwähnten Filme gibt es auf DVD.

## Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man im Business ein Kurzarmhemd tragen? *Walter Bieri, Bärswil*

Als Mann ändert man nicht die Kleidung, bloss weil es draussen etwas wärmer ist. Man wählt stattdessen andere Materialien – neben Baumwolle auch Leinen, Seide oder eine leichte Kaschmirqualität (an Stelle von Schurwolle und ähnlichen Geweben). Die Briten, durch die man in Stildingen oft gut beraten ist, nennen das *mind over matter*: der Geist triumphiert über die Materie. Das Kurzarmhemd also ist eine überflüssige Erfindung, ohne die man gut durchs geschäftliche und private Leben kommt; dagegen ist es sommers in Ordnung, die Hemdsärmel drei Manschettenlängen sauber nach oben zu krempeln sowie den Kragen und zwei weitere Knöpfe offen zu lassen.

*Mark van Huisseling*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Leserbriefe

«Es ist eine Überlegung wert, ob Bundesratskandidaten immer <Stallgeruch> haben müssen.» *Arno Müller*

### Viva Sergio!

Nr. 29 – «Der ideale Kandidat»; *Weltwoche*-Autoren über den Tessiner UBS-Chef Sergio Ermotti

Was für eine glanzvolle Idee! Ein Mann aus der Wirtschaft weiss, was kämpfen heisst. Ermotti wäre eine wunderbare Bereicherung des «Siebener-Chörlis». Warum wir nicht früher auf diesen schillernden Namen gestossen sind? Viva Sergio! *Hanspeter Frey, Liestal*

Der Bericht über Ermotti als Bundesrat entbehrt jeder wahrheitsnahen Idee. Ein Banker in seiner Funktion mit einem Millionensalär und einem so interessanten, vielseitigen Arbeitsfeld würde jede Anfrage belächeln. Wir empfinden ihn als weltmännische, gutausschende Persönlichkeit und sind froh, wenn er weiterhin seinem Job treu bleibt und die UBS lenkt. *Margareth Erni, Wallisellen*

Es ist eine Überlegung wert, ob Bundesratskandidaten immer «Stallgeruch» haben müssen. Unsere Verfassung verlangt nichts explizit in dieser Richtung. *Arno Müller, Kappel*

Bern braucht nach wie vor mehr Unternehmer. Wer wie Sergio Ermotti in der modernen Welt Konzernchef einer Grossbank geworden ist, hat einen langen Leidensweg hinter sich. Und er hat viele Neider; aber diese waren für ihn nur Motivation, es noch besser zu machen. Den Linken hingegen ist unternehmerisches Denken fremd. Für sie ist die Privatwirtschaft etwas Schlechtes. *Ari Yaraguchi, Winterthur*

### Geheime Absprachen

Nr. 29 – «Penibles Versteckspiel»; René Zeller über FDP-Bundesrat Burkhalter

Nach Burkhalters Rücktritt verdichtet sich das Bild eines asymmetrischen Verhandlungslayouts. Man kann sich gut geheime Absprachen oder geheime Vereinbarungen vorstellen. Daher gibt es keinen Klartext vom Bundesrat zur Europapolitik. *Beat R. Brenner, Küsnacht*

### Business mit Migranten

Nr. 29 – «Fährdienst nach Europa»; Nicholas Farrell über private Hilfsorganisationen im Mittelmeer

Es ist naiv, zu glauben, die privaten Hilfsorganisationen betreiben ihre Aktionen nur aus dem hehren Gedanken heraus, Gutmensch zu sein. Diese fahrlässigen, ja sträflichen Rettungsaktionen müssen gestoppt und die Migranten zurückgewiesen werden. Die Verantwortlichen

Stellen sind von den Medien über diesen kriminellen Fährdienst schon öfter mit einschlägigem Beweismaterial informiert worden. Ändern tut sich allerdings nichts. Das Business mit den Wirtschaftsmigranten läuft bestens.

*Joseph K. Ernst, Hauterive*

### Ein anderes Deutschland

Nr. 29 – «Stauffenberg – ein Mann der Tat»; Hans Fehr über den Hitler-Attentäter

Als Nazideutschland in der Tyrannei versank, war Stauffenbergs Attentatsversuch der Beweis, dass es auch noch ein anderes Deutschland gab. Absurderweise gibt es auch Stimmen, die Stauffenberg «Feigheit» vorwerfen, weil er sich beim Attentat nicht auch selbst geopfert habe. Ein solcher Vorwurf verkennt, dass Stauffenberg als führender Kopf die Fäden auch nach dem Gelingen des Attentats in der Hand hätte halten müssen. Dass das Attentat misslang, hatte zur Folge, dass bis zum Ende des Krieges nochmals so viele Soldaten und Zivilisten umkamen wie in all den Kriegsjahren zuvor. *Cyrill Wyss, Bettwil*

### Unverantwortlich

Nr. 28 – «Darf man das?»; Claudia Schumacher über erwachsene Vorbilder an der Ampel

Die Rubrik hat ja auch einen humoristischen Aspekt. Die Frage allerdings, ob man bei Rot über die Strasse gehen darf, sollte ernst genommen werden. Nein, man darf dies nie! Und es ist auch nicht davon abhängig, ob das Kind ein Säugling ist, der noch keine Ahnung von einem Vorbild hat! Genau genommen könnte sich die Kesb einschalten und sogar der Person, die bei Rot über die Strasse geht und somit nicht verantwortlich handelt, das Kind entziehen.

*André Müller, Basel*

### Korrigenda

In der Rubrik «Personenkontrolle» der letzten Ausgabe ist eine Bildlegende fehlerhaft. Ueli Maurer steht hier nicht neben dem neuen Pilatus PC-24, sondern neben einem Pilatus PC-6 «Porter». Wir bitten um Entschuldigung.

### Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).

	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11
12					13	14		15		16	
17					18			19			
		20			21					22	
23	24					25				26	
				27		28		29			
30		31	32					33			
	34					35	36			37	38
39				40				41			
42						43		44			
		45						46			
47						48				49	

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

**Lösungswort** — Sie ist beim Geburtstag dabei  
 Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 1 Stadt in Nordirland und spirituelles Zentrum Irlands. 7 Damit heben auch Genfer oft ab. 12 Die Lagerstätte kann aus Kohle bestehen. 13 Einzelgängerische Laufvögel auf dem fünften Kontinent. 16 So dann lebt der Parasit auf anderen Organismen. 17 Stadt im indischen Bundesstaat Andhra Pradesh. 18 Ein Brett für den Koch und ein Instrument für den Musiker. 20 So schafft man es einfacher zur Meisterschaft. 22 Ähnelt einem Bahndamm, entstand aber in der Eiszeit. 23 Dort gibt es statt Zeit viel Heiterkeit. 25 Freizügig bis grossmütig. 27 Getaufte Demetra schauspielert unter anderem Namen. 29 Der Käse von dort oben am Ijsselmeer. 30 Sie ist jüdisch und bietet Mystik. 33 Schon Horaz wusste: dies und Schatten sind wir. 34 Frankreich (Loiret): Stadt, Grafschaft, Schloss. 35 Endprodukt des Nukleinsäureabbaus. 37 In Irland der Wilhelm in Kurzform. 39 Sie ist immer für eine Schlagzeile gut. 41 Tierischer Ausflug, wiehern inbegriffen. 42 Seine ärztliche Behandlung mag einem spanisch vorkommen. 43 Was einst keltisch ist heute spanisch. 45 Die Gruppe spricht sich eine kollektive Identität zu. 46 Der Wert hat auch mit Moral zu tun. 47 Bruno ist Schauspieler, und zwar vollständig. 48 Die US-Behörde mit dem Sinn für den Raum. 49 Es ergibt mit Obwalden dann Unterwalden.

**Senkrecht** — 1 Verwandelt die Macht in Omnipotenz. 2 Der Weg zwischen mehreren Punkten. 3 Tiroler Landeshauptstadt, das war einmal. 4 Blau am westlichsten Ende Europas. 5 Morgendlicher Schreihals in E-Variante. 6 Der Bukowski ist der Alias von Rapper Ludovic Villard. 8 Wenn nicht geheim, dann sicher intim. 9 Dwight D. Eisenhower hörte auch darauf. 10 Georg Friedlich Händels Oper für Otto II. 11 Im Fall eines Ausfalles sorgt er für Energie. 12 Kleines Fest für grosses Vergnügen. 14 Matthias hat Finnland kennengelernt. 15 Die natürliche Stütze nützt auch beim Gehen. 19 Niederländische Stadt der vielen Friedensschlüsse. 21 Scheussliche Übelkeit bei normaler Gesundheit. 24 Mal heilend oder einfach süss, und immer mit Überzug. 26 Wo ein Ehregeiz, ist sie bestimmt nicht weit. 27 Es ist dieser Sache gemäss. 28 Der polynesische Halbgott gab der Hawaii-Insel den Namen. 31 Festlegen wie festhalten. 32 Wo er ist, ist etwas, materiell oder ideell. 33 Gesund (der Geist), wie es Römer kannten. 36 Eier wohl, aber sie werden nicht ausgebrütet. 38 Die Saite zeigt sich von schwer erkennbarer Seite. 39 Ein bisschen Nebel und Rauch und teils richtig ungesund. 40 Übereinstimmung von Jogurt und Polster. 41 Lovely ist sie im Lied der Beatles. 44 Genau die Humphries Singers meinen wir.

©Fritz Müller - Rätselfactory AG

**Lösung zum Denkanstoss Nr. 527**

S	I	M	U	L	T	A	N	L	E	S	E	N
O	A	I	N	A	I	R	O	B	I	O		
P	A	R	T	N	E	R	I	N	R	O	E	B
A	B	T	E	I	A	N	F	A	E	N	G	E
S	A	M	E	D	I	O		I	G			
P	P				N	O	R	D	S	T	E	R
M	A	R	I	A	G	R		M	A	U		U
E	N	A		R		R	R	I	S	E	N	D
I	N	T	A	K	T			E	S	S	A	S
O		T	R	A	E	G	E	R	S	T	A	S
S	U	E	N	D	E	R		E	E	I	D	E
E		N	I	E	R	E		N	O	N	S	E

**Waagrecht** — 1 SIMULTAN 6 LESEN 10 NAIROBI 12 PARTNERIN 15 ROEBI (TV-Moderator Koller) 17 ABTEI 18 ANFAENGER 19 SAMEDI (franz. f. Samstag) 20 NORDSTERN 23 MARIA-GE 26 MAU 27 ENA (kurz f. Ecole nationale d'administration) 28 REISENDER 31 INTAKT 34 ESSAYS (von franz. essai, Versuch) 35 TRAEGER 37 STASI 38 SUENDER 39 EIDE 40 NIERE 41 NONSENS (engl. f. Blödsinn)

**Senkrecht** — 1 SOPA (span. f. Suppe) 2 MARTA 3 LINIE 4 ANRAINER 5 NAIN 6 (Güter-) LORE 7 EBONIT 8 SIEG 9 NOIR (Farbe beim Roulette) 11 INFORMIEREN 13 ABSPANN 14 TEMPI 16 BEGRUESSEN 21 DASS 22 SUESSEN 23 MEIOSE 24 RATTEN 25 ARKADE 29 NATIS 30 DYADE 32 ARNI 33 TEER 36 GRE (franz. f. Belieben)

**Lösungswort** — **EIDGENOSSEN**



EMS – Innovativ, weltweit  
 erfolgreich in den Geschäftsbereichen  
 Hochleistungspolymere  
 Spezialchemikalien

# Degussa



GOLD UND SILBER.



## EIN JUBILÄUM FEIERT MAN AM BESTEN MIT GOLD UND SILBER.

Stolze 726 Jahre wird die Schweiz. Für Edelmetalle ist das eine kurze Zeitspanne, denn sie bleiben selbst über Jahrtausende wertstabil. In unseren Ladengeschäften in Zürich und Genf zeigen wir Ihnen, wie Sie für Generationen vorausschauend anlegen. Als Europas grösster und bedeutendster Edelmetallhändler bietet Degussa ein umfassendes Sortiment aus Edelmetall-Barren und -Münzen. Gerne können Sie bei uns Ihre Werte auch ausserhalb des Bankensektors sicher in einem Schliessfach aufbewahren.

**DEGUSSA-  
GOLDHANDEL.CH**

**Verkaufsgeschäfte:**

Bleicherweg 41 · 8002 Zürich  
Telefon: 044 403 41 10

Quai du Mont-Blanc 5 · 1201 Genf  
Telefon: 022 908 14 00

